UC-NRLF
$B 609 953

GERMAN LIBRARY.

OF THE

UNIVERSITY OF CALIFORNIA.

Received Aug. 1885.

Accessions No. 27260 *Shelf No.* 863
B539
v. 4

Clemens Brentano's

Gesammelte Schriften.

Herausgegeben

von

Christian Brentano.

Vierter Band.

Der kleinen Schriften

erster Theil.

Frankfurt am Main.

J. D. Sauerländer's Verlag.

1852.

Gedruckt bei J. D. Sauerländer.

Clemens Brentano's

Gesammelte Schriften.

Vierter Band.

Digitized by Google

Wie wir oft ſehen ſelbſt im kleinſten Garten
Der Blumen viele bei einander blühn,
In Duft und Farbe mannigfache Arten,
So mußteſt du auch, Vaterhaus! erziehn
Geſchwiſter ſehr verſchieden zwar an Gaben,
Beruf und Schickſal, aber doch verwandt;
Denn in der Seele lag ein Keim vergraben,
Der ſtets ſich mehr und mehr zum Licht gewandt.
Ein Band von Lieb' hielt Alle feſt umſchlungen,
Das, als nach manchen ernſten Lebensſtunden
Der Täuſchung Zauberſtimme fern verklungen,
Sich eng und enger ſtets um uns gewunden.
Da fanden wir, obgleich uns nie verloren,
Noch treuer uns vereint zu Jeſu Füßen,
Da haſt auch du das ſchöne Loos erkoren,
Mit Herz und Mund den Herrn im Lied zu grüßen
In frommen Weiſen, zeugend von dem Leben,
Das reich und friſch dir ſtrömt in ſpäten Tagen,
Nur um es Ihm in Demuth hinzugeben,
Der lange uns geſucht, und lang getragen.

Das Zeugniß war die Frucht des neuen Strebens,
Daß auch die gabenreichſte Seele nimmer
Befriedigung finden könne in dem Schimmer
Des ſchönſten äußeren und innern Lebens,
Wenn nicht in Gott die Ruhe ſie gefunden,
In dem allein die Seele kann geſunden.

Hier, wo ſich Ernſt und Scherz ſo ſchön vereinen,
Wo großer Sinn ſich birgt im einfach Kleinen,
Wirſt du Verwandtes deinem Geiſte finden
In Vielem, was dir dieſe Blätter bieten,
Vor welchen mir die Freude iſt beſchieden,
Des Bruders Namen deinem zu verbinden.

Meiner

geliebten Schweſter

Ludovika Freifrau von Des Bordes,

gebornen **Brentano= de La Roche**

mit brüderlicher Herzlichkeit

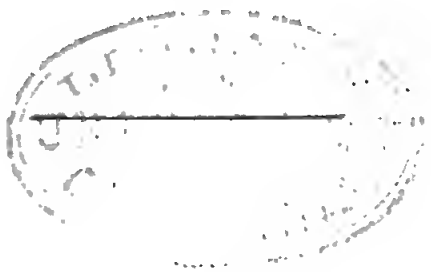
gewidmet.

Aus

der Chronika

eines

fahrenden Schülers.



Vorwort.

Vor fünfzehn Jahren machte es mir Freude, die folgende einfache Geſchichte niederzuſchreiben. Sie ſollte nur die Einfaſſung mehrerer ſchöner altdeutſchen Erzählungen ſein, die ſie mit mancherlei Ereigniſſen aus dem Zuſammenleben des alten Ritters Veltlin von Türlingen und ſeiner drei Töchter unterbricht, mit deren Verſorgung und der Abreiſe des Erzählers ſie ſchließt. So lieb ich das Gedicht hatte, blieb es doch unterbrochen; der Sinn der Leſer ſchien dazu zu fehlen. Jetzt, da dieſe Erzählung mehr, ja ſelbſt die altdeutſchen Röcke vor ſich hat, fiel ſie mir wieder in die Hände, und ich verſuche es, ſie den Leſern vorzulegen mit der Erinnerung, daß ſie zu pädagogiſchen Zwecken entworfen worden, als ich von der ſogenannten Romantik noch wenig wußte, und daß ſie daher neben den allerneueſten Ritterromandichtern in ihrer redſeligen Einfalt um Schonung bittet. Sollte dem Leſer, durch Eiſenfreſſerei, und isländiſches Moos verwöhnt, dieſe Geſchichte wie unſre deutſche Camillen und Hollunderblüthe nicht behagen, ſo bringe er ſie einem kranken Freunde oder Mägdlein, denen ſie Gott geſegnen möge!

Im Jahr, da man zählte nach Chriſti, unſers lieben Herrn Geburt 1358 am zwanzigſten Tage des Maimonats hörte ich, Johannes, der Schreiber, die Schwalbe in der Frühe an meinem Kammerfenſter ſingen, und ward innigſt von dem Morgenliede des frommen Vögeleins erbauet, bedachte auch auf meinem Bettlein, wie die Schwalbe in daurender Freude lebet, gegen den

Winter in ferne wärmere Länder ziehet, und der Heimath getreu, gegen den Frühling wiederkehrt. Alſo nicht der Menſch, der arme fahrende Schüler, der wohl viel gegen Sturm und Wetter ziehen muß, ja, der oft kein Feuer findet, die erſtarrten Hände zu erwärmen, daß er ſie falte zum Gebet; aber ſo er es ernſtlich meinet, haucht er hinein.

Da ich in ſolchen Betrachtungen verſunken war, und das Schwälblein auch auf ſeine Weiſe fortphantaſirte, wäre ich ſchier wieder eingeſchlummert, aber der Wächter auf dem Münſter bließ: „In ſüßen Freuden geht die Zeit," welches ich hier noch nie gehöret, denn ich war zum erſten Male in Straßburg erwacht.

Nun richtete ich mich in meinem Bettlein auf, und ſchaute in meinem Gemache umher, das hatte aber Fenſter rings herum und war in einem Sommerhäuslein des Gartens. Links ſtand der Mond noch blaß am Himmel, und rechts war der Himmel wie das lauterſte Gold. Da fand ich mich zwiſchen Nacht und Tag, und faltete die Hände, und es fiel mir freudig aufs Herz, daß heute mein zwanzigſter Geburtstag ſei, und wie mir es viel beſſer geworden, als in dem letzten Jahre, da ich meinen lieben Geburtstag auf freiem Felde in einem zerriſſenen Mäntelein empfangen und mit einem Biſſen Almoſenbrod bewirthen mußte. O, Freude und Ehre! dachte ich bei mir ſelbſt, und ſchaute zum Morgenlichte hin, und ſprach: „Du biſt mein Licht, du wirſt mein Tag;" glaubte auch ſchier in meiner Einfalt, der Himmel ſei golden um meines Beſten willen, die Schwalbe habe nur geſungen, mir Glück zu wünſchen, und der Thürmer habe allein ſo lieblich geblaſen, mir zur Feier; da der Himmel ſich doch nur geröthet vor der Sonne, die der Herr gerufen; da die Schwalbe doch nur geſungen in Gottes Frühlingsluſt, und der Wächter nur geblaſen zu Gottes Ehren, ja wohl gern noch ein Stündlein geſchlafen hätte, ſo es ihm von den Münſterherren verſtattet wäre. Alſo wird der Menſch leicht übermüthig in

der Freude, und glaubet, er ſei recht der Mittelpunkt aller Dinge, und ſei er mit Allem gemeint. Da ließ ich die Augen fröhlich in der Kammer umherſchweifen, und ſah auf dem Schemel ein neues Gewand liegen, das mir mein gütiger Herr und Ritter Veltlin von Türlingen am Abend im Dunkeln hatte herauftragen laſſen, und konnte ich meine Begierde nun nicht länger zurückhalten, ſprang auf von meinem Lager, und legte dieſe Kleider nicht ohne Thränen des Dankes an. Es war dies aber ein feines blaues Wamms um die Lenden gefaltet und geſtutzet, und roth und weißes Beinkleid von ländiſchem Tuch, auch ſtumpfe Schuh und eine ſchwarze Kogel mit einer blauen Feder, nicht zu vergeſſen, ein Hemmet von weißem Hauslinnen, am Halſe bunt genäht und gekrauſet, dergleichen ich vorher nie getragen. Da ward es mir faſt leicht und fröhlich zu Muthe, und hätte ich wohl mögen einen Sprung thun, als hätte ich einen neuen Menſchen angezogen mit dem neuen Kleid.

Aber meine Hoffart währte nicht lange, denn mein zerriſſenes Mäntelein, welches ich als einen Vorhang vor das Fenſter gehängt hatte, erleuchtete ſich durch die aufgehende Sonne, und alle ſeine Löcher waren ſo viele Mäuler, und alle ſeine Fetzen ſo viele Zungen, die mich meiner thörichten Hoffart zeihten. Es war, als ſage das Mäntelein zu mir: „O, Johannes, biſt du ein ſo eitler Kaufherr, daß du, angelangt in den Hafen, des zerriſſenen Segels vergißt, das dich in denſelben geführt? Johannes, biſt du ein ſo ſtolzer Schiffbrüchiger, daß du das Brett, welches dich mit Gottes Hilfe an ein grünes Eiland getragen, mit dem Fuße undankbar in die Wellen zurückſtoßeſt? O, Johannes, du undankbarer Freund, willſt du gerettet mich nicht auf deinen Schultern in ein Gotteshaus tragen und aufſtellen als ein Gedächtniß, daß ſich Gott deiner erbarmet?“

Ach, das waren wohl harte und wahre Worte meines Mänteleins, und ich nahm es mit Schämen von dem Fenſter, und

legte es um über meinen neuen Staat, und faßte es feſt mit den Händen um die Bruſt, als wollte ich es um Verzeihung bitten, und ging mit dem Gedanken die Treppe hinab in den Garten: wenn ich ein armer fahrender Schüler geweſen bin, ſo werde ich immer ein armer fahrender Schüler bleiben, denn auf Erden ſind wir Alle arm und müſſen mannigfach mit unſerem Leben herumwandeln, und lernen, und bleiben doch arme Schüler, bis der Herr ſich unſer erbarmet und uns einführt durch ſeinen bittern Tod in das ewige Leben.

Da ich nun in den Garten gekommen war, den ich vorher auch noch nicht geſehen, denn mein gnädiger Herr und Ritter war den Abend ſpät mit mir angekommen, und ich im Finſtern in mein Stüblein gebracht worden, konnte ich vor Schauen und Betrachten der neuen Dinge um mich her auch nicht zum Gebete kommen. Ich fand mich von den ſchönen Laubgängen, Zierfeldern, und Pflanzen und den blühenden Bäumen ſchier ebenſo ſehr überraſchet, als von meinem neuen Gewande. Ich fand mich gleich einem neugeborenen Kinde, welches mit Allem ſpielet, und noch nicht beten kann, und erſt nach einiger Erfahrung in der Süßigkeit des Lebens ſeine Hände zum Danke falten lernt. Der blühende Mai, das luſtige Singen der Vögel, die vielen jungen Kräuter und Blümlein, die mit Thaublicken vor der Sonne erwachten, der kühle Waſſerſtrahl, welcher in einem mit bunten Kieſeln und Muſcheln ausgelegten Brunnen tanzte, ſchienen mir alle ſo neu und wunderbar, als hätte ich dergleichen niemals geſehen, und wußte ich auch nicht, was aus allem dieſem werden ſollte.

So wie die lieben Kinder durch die Blumen gehen, und ſie brechen und Kränze winden, und ſich bei den Händen faſſen und mit den Kränzen im Kreiſe tanzen, gleichſam ſelbſt ein lebendiger Blumenkranz; wie ſie aber nicht gedenken der Frucht im treibenden Sommer und der Erndte im reichen Herbſt, und des

Todes in dem trüben tiefſinnigen Winter, alſo wandelte auch ich armer Schelm wie ein einfältiges Kind ohne Witz durch den Garten, und konnte vor großer Bewegung über mein neues Glück, das mir geſtern früh noch nicht geträumt hatte, nicht zum Gebete gelangen.

Mein freudiges Erſtaunen wollte aber nicht lange dauern, denn als ich meine Augen erſättiget hatte, ward es mir als einem Hungrigen, der ſich ohne Gebet zu einer reichlichen Mahlzeit geſetzet hat, welche ihm Gott darum nicht geſegnet. Alle das häusliche, wohlgepflegte Behagen des ſchönen Ziergartens erfüllte mich mit traurigen Gedanken, und die Armuth, die Einſamkeit meines eigenen Lebens trat mir in dieſer reichen Umgebung zum erſten Male recht lebendig vor die Seele. Was mag trauriger ſein, als das Bild eines Bettlers auf goldenem Grunde gemalet.

„O meine Mutter," ſagte ich in mir, „wer war ſanfter und ſchöner, und feiner und edler als du; wer war würdiger, zwiſchen Blumen zu wandeln, als du, die wohl ihre Schweſter und Geſpielin ſein konnte; ſtanden die Thränlein nicht auf den Wangen, wie die Thautröpflein auf dieſen Roſen, gingſt du nicht durch den Wald wie ein Lüftlein durch die Blüthen, und waren deine Augen nicht getreu und ſüß ſchauend wie die blauen Veilchen, deine Lippen nicht wie die roſinfarbenen Nelken, und flog dein gelbes Haar nicht wie der Sonnenſchein? Aber du mußteſt gehen wie Hagar mit deinem Ismael durch die Dornen in der Wüſte. Ach, warum ward nicht dir ſo ein Garten und ſo ein Haus, und warum wohneſt du zwiſchen fünf Brettern und zwei Brettlein, und biſt deines Lebens nicht froh geworden, noch deines Todes?. Sie haben dir keinen Kranz geflochten. Mir aber iſt Nichts geblieben als deine Zucht, und ich kann dein nicht gedenken in Freuden, denn mir gehöret Nichts als die Armuth, und ich habe keinen Seckel, aus dem ich dir das ſchönſte Grab könnte erbauen laſſen von Marmelſtein und Gold."

Wie traurig ward ich da und wendete meine Augen von Allem, was ihnen wohlgefiel, und wollte Nichts anschauen, weil sie es nicht mit mir sehen konnte, weil sie ihre Augen nie mit so erlaubter Lust erquicken konnte. Auch fiel es mir bittrer noch auf die Seele, daß ich eines Ritters Sohn sei ohne Wappen und ohne Waffen. Thränen füllten mir die Augen und Unwille erfüllte meinen ganzen Leib, der in dem neuen geschenkten Gewande zu brennen schien, und ich spannte mein enges, durchlöchertes Mäntelein so um mich, daß es noch mehr zerrissen.

So schritt ich, als suche ich die Wildniß, nach einem einsamern ungepflegten Theile des Gartens, und kaum stand ich im hohen Gras unter hohen Linden, so konnte ich schon nicht mehr begreifen, wie dieser innere Schmerz und Zorn in mich zum ersten Male in meinem Leben gekommen sei, und gegen die Mauer des Gartens schreitend, sah ich an derselben in einem tiefen Bogenraum ein Heiligenhäuslein angebracht, darinnen war wohlvergittert ein bunt gemaltes Schnitzwerk, die Anbetung der heiligen drei Könige im Stalle zu Bethlehem, aufgestellt. Davor kniete ich nieder ins Gras und betete von ganzem Herzen. Da zerrann bald all mein Leid und meine Hoffart vor dem Sohne Gottes, der nackt und arm in einer Krippe vor mir lag, und dem doch die Könige dienten. Wie fühlte ich mich in meiner Ungeberdigkeit beschämt, und da ich mich mit Thränen angeklagt hatte, dankte ich von ganzem Herzen dem Herrn, daß er mich armen fahrenden Schüler nicht vergessen, und mich durch seine Barmherzigkeit zu meinem gnädigen Herrn und Ritter gebracht, gelobte auch ferner mich aller Hoffart zu enthalten, und die Künste, welche ich durch seinen Beistand mit schwachen Sinnen erlernet, zu Mehrung seines Reichs auf Erden treu anzuwenden.

Da ich nun nach solchem Gebete einen merklichen Trost in meinem Herzen spürte, nahm ich ein gülden gewirktes Band, worauf das ave Maria stand, aus meinem Gebetbüchlein, und

hängte es, durch das Gitter langend, dem Bilde der Jungfrau Maria über den Arm, als das Opfer eines thörichten Menschen, der vor ihrem Sohne betend Trost gefunden hatte. Dieses Band aber war mir das Liebste, was ich hatte. Eine fromme Klosterfrau, meiner seligen Mutter Befreundte, hatte es mir einst für ein Lied, das ich ihr gedichtet und gesungen, geschenket, und war es zu Marburg an St. Elisabethen Grab angerühret worden, ich aber hatte es bisher als einen Blattzeiger in meinem Gebetbüchlein geführet. Dann nahm ich auch mein Mäntelein ab, und rollte es zusammen in einen langen Wulst, und flocht es durch die oberen Stäbe des Gitters vor dem Bilde, als einen aufgerollten Vorhang, zum Gedenken meiner zeitlichen Armuth, welche durch Gott sich in Freud' und Fülle gewandelt hatte. Nun wendete ich mich nach dem Garten zurück, der mir ganz anders erschien als vorher.

So mag Nichts vor dem Gemüthe des Menschen bestehen, welches Alles nach sich umgestaltet. Jetzt, da ich gebetet hatte, erschienen mir alle die rothen, leibfarben und weißen Blümlein des Gartens wie jene Blumen, durch die der König Ahasverus in seinem Schloßgarten zu Susan gewandelt, seines Zornes zu vergessen. Ja, es war mir, als sei der liebe Gott durch diese Blumen gegangen, und habe seinen gerechten Zorn über meine Ungeberde hier an der Lieblichkeit seiner Werke gesänftiget; denn hier an diesem ersten Morgen meines zwanzigsten Jahres ist mir vieles Licht in der Seele aufgegangen, und ist mir der Frühling ein weiser Lehrer geworden.

Besonders aber hat mich der hohe Münsterthurm erschüttert, als ich aus einem schattigten Baumgange hervortrat und ihn über die Dächer der Nachbarhäuser auf mich niederschauen sah. War mir es doch im Anfang so bange vor ihm, wie es einer Grasmücke sein muß, wenn ein Riese den Busch über ihrem Neste öffnet und auf sie niederblickt. Alles Menschenwerk, so es

die gewöhnlichen Grenzen an Größe oder Vollendung überschreitet, hat etwas Erschreckendes an sich, und man muß lange dabei verweilen, ehe man es mit Ruhe und Trost genießen kann.

Ich habe dieses aber nicht allein bei dem Anblicke dieses schwindelhohen Thurmes empfunden, sondern auch bei gar lieblichen und feinen Werken, von welchen ich nur nennen will die überaus feinen und natürlichen Gemälde des Malers Wilhelm in Köln, der von den Meistern als der beste Meister in allen deutschen Landen geachtet wird, denn er malet einen jeglichen Menschen von aller Gestalt, als lebe er. Die Werke dieses Wilhelm's aber, die ich zu Köln gesehen, sind dermaßen zart, fein, scharf und lebendig, daß man schier glauben sollte, sie seien von Händen der Engel gemacht, und erbebet man bei ihrem Anblicke, weil sie zu leben scheinen und doch nicht leben. Man fühlet da wohl, daß der Mensch Etwas sein und schaffen kann, was viel herrlicher ist, als sein gewöhnliches Sein und Schaffen, und man erschrickt darüber, daß diese Herrlichkeit so fremd und selten ist, daher wohl eine Menge Sprossen auf der Leiter zu dieser Vollkommenheit wo nicht fehlen, doch unsichtbar sein müssen, und wir Alle wohl tief heruntergeworfen sind.

Die gewaltige Künstlichkeit des wunderwürdigen Münsterthurmes hätte mich beinahe wieder niedergeschlagen, denn ich bedachte mit Verwunderung, wie ich doch unter den hohen Eichen, in finsteren Wäldern, auf hohen Bergen, an steilen Abgründen und bei stürzenden Wasserfällen in einsamen Thälern recht in Einöde, ja ganz verlassen, auch wohl gar hungrig gesessen und mich doch nicht so bewegt gefühlt, als bei dem Anblicke dieses Thurmes. Wenn ich die Blätter und Zweige der Bäume betrachte, so frage ich nicht, wie sie da hinaufgekommen, und erschrecke nicht, wenn sie sich hin- und herbewegen mit Rauschen; aber wenn ich diesen wunderbaren Thurm anschaue mit seinen vielen Thürmlein, Säulen und Schnörkeln, die immer auseinander

heraustreiben und durchſichtig ſind wie das Gerippe eines Blattes, dann ſcheint er mir der Traum eines tiefſinnigen Werkmeiſters, vor dem er wohl ſelbſt erſchrecken würde, wenn er erwachte und ihn ſo fertig vor ſich in den Himmel ragen ſähe; es ſei denn, daß er auf ſein Antlitz niederfiele und ausriefe: „Herr, dies Werk iſt nicht von mir in ſeiner Vollkommenheit, du haſt dich nur meiner Hände bedienet; mein iſt Nichts daran, als die Mängel, dieſe aber decke zu mit dem Mantel deiner Liebe, und laſſe ſie verſchwinden im Geheimniß deiner Maaße.“ Keiner aber hat dieſes wohl erlebet, keiner hat einem ſolchen Werke ſeiner Erfindung die Krone aufgeſetzet, ganze Geſchlechter ſind von den Baugerüſten herabgeſtiegen und haben ſich zu Ruhe in die Gräber zu den Füßen des Thurmes gelegt, der Nichts davon weiß, und da ſteht ernſt und ſteinern, der kein Herz und keinen Verſtand hat, ja eigentlich ein recht unvernünftiger Thurm iſt, und doch daſteht, als wäre er aus ſich ſelbſt hervorgewachſen und brauche er es keinem Menſchen zu danken. Dieſer gewaltige Ausdruck der Erhabenheit aber in einem ſolchen Werke, an welchem die Weisheit und Mühe und Andacht von Jahrhunderten an unendlichen Linien des Geſetzes, des Verhältniſſes, der Noth und der Zier mit halsbrechender Kühnheit hinangeklommen, um auf dem Gipfel dem Herrn zu lobſingen, verbunden mit ſeinem eigentlichen inneren Tode, ſo daß er, der Alles durch ſein Daſein im tiefſten Herzen rühret, doch gar Nichts davon mitempfindet, das iſt es, was ſeinem Anblick und der Erſcheinung aller gewaltigen Menſchenwerke einen Schrecken beimiſchet. Es iſt, als frage er: „Was bin ich, und warum bin ich, und was iſt es, das dich alſo rühret in mir?“ Was können wir ihm aber Anderes antworten? als: „Die Werke des Herrn ſind unbegreiflich, er treibt uns zu bauen und ſchaffen über das Leben hinaus; denn wir waren unſterblich und vollkommen, und wir ſind gefallen in den Tod durch die Sünde. Du Thurm

aber ſtehe als ein Zeuge, daß wir dunkel fühlen, was wir waren vor dieſer Zeit, und daß wir noch ringen nach unendlichem Ziele; ſo ſtehe du dann als ein Träger unſerer Mühe und unſerer Buße zu Ehren unſeres Heilands und Seligmachers Jeſu Chriſti, der uns erlöſet hat durch ſein bitteres Leiden und Sterben! Amen.“

Alſo gedachte ich in mir, und wenn gleich umgeben von lebenden Bäumen und Blumen, in welchen, wie ſelbſt in den harten Felſen, eine Seele zu wohnen ſcheint, welche mit dem Menſchen athmet und fühlet, im Frühling ſich mit ihm freuet, und im Winter mit ihm trauert, konnte ich doch meine Augen nicht von dem Thurme wenden. Der Sinn des Menſchen ſtrebet immer nach dem Unbegreiflichen, als ſei dort das Ziel der Laufbahn und der Schlüſſel des Himmels; denn bewundern kann der Menſch allein, und alles Bewunderung Erregende iſt ein Bote Gottes, der uns mahnet an das Licht, das wir verloren und das uns wieder verheißen iſt durch das Blut Chriſti, ſo wir uns deſſen theilhaftig machen. Alſo iſt mir auch immer alle meine Drangſal erſchienen als eine Sehnſucht nach einem beſſern Leben, und alle meine bitteren Stunden waren nur die kalten ſtürmenden Tage des Winters, denen der liebliche Frühling, angekleidet mit Blumen und Geſang, folget, ſo ich ſäe guten Samen und fülle meine Seele mit dem Lobe Gottes.

In ſolchen Betrachtungen wollte ich wieder nach dem Sommerhäuslein gehen, ſah aber meinen gnädigen Herrn und Ritter gar tiefſinnig mit gefalteten Händen unter einem Baum im Sonnenſcheine ſitzen, und traute nicht, an ihm vorüberzugehen, damit ich ihn nicht ſtöre. Ich ſtellte mich darum in ſeiner Nähe beſcheidentlich an die Laubwand, und nahm mein Baret in die Hände, erwartend, ob er ſeine Augen vielleicht nach mir wenden möge.

Der Anblick meines Herrn erweckte eine große Ehrfurcht

in mir. Ich hatte ihn gestern nicht recht gesehen, denn es dunkelte schon, da er mich am Wege barmherzig zu sich nahm. Er hatte ein schneeweißes Haar am Haupt und Bart, und mochten wohl viele Sorgen über ihn hingeflogen sein. Ich erinnerte mich nie einen so frommen alten Ritter gesehen zu haben, der mit seinem ernsten und milden Antlitz ein solches Vertrauen in mein Herz senkte. Gott gebe, daß ich also in Ehren grau werden möge, dachte ich bei mir, und fühlte mich mit ganzer Seele zu dem lieben Herrn hingezogen. Er aber schien sehr betrübt zu sein, seufzte auch oft und tief, und die kleinen Vöglein, die über ihm in dem Baume so lustig sangen, konnten ihn nicht trösten.

Da ich so eine Weile nach ihm hingesehen hatte, wendete er die Augen zufällig zu dem Ort, an dem ich stand, und redete mich freundlich an mit den Worten: „Wie ist dir, Johannes, daß du so stille da stehest?“ Worauf ich ihm entgegnete: „Ich wollte Eure Ruhe nicht stören, Herr, Ihr scheinet mir in schweren Gedanken.“

Der Ritter aber sprach hierauf: „Johannes, wie gefällt dir deine neue Heimath, bist du zufrieden bei mir?“

Da sagte ich: „Herr, sollte ich nicht froh sein? da ich nun weiß, wo schlafen und wo Brod finden und wem dienen um des Herren willen, da weiß ich nun auch, wen lieben, wem danken außer Gott, und für wen beten außer für mich. Herr, meine neue Heimath gefällt mir wohl, Gott gebe, daß ich auch ihr wohlgefalle, und ihrer würdig werde.“ Da lächelte der Ritter und sprach: „Johannes, wenn dir deine Worte ernst sind, so werden wir gute Gesellen sein, denn deine Rede gefällt mir wohl. Aber was willst du thun, mir wohlzugefallen, was willst du mir geben, da du nichts hast?“

Hierauf erwiederte ich: „Herr, ich bleibe Euer Schuldner vor der Welt, denn ich kann Euch kein Wamms geben für das

Wamms, das ich durch Eure Gnade trage; aber vor Gott gebe ich Euch einen guten Zahlmann, denn vor ihm ſchenke ich Euch mein Herz."

Da verſetzte der Ritter ſcherzhaft: „Wenn ich dir nun auch mein Herz geben wollte für das deinige, ſo behielt ich doch das Wamms zu Gute, wie dann, Johannes?"

Worauf ich entgegnete: „Herr, Ihr rechnet ſo geſtreng, als wolltet Ihr mich verſuchen in Gegenrechnung, und ſo muß ich dann ſchon ſagen, daß mein Herz gewiß nicht Werth hat gegen das Eure, welches geprüfet iſt durch lange Jahre, da das meinige arm iſt und ohne Verdienſt, ja, da ihm alles Gute, was es gewollt hat, nicht zu Gute kömmt, da es keinen Werth hat, den es Euch mit ſich geben kann, weil der Glaube an die Barmherzigkeit des Heilandes nicht mit dem Herzen geſchenkt werden kann, und dieſer Glaube allein doch ein Herz zu beſeligen und ſelig zu machen vermag. So nehmt es denn hin, wie es iſt, und füget hinzu, was man nicht mitgeben kann. Doch habe ich noch eine Gabe, deren ich Euch genießen laſſen will, und die ihr mir nicht ſo leicht einholen ſollet; denn ſie iſt raſch und fliehet davon, auch werdet Ihr ſie mit allem Ernſte nicht leicht verdrängen mögen, denn ſie iſt lieblich und luſtig anzuſchauen, und könnte ich ſie euch wirklich zu eigen geben, ſo würdet Ihr ſie nicht gerne wieder laſſen, eine alſo gute Geſellin iſt ſie."

Mein Herr, der ſehr ernſt geworden war, ſagte hierauf traurig vor ſich niederſchauend: „Und was iſt das vor ein Kleinod, Johannes, mit dem du ſo prahleſt?"

Da erwiederte ich: „Herr, es iſt meine Jugend, deren will ich euch genießen laſſen, wie ich kann! Damit ihr euer Alter vergeſſet bei mir, will ich euch erfreuen mit mancherlei fröhlichen Reden und Gedanken."

Aber, was ich da zuletzt geſprochen hatte, war wohl thöricht,

und ein ſchlechter Anfang meiner verſprochenen erfreulichen Reden, denn mein gnädiger Herr ward nun ſehr ſtill und finſter. Weil ich ihn an ſein Alter erinnert hatte, glaubte ich. Da redete ich ihn ſchüchtern an: „Herr, ich habe euch mit thörichten Worten erzürnet.“

Er aber ſprach: „Das haſt du nicht gethan, Johannes, du haſt die Wahrheit geſprochen, aber mir iſt ſchwerer aufs Herz gefallen, was mir lange ſchon darauf liegt, mein Unwerth. Nun aber bedenke ich, ob dein fröhlicher Muth mir wohl dieſe Laſt von der Bruſt nehmen wird; aber das mag wohl nicht ſein; haſt du mich nicht gefunden hier im Grünen, in einem luſtigen Garten, von der lieben Sonne beſchienen, und angeſungen von den unſchuldigen Vögelein, nachdenklich und betrübt: wirſt du können, was der Frühling nicht vermag? So du aber Künſte gelernt haſt, die ich nicht beſitze, ſo wirſt du mein Schuldner nicht bleiben, wenn ich gleich ſelbſt ewig Gottes Schuldner bleibe. Setze dich zu mir, und ſage mir treulich, wie du zur Armuth gekommen biſt im Guten, und wie es ſich mit dir begeben, bis ich dich geſtern an der Eiche gefunden habe im Blobsheimer Wald, und dann ſollſt du ebenfalls von mir hören, warum ich betrübt bin.“

Da ich die große Freundlichkeit meines Herrn aus dieſer Rede vernommen hatte, faßte ich einen guten Muth, ſetzte mich zu ihm unter den Baum, und ſprach alſo: „Mein gnädiger Herr und Ritter, es gibt keinen ehrlicheren Weg ins Leben, als die Geburt, denn unſer Heiland iſt ihn auch gewandelt, und ſo gibt es auch keinen ehrlicheren Weg zur Armuth, als in ihr geboren zu ſein, denn auch unſer Heiland ward in ihr geboren, und ſo kam ich zur Armuth, als ich zur Welt kam. Aber ich bin doch nicht lang arm geblieben, denn ich fand eine unausſprechlich liebe Mutter, die ließ mich an ihrem Herzen ſchlummern, und ſah auf mich nieder mit ſorgenden Liebesblicken, und weckte ſie mich

nicht mit ihren Thränlein, die auf mich niederfielen, ſo weckte ſie mich mit Küſſen, und ließ mich ihr eigenes Leben aus ihren Brüſten trinken, o, Herr, war ich nicht reich, wer iſt reicher als ein neugebornes Kindlein? — Ja, ich war ſo reich, daß ich meiner lieben Mutter Freud' und Leid verdoppeln konnte, was ihr wohl aus einem Liede vernehmen werdet, das meine Mutter oft ſang, wenn ſie mich in frühſter Jugend einſchläferte, und habe ich es nach ihrem Tod in ihrem Gebetbüchlein liegend gefunden; es iſt aber geſtellt, bald als rede ein Kindlein zur Mutter, bald die Mutter zu ihm, nun höret:

„O, Mutter, halte dein Kindlein warm,
Die Welt iſt kalt und helle,
Und trag' es fromm in deinem Arm
An deines Herzens Schwelle.

Leg' ſtill es, wo dein Buſen bebt,
Und leis herab gebücket
Harr' liebvoll, bis es die Äuglein hebt,
Zum Himmel ſelig blicket.

Und weck' ich dich mit Thränen nicht,
So weck' ich dich mit Küſſen,
Aus deinem Aug' mein Tag aubricht,
Sonn', Mond dir weichen müſſen,

O, du unſchuld'ger Himmel du!
Du lachſt aus Kindesblicken,
O Engelſehen, o ſel'ge Ruh',
In dich mich zu entzücken.

Ich ſchau zu dir, ſo Tag als Nacht,
Muß ewig zu dir ſchauen,
Und wenn mein Himmel träumend lacht,
Wächſt Hoffnung und Vertrauen.

Komm her, komm her, trink' meine Bruſt,
Leben von meinem Leben,
O, könnt' ich alle fromme Luſt
Aus meiner Bruſt dir geben.

Nur Luſt, nur Luſt, und gar kein Weh,
Ach, du trinkſt auch die Schmerzen,
So ſtärke Gott in Himmelshöh'
Dich Herz aus meinem Herzen.

Vater unſer, der du im Himmel biſt,
Unſer täglich Brod gib uns heute,
Getreuer Gott, Herr Jeſus Chriſt,
Tränk' uns aus deiner Seite.

Du ſtrahlender Augenhimmel du,
Du thauſt aus Mutteraugen,
Ach Herzenspochen, ach Luſt, ach Ruh',
An deinen Brüſten ſaugen.

Ich ſchau zu dir, ſo Tag als Nacht,
Muß ewig zu dir ſchauen,
Du mußt mir, die mich zur Welt gebracht,
Auch nun die Wiege bauen.

Um meine Wiege laß Seide nicht,
Laß deinen Arm ſich ſchlingen,
Und nur deiner milden Augen Licht
Laß zu mir nieder dringen.

In deines keuſchen Schooßes Hut
Sollſt du dein Kindlein ſchaukeln,
Daß es dir bleibe ſo lieb, ſo gut,
Wie Träume es umgaukeln.

Da träumt' mir, wie ich ſo ganz allein
Gewohnt dir unter'm Herzen,
Da waren die Freuden, die Leiden dein,
Mir Freuden auch und Schmerzen.

Und ward dir dein Herz je all zu groß
Und hatteſt nicht, wem klagen,
Und weinteſt du ſtill in deinen Schooß,
Half ich dein Herz dir tragen.

Da rief ich: „Komm, lieb' Mutter komm!
Kühl dich in Liebeswogen."
Da fühlteſt du dich ſo ſtill, ſo fromm
In dich hinabgezogen.

So mutterſelig ganz allein
In deiner Luſt berauſchet,
Hab ich die klare Seele dein,
Du reines Herz, belauſchet.

Was heilig in dir zu aller Stund',
Das bin ich all geweſen,
Nun küſſ' mich ſüßer Mund geſund,
Weil du an mir geneſen.

O ſelig, ſelig ohne Schuld,
Wie konnt' ich mit dir beten,
O wunderbare Ungeduld,
An's ſcharfe Licht zu treten.

O, Mutter, halte dein Kindlein warm,
Die Welt iſt kalt und helle,
Und trag' es fromm, biſt du zu arm,
Hin an des Grabes Schwelle.

Leg' es in Linnen, die du gewebt,
Zu Blumen, die du gepflücket,
Stirb mit, daß wenn es die Äuglein hebt,
Im Himmel es dich erblicket.

So lallt zu dir ein frommes Herz,
Und nimmer lernt es ſprechen,
Blickt ewig zu dir, blickt himmelwärts
Und will in Freuden brechen.

Bricht's nicht in Freud', bricht's doch in Leid,
Bricht es uns allen Beiden.
Ach, Wiederſehen geht fern und weit,
Und nahe geht das Scheiden!"

Als ich das Lied ganz hergeſagt, waren ich und mein Herr Ritter ein bischen ſtille. Dann hob er an und ſprach: „Du haſt Recht, lieber Johannes, du warſt recht reich, eine ſo liebe Mutter auf Erden zu finden. Das iſt ein ſchönes Lied, aber es iſt auch viel Trauer darin, wer hat es denn alſo geſetzet, daß es am Ende ſo ſchmerzlich vom Scheiden ſpricht?"

Da ſagte ich: „Mein Vater hat es geſetzt, als ich noch nicht geboren war, da er von meiner Mutter ſcheiden mußte, und hat ſie ihn nie wieder geſehen und kenne ich ihn auch nicht." Da brachen mir die Thränen aus, aber mein gnädiger Herr fuhr mir freundlich mit der Hand über das Haupt und ſagte: „Sei wohlgemuth! ich will dein Vater ſein, das reicht auf Erden hin, Gott geb's!" Da küßt ich ihm die Hand, und fuhr fort: „Ach, Herr Ritter, ſolcher Reichthum an einer ſo lieben Mutter war noch nicht genug, denn gute Leute nahmen mich auf ihre Arme und trugen mich in die Kirche, da ward ich durch die heilige Taufe aufgenommen unter die Kinder Gottes, und ward gereiniget von aller Sünde, und ward theilhaftig der Verſühnung unſeres Herrn Jeſu Chriſti. Da ward ich erſt reich über alle Maaßen, da hatte ich das ewige Leben und den Schlüſſel des Himmels geſchenket. Dann aber auch ward mir gegeben viele irdiſche Herrlichkeit, und was zum Leben nöthig und luſtig iſt, denn ich ward gelehret, daß der Glanz der Sonne all mein Gold ſei, der Spiegel der Flüſſe all mein Silber, die grünen Wieſen mit ihren Blumen all meine Teppiche und Tapezereien, der Himmel mit ſeinen blauen geſtirnten Gewölben und der grüne hohe Wald alle meine Gebäude und Hallen, ja endlich bin ich ſo reich geworden, daß mir die ganze Welt offen ſtand, und alle guten Menſchen

meine Diener warden, zu denen ich ſprechen durfte: Gib mir dies, gib mir jenes. Und hatte ich auch keinen Herrn, als den Herrn aller Herren, den lieben Gott, der mir das Leben zu einem Lehen gegeben, und in deſſen Hände ich es, ſo der heilige Geiſt ſeine Gnade verleiht, und mein Herr Jeſus ſich meiner erbarmt, ohne große Makel zurückzugeben hoffe, und habe ich mir zum Spruch auf mein Schild erwählt, denn ich bin eines Ritters Sohn:

Der Himmel iſt mein Hut,
Die Erde iſt mein Schuh,
Das heil'ge Kreuz iſt mein Schwerdt,
Wer mich ſieht, hat mich lieb und werth.

Da lächelte Herr Veltlin und ſprach: „Dein Hut iſt beſſer als deine Schuhe, die wirſt du dir bald ablaufen, aber dein Schwerdt iſt das mächtigſte auf Erden, und hat einen guten Waffenſchmied gehabt, du biſt ein guter Ritter, und deine Fahrt mag friedlich abgehen, denn die dich ſehen, haben dich lieb und werth. Aber erzähl' mir nun dein Herkommen."

Da zog ich ein Buch aus meinem Buchbeutel und ſprach: „Ich will es euch leſen, denn ich habe angefangen, es mir aufzuſchreiben, und zwar ſo recht ausführlich, wie es mir eingefallen, mit allerlei Rede und Betrachtung; wie mir bewußt ward, daß es geweſen iſt und geweſen ſein kann." Da ſprach Herr Veltlin: „Du kannſt ſchreiben? Johannes, das kann ich nicht, und bin ich begierig zu hören, ob du auch Alles ſo aufgeſchrieben, daß ich es wohl genießen mag, denn da die Schrift als etwas Künſtlicheres und dem Menſchen Merkwürdigeres gegeben wird, als gewöhnliche Rede, die ſchnell dahinfliegt, ſo ſoll ſie auch des Aufbehaltens würdiger dem Menſchen dargereicht werden, und alſo wohlgeſetzt und deutlich ſein. Lies nun." Da hob ich an:

„Chronicka des fahrenden Schülers
Johannes Laurenburger,
von Polsnich an der Lahn."

„Dies Buch ist mir werth und lieb,
Wer es mir stiehlt, der ist ein Dieb."

„Ich bin geboren am 20. Mai 1318 zu Polsnich an der Lahn, das ist ein Hof, der gehört zum Kloster Arnstein, darin ich getauft wurde Johannes. Meine Mutter selig wohnte in einem kleinen Häuslein vor dem Hof, und nannte man sie die schöne Laurenburger Els, mein Vater aber, den ich nie gesehen, war der Ritter Hans von der Laurenburg, die dem Kloster Arnstein gegenüber an der Lahn liegt. Was es aber für eine Beschaffenheit mit ihm habe, will ich hier niederschreiben, so viel ich erfahren, wenn ich zu der Zeit in meinem Leben gelange, da es mir selbst bekannt worden.

Das Erste, dessen ich mich aus frühester Jugend von meiner Mutter recht deutlich erinnere, ist daß sie mich lehrte, mich mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes zu bezeichnen, und die Hände zu falten, und das Vater unser und den englischen Gruß zu beten. Sie sagte mir die Gebete vor, ich schaute nach ihren Lippen, und sprach ihr nach, und ich erinnere mich noch recht sehr deutlich meiner großen Freude, als ich zum ersten Mal Abends neben ihr an ihrem Betschemel kniete, und diese heiligen Gebete mit ihr fertig und ohne Fehl sprach. Jetzt noch, wenn ich bete, ist es mir oft, als schaute ich nach ihren Lippen, und spräche ihr nach.

Sie war arm, fromm und arbeitsam, und wenn ich sie gleich später in mancherlei Geschäft gesehen, schwebt mir ihr

Bild doch meiſtens betend, ſingend oder ſpinnend vor Augen. Wenn ſie mich manchmal Abends ſchon im Bett entſchlafen glaubte, wachte ich noch, und horchte auf das Schnurren ihrer Spindel und ihren rührenden Geſang, denn ſie ſaß ſpät auf, ihr Brod in Ehren zu verdienen.

Der Anblick meiner holdſeligen Mutter, wenn ſie ſo bei Lampenſchein vor ſich hinſang und ſpann, rührte mich oft bis zu Thränen; warum, das weiß der liebe Gott gewiß, zu dem ich wohl zuhörend mit kindiſchem Herzen für ſie gebetet habe.

Einmal weiß ich, daß ich gar ſehr weinen mußte, als ich ſie Nachts bei ihrem Rocken ſo vor ſich hin ſingen hörte, da fing eine Nachtigall vor unſerm Fenſter auch an zu ſingen; es war ſchon ſehr ſpät und der volle Mond ſchien klar und hell. Meine Mutter aber hörte nicht auf zu ſingen, und ſang das Vögelein und ſie zugleich. Da habe ich zum erſten Male Traurigkeit empfunden und kindiſche Sorgen um den Ernſt des Lebens gehabt, die ich wohl noch fühle, aber nicht auszuſprechen vermag, da habe ich mich auch leiſe im Bette aufgerichtet und meiner Mutter zugehört. Sie ſang aber ein Lied, das lautete alſo:

„Es ſang vor langen Jahren
Wohl auch die Nachtigall,
Das war wohl ſüßer Schall,
Da wir zuſammen waren.

Ich ſing' und kann nicht weinen,
Und ſpinne ſo allein
Den Faden, klar und rein,
So lang' der Mond wird ſcheinen.

Da wir zuſammen waren,
Da ſang die Nachtigall,
Nun mahnet mich ihr Schall,
Daß du von mir gefahren.

So oft der Mond mag ſcheinen,
Gedenk ich dein allein,
Mein Herz iſt klar und rein,
Gott wolle uns vereinen!

Seit du von mir gefahren,
Singt ſtets die Nachtigall,
Ich denk bei ihrem Schall,
Wie wir zuſammen waren.

Gott wolle uns vereinen,
Hier ſpinn' ich ſo allein,
Der Mond ſcheint klar und rein,
Ich ſing' und möchte weinen!"

Beſonders traurig aber kam es mir vor, daß der Vogel und meine Mutter zugleich ſangen und doch nicht recht mit einander, und hätte ich damals wohl wiſſen mögen, ob der Vogel auch in ſeinem Geſange meiner Mutter gedachte, und ob er auch lieber geweint als geſungen hätte. Ich fragte darum meine Mutter mit den Worten: „Mutter, was ſingt denn die Nachtigall dazu?"

Da ſagte ſie: „Die Nachtigall ſehnt ſich und lobet Gott, alſo thue ich auch. Aber Johannes, warum wachſt du? Schlafe, du mußt morgen früh heraus und mit mir nach Kloſter Arnſtein gehen, wenn du nicht ſchläfſt, ſo nehme ich dich nicht mit." Da löſchte ſie die Lampe aus und trat vor mein Bettlein, und machte mir das Zeichen des Kreuzes auf Stirne, Mund und Herz, und küßte mich, und da ich fühlte, daß ſie weinte, ſchlang ich meine Arme um ihren Hals und drückte ihr Antlitz feſt an das meinige, und da weinten wir Beide.

Ich fragte ſie aber: „O, liebe Herzmutter, was weineſt du, und warum machſt du mir nochmals das Kreuz? ich habe ja ſchon gebetet."

„Lieber Johannes," ſprach ſie hierauf, „ich mache dir immer

das Kreuz und küſſe dich, wenn ich ſchlafen gehe, daß dir Gottes und deiner Mutter Segen in der Nacht zu Gute komme, aber du haſt bisher immer ſchon geſchlafen, wenn ich es that, und wußteſt es darum nicht.“ Aber warum ſie weine, ſagte ſie mir damals nicht. Darauf entkleidete ſie ſich, und legte ſich zu Bett und betete laut, ich aber ſprach ihr nach:

Herr Jeſus, ich will ſchlafen gehn,
Laß vierzehn Engel bei mir ſtehn,
Zwei zu meiner Rechten,
Zwei zu meiner Linken,
Zwei zu meinen Häupten,
Zwei zu meinen Füßen,
Zwei, die mich decken,
Zwei, die mich wecken,
Zwei, die mich weiſen
Zum himmliſchen Paradeiſe!

Worauf wir ruhig einſchliefen.

Am folgenden Morgen wachte ich früher auf, als die Mutter. Die Schwalbe begann zu ſingen. Ich kleidete mich leiſe an und trat an das Bett meiner Mutter, die hatte die Hände ruhig gefaltet, und der junge Tag ſchien auf ihr Angeſicht. Ihr Anblick erfüllte mich mit Liebe und Trauer, denn ich hatte Barbara, die Tochter des Hofmeiers, neulich alſo mit gefaltenen Händen ſtille im Sarge liegen ſehen, und ergriff mich eine ſo tiefe Angſt, daß ich meine Mutter mit ungeſtümen Küſſen erweckte. Sie erwachte in meinen Armen, und als ich ihr die Urſache meiner Thränen ſagte, nahm ſie meine Hände von ihrem Hals und faltete ſie, und ſchloß ſie in ihre lieben Hände, und ſo beteten wir zuſammen zu Gott, und dankten ihm, daß er uns dieſe Nacht erhalten und uns verliehen habe, dieſen Tag zu unſerer Beſſerung anzutreten. Am Schluſſe des Gebetes ſagte die Mutter: „Du haſt gefürchtet, ich ſei todt, Johannes;

ſterben müſſen wir Alle, halte dich an unſern Herrn Jeſum und die himmliſche Mutter Maria, die werden dir Vater und Mutter ſein, beſſer als dein irdiſcher Vater und ich, wenn auch ich dich verlaſſen muß. Und wenn ich einſt die Hände ſo ſchließe, um zu beten, da ich zur ewigen Ruhe entſchlafe, ſo ſchließe auch deine Hände ſo in die meinigen und bete mit mir, auf daß uns der Heiland zuſammen in die ewige Herrlichkeit ſeines Angeſichtes ſchauen laſſe."

Da wurd' ich ſtill und trat an das Fenſterlein unſerer Kammer, und ſah nach dem kommenden Tag. Als ſich aber meine Mutter angekleidet hatte, trat ſie hinter mich, und hielt mir freundlich die Augen zu, mit den Worten: „Warte ein wenig, liebes Kind, gleich wirſt du etwas ſehen, das du nie geſehen." Während ſie mir ſo die Augen zuhielt, fragte ich ſie: „Liebe Mutter, iſt das Gebet dann kräftiger, und gefällt es dem lieben Gott dann beſſer, wenn man die Hände ſo zuſammen faltet, wie du mit mir gethan?" „Gewiß," ſagte die Mutter, „wenn die, ſo es thun, ſich ſo lieben, wie wir, aber den lieben Gott doch noch vielmehr als einander, und wenn in der Kirche alle Leute zuſammen beten, und der Prieſter am Altare betet, da iſt das Gebet des Prieſters die Hand, in die ſie Alle ihre Hände gefalten haben. Was habe ich dich von der chriſtlichen Liebe gelehrt?" Da ſprach ich: „Du ſollſt Vater und Mutter lieben, auf daß du lang lebeſt auf Erden, du ſollſt deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt, und Gott über Alles." „Recht," ſagte die Mutter, „o, wie ſelig wäre die Welt, wenn alle Menſchen ſo vereint beteten, wie wir es heut' thun konnten, und wie es eine fromme Gemeinde in der Kirche thut." Da ſagte ich kindiſch: „Aber alle Menſchen können doch nicht ihre Hände zu zwei Händen zuſammen legen." „O gewiß, das können ſie," erwiederte die Mutter, „und das in unſeres lieben Erlöſers Jeſu Chriſti Hände, der überall und an allen Orten iſt, und ſeine

heiligen Hände für uns am Kreuze ausgespannt hat, uns zu erlösen von der Sünde. Denn er hat uns ja das Gebet gelehret, und er ist die Hand, in welche wir unsere Hände legen müssen, so unser Gebet zu Gott bringen soll, denn er selbst hat auf Erden gesagt: „Alle Dinge sind mir übergeben von meinem Vater, und Niemand erkennet den Sohn, als nur der Vater, und Niemand kennet den Vater, als nur der Sohn, und wem es der Sohn will offenbaren. Kommet her zu mir, Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken," und der heilige Johannes sagt: „Der Vater hat den Sohn lieb, und hat ihm Alles in seine Hand gegeben. Wir haben einen Fürsprecher beim Vater, Jesum Christum, den Gerechten, der ist die Versöhnung für unsere Sünden, doch nicht allein für die unsrigen, sondern für die Sünden der ganzen Welt. Es ist ein Gott, und ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus, der sich selbst für uns Alle zur Erlösung hingegeben hat." Ach, möchten nur Alle ihre Hände in des Heilandes Hand, in die Gott Alles gegeben hat, glaubend, hoffend und liebend legen, dann würden wir Alle zusammen schauen in das Angesicht Gottes." Nach diesen Worten that die liebe Mutter ihre Hände von meinen Augen und sprach: „Gelobet sei Jesus Christus!" und ich erwiederte: „In Ewigkeit, Amen!" und sah mit großer Seligkeit in den Glanz der Morgensonne, die über dem Lahnthale hervorstieg. „Ach, Mutter!" rief ich aus, „ist dieses Gottes Angesicht?" „Nein, mein Kind," erwiederte sie, „das ist nur seine erschaffene Sonne, die er über uns arme sündige Menschen scheinen läßt, aber denen, die ihn lieben, hat Gott bereitet, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat, und was in keines Menschen Herz gekommen ist."

Ich habe aber damals die Sonne zum ersten Male aufgehen sehen, weil ich so früh vorher nie aufgestanden. Dieses Morgens, und aller meiner Mutter Rede und Thun an dem-

ſelben habe ich bis jetzt gar oft mit großem Nutzen gedacht. Nun aber nahm meine Mutter Linnen, das ſie gewebt, und Garn, das ſie geſponnen und gezwirnet, um es in dem Kloſter zu verkaufen Sie trug es in dem Korb auf dem Kopf, und da ich ſie darum gebeten, gab ſie mir einige Stränge des Garnes zu tragen, welche ich mit einer großen Liebe zu meiner Mutter ſehr ſorgfältig bis nach Arnſtein getragen habe. Wir kamen daſelbſt in des Abtes Stube, die war mit ſchönen Bildern ausgemalt, auch handelte der Abt ſelbſt um das Tuch mit der Mutter, und war ein heiliger, aber ſonſt gar freundlicher und luſtiger Mann, fragte mich auch, da ich die ſchönen Bilder an den Wänden ſo fleißig betrachtete: „Hans, dir gefällt wohl meine Zelle, haſt du auch Luſt, ein geiſtlicher Ordensherr zu werden? Wenn du fromm und fleißig biſt, kannſt du mit der Zeit dieſe meine Bilder beſitzen und Abt ſein, wenn ich in dem ſtillen Convent unter der Kirche ſchlafe.“

Da erwiederte ich: „Ich hätte wohl Luſt dazu, Abt in der ſchönen Zelle zu ſein, Hochwürdiger Herr, wenn meine liebe Mutter mit drinnen wohnen wollte.“ Da lachte der Abt und ſprach: „Lieber Hans, wenn die ſchöne Laurenburger Els mit in den Zellen wohnen dürfte, möchte wohl das kleine Kloſterpförtlein zu enge werden, ſo viele ſollten den heiligen Orden ſuchen. Aber das geht nicht, denn der Herr ſpricht: wir ſollen das Kreuz auf uns nehmen, Alles verlaſſen und ihm nachfolgen, und doch wohnet eine Mutter mit uns in unſeren Zellen, die iſt noch viel lieblicher und milder als die deine.“ Da ſah ich bald den Abt, bald meine Mutter an, und konnte ſeine Rede nicht recht glauben, ſagte auch zuletzt: „Ach, Hochwürdiger Herr, zeiget mir ſie!“ Da lachte der Abt wieder und ſprach: „Mein Hans, zeigen kann man ſie nicht, aber wir leben Alle in ihrem Schooß und auch du, es iſt die heilige Mutter, die Kirche, welche unſer lieber Herr Jeſus ſich zu einer Braut erkoren,

aber das verſteheſt du noch nicht.“ Da ſagte ich: „Nein!“ Und er gab mir drei Bildlein aus ſeinem Gebetbuche, das war St. Jörgen Bild, meines Vaters, Ritter Jörgen von der Laurenburg, Patron, St. Elsbethen Bild, meiner Mutter Patronin, und St. Johannſen mit dem gülden Mund Bild, mein Patron, worüber ich große Freude empfand. Und als ich ihm den Aermel küſſen wollte, reichte er mir die Hand und ſprach: „Johannes, bitte Frau Elſe, deine Mutter, daß ſie dich bald herauf zur Schule thut, da ſollſt du zur Meſſe dienen lernen, und für jede Meſſe einen halben Heller von mir erhalten.“ Da bat die Mutter den Abt um ſeinen Segen, und knieten wir Beide vor ihm, und er legte ſeine Hände auf uns und betete.

Meine Mutter ließ aber von dem Gelde, das er ihr für die Linnen gegeben, zurück, eine heilige Meſſe für ihr Anliegen in Sanct Jörgen-Kapelle zu leſen, und da der Abt fragte: „Laurenburgerin, was iſt Euer Anliegen?“ traten meiner Mutter die Thränen in die Augen, und ſie ſprach mit Schämen: „Das ſtell' ich Gott anheim, Hochwürdiger Herr.“ Der Abt erwiederte hierauf mit ernſter und freundlicher Stimme: „Laurenburgerin, nehmet Euer Geld zurück, und wendet es Eurem Kinde zu, ich weiß, Ihr lebet bedrängt, ich will das heilige Meßopfer ſelbſten für Euch halten und von ganzem Herzen für Euch beten; aber ergebet Euch auch in den Willen des Herrn, und hanget nicht weltlichem Kummer allzuſehr nach.“ Meine Mutter aber wollte das Geld nicht wieder nehmen und ſprach: „Der Himmel ſegne Euch, Hochwürdiger Herr, für Eure Milde, aber ich bedarf des Geldes nicht, welches ich zu heiligem Opfer erarbeitet, thut des edlen Laurenburger's Weib den Schimpf nicht an, als könne ſie nicht ein kleines Opfer erarbeiten.“ Da ſprach der Abt: „So Ihr Euch das zu Herzen nehmet, will ich dafür ein Kerzlein vor St. Jörgen Bild aufſtecken laſſen. Linnen und

Garn gebet unten im Kloſter dem Bruder Sulpizius, daß er Chorhemden daraus mache, denn Eure Linnen ſind gar fein.“ Da nahm die Mutter die Linnen, und gaben wir ſie unten dem Bruder Schneider, der hielt aber der Mutter den Korb zurück, bis wir aus der Kirche kamen.

In der Kirche gingen wir zur Linken in eine Kapelle, da ſtand auf dem Altare St. Jörgen Bild, wie er den Drachen durchbohret; den Altar haben die Ritter von der Laurenburg geſtiftet, und viele Gaben zu dem Kloſter gethan, haben auch ihr Begräbniß in dieſer Kapelle, wie ich nachmals erfahren. Zur Rechten des Altares kniete ich mit meiner Mutter nieder bei einem ſteinernen Bilde, das in die Wand gemauert war. Dieſes ſtellte aber einen alten Ritter vor, der hatte ein langes geiſtliches Gewand an, und legte einem jungen Ritter, der vor ihm kniete, die Hände auf das Haupt. Meine Mutter ſah oft und mit recht innerlicher Bewegung nach dem knienden Ritter. Ich betrachtete ihn auch, und empfand eine große Freude an ihm, hätte ihm auch gern etwas Liebes gethan, und ſetzte ihm drum einen grünen Kranz auf ſein ſteinern Haupt, den ich mir im Walde geflochten und noch ſpielend in der Hand trug. Da meine Mutter dies ſah, fuhr es wie ein Blitz durch ihre Augen, und umarmte ſie mich heftig in der Kirche; aber ihre Wangen wurden ſchamroth und ihre Augen voll Thränen, da ließ ſie mich los, und ſenkte das Haupt auf den Betſtuhl. Ich empfand große Bangigkeit um ihre rührende Geberde. Da trat ein Ordensbruder aus der Sakriſtei mit einer ſchönen bunten Wachskerze, die zündete er an der ewigen Lampe an, nahte dann unſerem Betſtuhl und reichte ſie meiner Mutter und mir zu küſſen, und als wir dies gethan, ſteckte er ſie auf St. Jörgen Leuchter, der neben St. Jörgen Altar ſtand, und geſtaltet war wie eine Lanze, die durch einen Lindwurm geſtochen iſt. Das war die Opferkerze, die uns der Herr Abt verſprochen. Nun

klang das Glöcklein, und der fromme liebreiche Herr trat mit dem Miniſtranten zum Altar und las uns die heilige Meſſe ſelbſt mit großer Andacht. Da ſagte mir meine Mutter ins Ohr, bete hübſch fromm, Johannes; der ſtehende alte Ritter iſt der alte Laurenburger, dein Großvater, bete hübſch für ihn. Nun hatte ich den Muth nicht mehr, nach dem Bilde zu ſchauen, und ward mir mein Großvater von damals an ein gar ernſter und ſorglicher Gedanke, aber ich habe zum erſten Male gebetet mit einer recht innerlichen Herzensangſt, wie früher nie, warum ich aber ſo gebetet, kann ich mich nicht mehr deutlich entſinnen.

Da die Meſſe zu Ende war, fragte ich meine Mutter wieder nach dem ſteinernen Bilde mit den Worten: „Mutter, was macht denn der alte Laurenburger da?“ Aber ſie antwortete nicht, und ſah mit naſſen Augen den knienden Ritter an, dem ich das Kränzlein aufgeſetzet. Als ich ſie nochmals fragte, ſagte ſie: „Der alte Laurenburger thut, was ich dir geſtern Abend that, da ich dich im Bette mit dem heiligen Kreuze bezeichnete.“ Da fragte ich ſie weiter: „Will denn der alte Laurenburger auch ſchlafen gehn?“ Und ſie ſprach: „Ja, er will ſchlafen gehn in die ewige Ruhe.“ Ich aber fragte weiter: „Will denn der kniende Ritter auch ſchlafen gehn?“ Da ſprach ſie: „Ach, Gott gebe ihm ein ſeliges Erwachen, ſo er ſchon ſchläft!“ und ward wieder ſehr traurig, und hob mich hinauf an dem Bilde mit den Worten: „Küſſe den Knienden, habe ihn recht lieb, es iſt dein guter Vater!“ Da küßte ich ihn herzlich und ſetzte ihm das Kränzlein zurecht auf ſeinem Haupte, wollte ihn auch nicht laſſen. Meine Mutter aber behielt mich auf dem Arm, und trug mich aus der Kirche hinaus, und hätte ſie ſchier auch ihren Korb vergeſſen, der noch bei dem Bruder Sulpizius ſtand. Der aber kam uns nachgelaufen und brachte den Korb, da war ein ſchönes weißes Kloſterbrod drinnen und ein Krüglein voll Weines, das ſchenkte uns der Herr Abt.

Sie dankte und ging ruhig mit mir links dem Walde zu, einen andern Weg, als wir hergekommen waren. Sie hatte den Korb am rechten Arm und trug mich auf dem linken, ich ſagte ihr, daß ich nicht müde ſei, und es ihr ſauer werde, ſie ſolle mich gehen laſſen. Aber ſie wollte mich nicht loslaſſen, und ich merkte in ihr eine geheime Luſt, mich zu tragen, und ſie ſchloß mich manchmal feſter mit dem Arm an ihre Bruſt, ſo daß ich den Schlag ihres Herzens fühlte. Da ward ich mir ſo recht lebendig ihrer Liebe bewußt, und genoß ihrer Güte mit kindlicher Freude, denn ſie pflegte mich ſonſt nicht zu tragen, weil ſie, wenn gleich groß und ſchlank, doch durch manche Sorge und Nachtwache entkräftet war. Sie war zart und weiß mit langen blonden Haaren, und wie goldene Strahlen waren die Wimpern über ihren reinen blauen Augen, die mich noch immer mit Friede, Liebe und Warnung anblicken. Ja, ihr liebes Angeſicht war wie ein durchſichtiges Fenſterlein ihres Herzens, aus dem ihre Seele mit jeder innern Bewegung erröthend und erbleichend zum Himmel ſchaute. Ihr Mund aber war ruhig und zart geſchloſſen, und erregte eine züchtige Ehrfurcht. Ich ſage dies hier, denn ich werde nimmermehr vergeſſen, mit welcher Liebe ich damals ihr edles Angeſicht betrachtete, und wie gut und holdſelig ſie ausſah, da ſie mich ſo zärtlich durch die freie Luft über die grüne Wieſe hintrug, und meine Härlein und ihre langen blonden Haare in dem Winde durcheinander flogen, und die Lerche über uns, gegen die Sonne ſchwebend, lobſang. Da war mir unendlich wohl, und meine Sehnſucht, ſie nicht zu ermüden, ward ſo inbrünſtig, daß ich glaubend fühlte, ich ermüde ſie nicht und, mit ihren Haaren ſpielend, zu ihr ſagte: „Liebe Mutter, bin ich nicht recht leicht, mir iſt, als träume ich, ich flöge.“ Sie aber antwortete nicht, als mit einem zärtlichen Druck ihres Armes, und ich begann ihr ihre Haare in Zöpfe zu flechten, daß ihr der ſpielende Wind nicht beſchwerlich fallen möge, und ſie ließ es mit freundlichem

Hinneigen ihres Kopfes gerne geſchehen. Da ich aber fertig war und ſie mich durch den Wald unter den Bäumen hintrug, brach ich einen grünen Eichenzweig ab, wand ihn in einen Kranz, und ſetzte in ihr auf das Haupt mit den Worten: „Liebe Mutter, nun biſt du geſchmückt wie der kniende Ritter in Sanct Jörgen-Kapelle, nun haſt du auch ein Kränzlein auf, und wenn er uns nun durch den Wald entgegen geſchritten käme, würdet ihr euch Beide wohl ſehr an einander erfreuen über die ſchönen Kränze?“ Meine Mutter aber antwortete nicht und ging traurig fort, worüber ich auch betrübt wurde.

So zogen wir ſtill und einſam wohl eine Stunde lang durch den dichten Wald, als wären wir die einzigen Menſchen auf der Welt, und hätten nicht viel Freude. Nun ward es lichter in den Zweigen, und der Wald endete ſich gegen den Rand des Berges, der ſich in das einſame Lahnthal ſenkte, hier küßte mich die Mutter und ließ mich an die Erde. Wir ſtanden aber auf einer grünen Waldwieſe, die ein friſcher Quell erquickte, der mit Umwegen an dem mannichfaltig unterbrochenen Abhange zu der Lahn hinabeilte. Wo wir ſtanden, war die Gegend ſanft und mild, ein großer alter Birnbaum hing ſchwer voll gelber Birnen, und um ihn her ſtanden mehrere Vogelbeerbäume, die mit ihren feuerfarbenen Früchten luſtig gegen den dunkeln Wald abſtachen. Außerdem bekränzten und durchſchnitten den Platz mancherlei Fruchtſträucher, Haſelbüſche, Johannis- und Kloſterbeerſträucher, und ich hatte die Fülle zu brechen und zu genießen. Gegen uns über erſchien die Gegend ernſter. Das Lahnthal ſchließt, von dieſem Punkte geſehen, den Spiegel des Fluſſes mit einer Krümme wie einen tiefliegenden See ein, und die Berge lagen mit dunklem Walde bedeckt, ſtreng und finſter um dieſen her, als hätten ſie tiefſinnige Gedanken über ein Leid, das hier geſchehen. Die Mutter ſtand ſtille und ſchaute ruhig in die Gegend hinein, ich hatte aber den Deckel des Korbes genommen, ihn mit breiten

Haſelnußblättern bedeckt, und ſammelte mit ängſtlichem Fleiße die ſchönſten Brombeeren und Himbeeren und was ſonſt an wohlſchmeckenden Träublein zu reichlicher Leſe ſich darbot. Zwiſchen der Arbeit ſchaute ich oft nach ihr, ſah auch mit Freude, wie der Anblick der Gegend ihr Antlitz zu erheitern ſchien, und als ich meine Erndte ihr darbot, lächelte ſie freundlich, ſtrich mir mit der Hand über die Stirne und ſagte: „Schönen Dank, Johannes, du biſt ein gutes Kind!“

Dann führte ſie mich rechts dem Dickicht zu, wo wir nach wenigen Schritten vor einer kleinen verlaſſenen Hütte ſtanden, der Epheu hatte frei die Wände umrankt, und ſelbſt die verſchloſſene Thüre mit ſeinem Gitter umzogen. Die Mutter hob mich an einem alten Wachholderbaum in die Höhe, der neben der Thüre ſtand, und ich mußte ihr aus einem Loch in demſelben einen Schlüſſel holen, mit welchem ſie die Thür aufſchloß, nachdem ich ihr geholfen hatte, die Epheuranken behutſam, ohne ſie zu zerreißen, von der Thür abzulöſen. Nun gingen wir durch eine kleine geräthloſe Küche in eine viereckte Stube. Ich trat mit Scheu hinein, denn die wenigen Strahlen, welche durch die verſchloſſenen Fenſterladen fielen, zeigten mir allerlei große Vögel an den Wänden in unbeſtimmtem Lichte. Meine Mutter aber ſtieß ſogleich einen Fenſterladen auf, und da ſah man nach der andern Seite des Lahuthales, wo das alte Laurenburger Schloß aus ſchwarzem Bergwalde hervorragte. An den Wänden der kleinen Stube ſah ich auf eingemauerten Hirſchgeweihen vielerlei ausgeſtopfte Vögel befeſtigt, und beſonders eine Reihe alter Falken; außerdem lehnten und hingen mancherlei Jagdgeräthe, Armbruſt, Speere, Netze und dergl. in ſchöner Ordnung um einen einfachen Betſchemel, der vor dem holzgeſchnitzten heiligen Hubertusbilde ſtand. Da war St. Hubertus abgebildet, wie er vor einem Hirſche kniet, der ihm mit einem Kreuze zwiſchen den Geweihen auf der Jagd entgegen getreten, da ihm der Herr ſein

wildes Herz gerührt. Ich betrachtete alle dieſe Dinge, die ich früher nie geſehen, mit bangem Staunen, während meine Mutter, auf einem hölzernen Stuhle ſitzend, ſtill zum Fenſter hinaus nach der Laurenburg ſah. Alles, was mir ſeit dem letzten Abend begegnet war, hatte die ruhige Folge der gewohnten Eindrücke in meiner Seele unterbrochen, und wenn ich jetzt zurück gedenke, möchte ich meine damalige Empfindung wohl dem Gefühle eines Rades vergleichen, wenn es in der Mühle plötzlich lebendig werden und ſehen könnte, wie es ſich ſelbſt und alle die andern Räder ſich mit ihm herumdrehen, ohne ſich doch gleich vorſtellen zu können, was es ſelbſt, und die andern Räder eigentlich ſollen und was überhaupt eine Mühle iſt. Beſonders aber befremdete es mich, daß meine Mutter mit allem dem Geräthe der Hütte ganz vertraut war, und in der Hütte that, als wäre ſie immer darin geweſen; darum fragte ich ſie mit den Worten: „Liebe Mutter, bleiben wir nun hier, iſt dies auch unſer Häuslein? Dann will ich uns einen kleinen Garten bauen und ein Vogelſteller werden.“ Da entgegnete ſie freundlich: „Was willſt du denn mit den Vöglein anfangen?“ Worauf ich ſagte: „Ich will ſie das Vaterunſer beten lehren.“ Da fragte ſie: „Weißt du denn, wo dein Vater iſt?“ Und ich antwortete: „Im Himmel.“ Nun nahm ſie mich zu ſich, und ich mußte mich zu ihren Füßen ſetzen, und da erzählte ſie mir ungefähr das, was ich hier weiter niederſchreibe.

Wenn ich auch gleich jedes ihrer lieben Worte jetzt, da ich erwachſen bin, nicht mehr ſo recht eigentlich wiſſen kann, dürfte es doch nicht viel anders gelautet haben, denn ich habe mir alles ſcharf in das Gedächtniß gefaßt, und es mir oft wieder von ihr erzählen laſſen, ſo daß wohl eher zu viel, als zu wenig, hier ſtehen mag. Sie ſprach aber: „Lieber Johannes, du haſt mich ſeit geſtern wohl trauriger als je geſehen, denn ich dachte geſtern, da die Arbeit vollendet war, ſchon daran, wie ich heute alle die

Wege gehen würde, die du mit mir gegangen biſt. Du haſt mich auch geſtern Abend gefragt, warum ich weine, da ich vor deinem Bettlein ſtand, aber ich habe dir keine Antwort gegeben, ſondern nur mit dir gebetet, damit wir ruhig ſchlafen möchten. Jetzt aber will ich dir Vieles erzählen, denn ich glaube, es wird dir frommen, wenn du früh weißt, wie auf Erden viel Traurigkeit iſt, und im Himmel allein die Freude, die wir durch unwandelbare Treue und Stärke in dem irdiſchen Leid allein verdienen können. Du wirſt dann deine Sinne immer mehr zu Gott wenden, und dich führen laſſen von ſeinen Engeln auf Erden, dem Glauben an Jeſus, der Hoffnung auf Jeſus, und der Liebe zu Jeſus, deren Geſpielen ſind die Einfalt, die Demuth, die Unſchuld und die Wahrheit. Auch ſollſt du nicht traurig ſein um des Leides willen, das dich auf Erden treffen wird; nein, nur um deine und Aller Schuld, deren Strafe das Leid iſt. Auch ſollſt du nicht trauern um deinen Schmerz, ſondern allein um die Leiden deines Erlöſers am Kreuz, an dem er geſtorben iſt, wie ein unſchuldiges Lamm, das dahin nimmt die Schuld der Welt, und zu dieſer Verſöhnung ſollſt du dich wenden, und feſt an ſie glauben und auf ſie hoffen, und dich rein erhalten von aller Sünde, damit du deine Seele nicht wieder beſleckeſt, die dein Jeſus, dein Erlöſer, dein Heiland, dein Gott dir mit ſeinem heiligen Blute rein gewaſchen hat, dann wird dein Glaube, dein Vertrauen alles Leid überwachſen und du wirſt dir ein freudiges Herz erkämpfen zu deinem Gott, der dich erſchaffen hat im Vater, erlöſet im Sohn, und geheiliget im heiligen Geiſte!“

Was mir meine ſelige Mutter, die ſchöne Laurenburger Els, in dem Häuslein meines ſeligen Großvaters, des Voglers Kilian, auf der Hirzentreu von ſich und dem lieben Großvater erzählt hat.

Dieſe Berghöhe heißt die Hirzentreu, und dieſes Häuslein, worin wir ſitzen, gehörte meinem lieben ſeligen Vater, dem Vogelſteller Kilian, den man weit und breit nur den guten Kilian und den frommen Falkenmeiſter nannte. Er iſt zu Gott gegangen vor zehn Jahren, und liegt begraben auf dem Kirchhofe zu Kloſter Arnſtein. Er iſt geboren zu Kitzing in Franken, und hat ſich dies Häuslein hier ſelbſt erbauet, da er als ein Falkenier des Grafen von Naſſau, meine ſelige Mutter, eines Jägers zurückgelaſſene Waiſe, zu ſeiner Hausfrau wählte, und ſich hier mit ihr niederließ. Es ſtehet auch draußen im Garten noch der Baum, an welchem mein Vater meine Mutter zum erſten Male geſehen, da rettete er ihr das Leben. Denn als mein Vater einen Hirſch verfolgte, fand das erzürnte Thier hier meine Mutter, welche als ein armes Mägdlein Kräuter für die Kloſterherren in Arnſtein ſammelte, und faßte der Hirſch in ſeinem Grimme meine Mutter auf die Geweihe. Mein Vater, der herzulaufend dieſes ſah, ſchoß einen Bolz von ſeiner Armbruſt nach dem Hirſch, und traf ihn nicht ohne Gefahr meiner Mutter in das rechte Auge, und das verwundete Thier trat ihm, geblendet, nun gerade entgegen; da faßte mein Vater einen guten Muth, und riß ihm die halbtodte Jungfrau von dem Geweihe, legte ſie unter jenen Baum, und erquickte ſie an dem Bächlein, das hier entſpringt. Als ſie ſich wieder erholt hatte, ſahen ſie zu ihrer großen Verwunderung, daß der Hirſch neben ihnen im Gebüſche ſtand, und mit Schmerzen das Haupt bald hin und her ſchwenkte, bald traurig zur Erde ſenkte. Da rührte

das niederrinnende Blut meinen guten Vater, er trat zu dem leidenden Thiere, zog ihm den Bolz aus dem Auge, und wusch ihm die Wunde mit Waſſer aus, welches alles der Hirſch ruhig geſchehen ließ. Als aber mein Vater die erſchreckte Jungfrau nach Kloſter Arnſtein begleitete, lief ihnen der Hirſch durch den ganzen Wald nach, was ſie Beide ſehr rührte und ihrem Geſpräche eine größere Vertraulichkeit gab. Vor Kloſter Arnſtein reichten ſie ſich die Hände, und trennten ſich mit der gegenſeitigen Verſicherung, mit einander in chriſtlicher Ehe zu leben.

Nun machte ſich mein Vater von ſeinen herrſchaftlichen Dienſten los, baute mit Erlaubniß der Kloſterherren dieſe Hütte, und führte meine Mutter Agnes, als ſeine liebe Hausfrau, hinein Der gute Hirſch war durch die Hilfe, die ihm mein Vater geleiſtet, ſo mild und zahm geworden, daß er ihm immer zur Seite war, wenn er hier an ſeiner Hütte mit der Mutter baute. Mein Vater pflegte dabei immer des Hirſches krankes Auge, welches bald ausheilte, aber blind wurde. Hernach, als meine Eltern hier wohnten, hielt ſich der Hirſch immer freundlich zu ihnen, und ich weiß noch recht wohl, daß er, wenn wir aßen, den Kopf hier zum Fenſter hereinſteckte, und ich als ein Kind ihm Brod gab. Einſtens aber hörte mein Vater ihn in der Nacht heftig ſchreien, da ſtand er mit der Mutter auf und ſie gingen hinaus, zu ſehen was dem guten Thiere fehlte. Er war aber im Kampfe mit anderen Hirſchen, welche ihm ſeines blinden Auges wegen überlegen waren, ſo heftig verwundet, daß er mit anbrechendem Tage zu den Füßen meiner Eltern ſtarb. Wir weinten um ihn, wie um einen treuen und dankbaren Freund, und hat ihn mein Vater unter demſelben Baume, wo er ihn geſchoſſen, begraben, ſein Geweih aber in den Baum ſo befeſtigt, daß es, zu ewigem Gedächtniß in denſelben verwachſen, noch zu ſehen iſt, und hat mein Vater dieſe Hütte wegen des treuen Hirſchen Hirzentreu genannt.

Meine gute Mutter iſt auch bald geſtorben, und ich war

noch ein ſo kleines Mägdlein, daß ich nicht recht wußte, was Sterben iſt. Ich erinnere mich noch recht wohl, daß ich auf ihrem Bette ſaß, als ſie krank war, und ihr die Fliegen wehrte, und ihr alle die kleinen Gebete und Sprüche, die ſie mich gelehrt, vorſagte, und meinem Vater zur Hand ging, ſie zu pflegen, ſo viel es ein Kind vermag. Da ich nun oft, wenn meine Mutter Arzneikräuter ſuchte, mit ihr im Walde geweſen war, und ſie mir dabei allerlei Heilkräfte der Pflanzen mitgetheilt hatte, ſo war meine Seele damals ſo erfüllt von der Begierde, ihr zu helfen, daß ich einſtens in der Nacht vor einbrechendem Tage in den Wald hinauslief, um ihr einige Kräuter zu ſuchen, von welchen mir geträumt hatte. Ich lief lange herum und ſuchte mit unbeſchreiblicher Angſt die Kräuter, welche ich mich vorher geſehen zu haben nicht erinnerte. Schon ſtand die Sonne hoch am Himmel und ich war weit von unſrer Hütte verirrt, aber ich vergaß, vor Begierde das Arzneikraut zu finden, meinen Hunger, und als ich endlich in großer Ermüdung niederkniete und mit Thränen zu dem lieben Jeſuskinde betete, es möge mir doch das Kraut ſuchen helfen, ich wolle ihm auch mein Brod ſchenken, bin ich darüber vor Müdigkeit entſchlafen. Nach einigen Stunden erwachte ich, und ſah eine ſchöne edle Frau vor mir ſtehen, ein Diener führte ihr Roß, auf welchem ihr Söhnlein ſaß, und war ſie abgeſtiegen, als ſie mich ſo allein im wilden Walde liegen ſah. Sie fragte mich, wer ich ſei. Und da ich ihr geſagt, ich ſei Voglers Els von der Hirzentreu, und heute früh ausgegangen ein Kräutlein für die kranke Mutter zu ſuchen, küßte ſie mich und ſagte, daß ſie mich heimführen wolle mit ſich nach der Laurenburg, denn ſie war die Hausfrau des alten Laurenburger's, deine Großmutter, von da wolle ſie mich über die Lahn nach der Hirzentreu bringen laſſen. Sie ſetzte ſich nun auf das Roß, und nahm mich vor ſich auf des Pferdes Hals, ihr Söhnlein aber, Jörg, ſaß hinter ihr und hatte ſie mit den Armen umfaßt.

So zogen wir ein Stück Wegs nach dem Lahnthal hinab, und hatte ich schier auch Alles vergessen, denn das Reiten, die fremde Frau und ihr Söhnlein, das mancherlei kleine Lieder mit ihr sang, beschäftigten meine Seele. Aber der Hunger fing mich an zu drücken, und ich bemerkte mit Weinen, daß ich mein Brod nicht mehr in meiner Tasche fand. Da fragte mich die Edelfrau: „Els, was weinst du?" und ich sagte ihr: „Ich hungre, denn ich habe dem Jesuskind mein Brod gegeben, und das Kräutlein von ihm erhalten, aber nun habe ich das Kräutlein verloren und hungre," und dabei verlangte ich heftig, sie möge mich in den Wald zurücklassen, das Kräutlein zu suchen. Ich mußte der Edelfrau das Kraut aber beschreiben, denn seinen Namen wußte ich nicht. Da sagte sie auf einmal: „Mein liebes Kind, du hast wohl geträumt, aber die Barmherzigkeit Gottes ist groß, denn sieh, mein Diener trägt ein solches Kraut in einem feuchten Tuch eingeschlagen in seinem Wadsack auf dem Rücken, dies Kraut aber wächst nicht hier zu Lande, sondern habe ich es im Kloster Arnstein, wo ich zur Beichte war, von dem Gärtner erhalteu, der es von einem Priester aus fremden Landen jenseit des Meeres hat." Da mußte der Knecht den Wadsack öffnen, und siehe da, es war dasselbe Kraut darinnen, das ich im Traume gesehen. Meine Freude war unaussprechlich, und die gute Edelfrau befahl dem Knechte, sogleich das Kraut meinem Vater zu bringen, und ihm zu erzählen, wie ich es gesucht, und wie mich die Edelfrau mit nach der Laurenburg genommen. Der Diener kannte meinen Vater gar wohl und lief mit Freuden die Waldstege nach unsrer Hütte zu. Nun ritt die Edelfrau mit mir und ihrem Söhnlein allein vollends zur Lahn hinab und an einer seichten Stelle hinüber nach der Laurenburg, wohin der Diener bald auch kam und mich auf dem Kahne zu meinen Eltern hieher zurück brachte. Die gute Edelfrau hatte mir viele Liebe erwiesen, und gab mir noch ein Krüglein mit altem Wein und einige stärkende Gewürzküchlein

für die kranke Mutter mit, und verſprach, ſie ſelbſt morgen zu beſuchen. Ihr Söhnlein aber, das nicht zugegen war, als ich aus der Laurenburg ging, kam mir bis zum Waſſer nachgelaufen und gab mir einen ganzen Rosmarinſtock, den er aus ſeinem Gärtlein ausgeriſſen, und ſprach: „Du Kleine, das ſtell' an deiner Mutter Bett, das iſt ein guter Ruch, wenn man ſiech iſt. Elslein, komm wieder.“ Da gab er mir die Hand, und wir ſchieden.

Als wir auf Hirzentreu ankamen, trug mich mein Vater an der Mutter Bette, die umarmte mich und ſagte: „Els, ich habe den ganzen Tag nicht leben und nicht ſterben gekonnt aus Sorge, daß du verloren ſeiſt, Gott aber hat mich wunderbar getröſtet durch das, was geſchehen, und hat mir dein Vater von dem Kraut einen Trank gekocht, der hat mich wunderbar erquickt.“ Da gab ich dem Vater den Rosmarinſtock, der pflanzte ihn in einen ſchönen neuen Krug neben der Mutter Lagerſtätte, und nun nahm der Diener Abſchied, nachdem er den Wein und die Würzküchlein dem Vater gegeben.

Es war darüber Abend geworden, mein Vater gab der Mutter noch von dem Wein und der Würze, und ſie fand ſich ſo geſtärkt, daß ſie das Abendlied mit dem Vater mit großer Andacht leiſe mitſang, worüber ich zu ihren Füßen auf ihrem Lager entſchlief. Gegen Morgen aber weckte mich der Vater, und ſagte mir mit Weinen: „Wach auf, lieb Elslein, und ſchau nach der Mutter, und gib ihr, was ſie verlangt, ſie iſt gar krank, und ich will nach Kloſter Arnſtein laufen um die letzte heilige Wegzehrung für ſie. Halte dich ſtill, ſo ſie ſchläft, und bete ſtill, und ſo ſie es verlangt, reiche ihr zu trinken, auch ſchaue nach dem brennenden Kienſpan im Kamin, daß kein Unglück entſteht.“ Dann trat er zur Mutter, trocknete ihr das Antlitz und ſprach: „Gott erhalte dich, liebe Agnes, zu chriſtlichem Geleite, ich gehe nach Kloſter Arnſtein; o wie iſt dir, liebe Agnes?“ Da ſagte die Mutter: „Ich lege wie ein Kind

mein krankes Haupt in den Schooß deſſen, der geſagt hat: „„Ich will euch tröſten, wie einen ſeine Mutter tröſtet,““ „und ich habe das Vertrauen, er wird mich mit vollem Troſte von dir ſcheiden laſſen, ſo gehe dann hin und bringe mir den letzten Troſt.“ Da küßte ſie der Vater und ging fort.

Ich aber redete leiſe zu Füßen des Bettes: „Mutter, darf ich zu dir kommen?“ Da ſagte ſie: „Ja, lieb Elslein, doch ſtehe erſt auf und bringe mir das kleine Kreuz aus meiner Truhe, mich verlangt ſehr darnach.“ Geſchwind eilte ich an die Truhe, doch der Deckel war ſo ſchwer, daß ich ihn nicht erheben konnte, das klagte ich der Mutter, die ſagte: „Elslein bete, der dir das Kraut gebracht, das mich ſo erquickte, wird dir auch helfen, die Truhe zu eröffnen, ſo du ihm vertraueſt.“ Da fiel ich vor der Truhe auf die Knie und betete: Jeſus möge mir die Truhe eröffnen, und Gott erbarmte ſich meiner, ich öffnete die Truhe mit kleiner Mühe, und brachte der Mutter das kleine Kreuz. Es iſt daſſelbe, welches noch in Polsnich an meinem Bette hängt, und unſere Truhe zu Haus iſt auch dieſelbe Truhe. Die Mutter nahm das Kreuz in ihre gefalteten Hände und küßte es, und drückte es an ihr Herz, und ich legte mich zu ihr auf das Hauptkiſſen und drückte meine Wange an die ihrige. Sie ſprach nicht, ſie flüſterte betend, und ſo entſchlief ich; bald aber weckten mich laute Worte von ihr, und ich hörte ſie ſagen: „Hüter, iſt die Nacht ſchier hin? Wer da? Gut Freund! Sei getroſt! Ich bin's! Fürchte dich nicht! Herr, biſt du es, ſo heiße mich zu dir kommen auf dem Waſſer.“ Und nach dieſen Worten bewegte ſie ſich mühſam im Traum. Ich verſtand ſie nicht, und weckte ſie mit Küſſen: „Lieb Mutter, was verlangt dein Herz?“ Da ſchlug ſie die Augen auf und ſagte: „O, mein Jeſus, ich bin noch nicht bei dir! Elslein, mein Kind, ſage, haſt du den lieben Heiland geſehen, wo iſt er hingegangen?“ Ich verſtand ſie nicht, und ſuchte ihr das Kreuzlein in dem Bette, das ihren Händen

entfallen war, und legte es ihr wieder in die Hände mit den Worten: „Herzmutter, da iſt der liebe Heiland.“ Da küßte ſie das Kreuz wieder, und ſagte dann: „Elslein, ich war allein auf einem Kahn auf einem großen Waſſer, eine lange, lange Nacht, kein Stern am Himmel, und ſehnte mich nach dem Tag; endlich ſah ich ein Sternlein, das zog leiſe über das Waſſer, wie ein Wächter durch die Flur, und da rief ich mit aller Macht: Hüter, iſt die Nacht ſchier hin? und der Stern antwortete: Wenn der Morgen ſchon kömmt, ſo wird es doch Nacht ſein; wenn du ſchon frageſt, ſo wirſt du doch wieder kommen und wieder fragen. Da kam es gegen mich über die Wogen geſchritten, und ich ſah, daß es eine einſame Geſtalt war. Da rief ich: Wer da? und es antwortete: Gut Freund. Ach! da ward mein Herz ſo freudenvoll und ich gedachte: Sollte es wohl mein Jeſus ſein? Da ſprach er: Sei getroſt, ich bin's, fürchte dich nicht, und ich ſprach: Herr, biſt du es, ſo heiße mich zu dir kommen auf dem Waſſer. Da winkte er mir, und ich trat aus dem Kahn auf das Waſſer, konnte aber den Herrn nicht erreichen, der vor mir herſchwebte wie eine Wolke oder ein Schatten, und wenn ich ſo recht muthig und begierig auf ihn zuging und recht glaubte, daß er es gewiß ſei, daß er ſich meiner erbarmen werde und einen Eliaswagen vom Himmel rufen, mich zu ſich hineinſetzen und zu dem himmliſchen Paradieſe fahren werde, ach! da war er mir ſo nah, ſo nah, daß ich ſchon das Wehen der Seligkeit fühlte; dann kam aber plötzlich eine Welle und erhob ſich ein Wind, und ich verzagte und glaubte zu verſinken auf dem Waſſer, und wie meine Sorge wuchs, ſchwand das Bild des Herrn vor mir in die Ferne; ja, es ward wieder zu dem einſamen Sterne, den ich zuerſt geſehen, und auch der verſchwand. Da war ich ganz allein auf dem Waſſer, und der Kahn trieb zu mir her, da ſah ich dich darauf ſitzen und nach mir weinen, und ich wandelte mit Mühe zu dir hin, und ſaß bei dir im Kahn und herzte dich, und du entſchliefſt in meinem Arm. Ich aber wachte, und

die Nacht ward wieder ſo lang, ſo lang. Da hörte ich den Flügelſchlag einer Taube durch die Luft, und ich rief abermals mit großer Sehnſucht: Hüter, iſt die Nacht ſchier hin? Es flog aber ein Täublein über meinem Haupte, das rief zu mir: Lege Flügel der Liebe an und folge mir nach, deine Seele findet nicht, da ſie ruhe auf der Sündfluth; ſiehe, der himmliſche Noah ſtreckt ſeine Hand aus der geſtirnten Arche, aus der du ausgeflogen, um dich wieder hineinzunehmen; aber achte, daß dein Gefieder rein ſei. Da ſah ich den Himmel voll Sterne, aus dem blickten die Hände, die Füße und die Seite des Herrn, und die heiligen fünf Wunden leuchteten wie Rubin und bluteten hernieder, und die Taube flog ihnen zu. Ich aber hatte Flügel, und breitete ſie aus und wollte ſie ſchwingen, aber ſie waren ſchwer und unrein; ich rief aber: O, Herr, nur einen Tropfen deines Blutes auf meine Flügel, und ſie werden gereiniget ſein, und es floß nieder zu ihnen, da waren ſie rein, und ich ſchwang ſie freudig, aber du lagſt in meinem Schooße, da wollte ich dich küſſen und Abſchied nehmen von dir, da ſchlangſt du die Hände um mich und wollteſt mich nicht laſſen, und deine Worte erweckten mich von dem ſeligen Traume."

So erzählte mir die kranke Mutter, was ihr geträumt, und ich hörte ihr mit noch größerer Aufmerkſamkeit zu, als wenn ſie mir ſonſt eine Geſchichte erzählte. Da ſie geendet hatte, ſagte ich zu ihr: „Mutter, das war ſehr ſchön, aber ſchlafe wieder ein, und wenn die Taube wieder kömmt, ſo bitte ſie, daß ich auch mitfliegen darf, ich will auch recht beten; der mir das Kräutlein gegeben und die Truhe geöffnet, der wird mir auch gewiß Flügel geben, daß ich mit dir fliegen kann." „Das wird er gewiß, liebes Elslein, ſo es dir gut iſt," ſagte die Mutter; „aber wenn ich wieder einſchliefe und das Täublein käme wieder, und ich flöge mit ihm fort, ſo würdeſt du gewiß gern zurückbleiben bei deinem Vater, daß er nicht allein ſei, ſo ich dich darum bitten würde." Da ſagte ich zu ihr: „Ja, das will ich,

ſo du bald wiederkehrſt und mir etwas mitbringſt.“ Sie aber antwortete: „Ich werde nicht wiederkehren, doch werdet ihr mir nachfolgen, und da wird Alles voll Herrlichkeit ſein. Aber hörſt du, Elslein, du mußt mir den Abſchied nicht ſchwer machen und auch den Vater tröſten, wenn er weinen ſollte, und ihm erzählen, wie ich dir geſagt, daß ihr mir nachkommen werdet, denn das Täublein wird bald kommen, mir iſt, als höre ich ſchon ſeinen Flügelſchlag.“ Da küßte ich die Mutter und ſagte: „Ich will thun, wie du willſt, und will dein gutes Elslein ſein, und die Mutter küßte mich wieder mit den Worten: „O, du gutes, gutes Elslein.“ Dann bat ſie mich, ihr das Lied von der Taube zu ſagen, das ſie mich gelehrt, da ſprach ich:

„Hör', liebe Seel'! wer rufet dir?
Dein Jeſus aus der Höhe:
Komm, meine Taube, komm zu mir!
Den Ruf ich wohl verſtehe.

Wenn ich ſoll deine Taube ſein,
Mußt du mir Flügel geben,
Die waſch in deinem Blut ich rein,
Und werde glaubend ſchweben.

Du rufeſt mir! Wie arm ich bin,
Darf ich zu dir doch kommen,
Die Mängel hat dein treuer Sinn
Ja all von mir genommen.

Sag, Herr, wird auch ein Neſtlein ſein
Für mich bei dir gefunden?
Ja, meine Taube, komm herein,
Wohn' hier in meinen Wunden!

Mein Jeſu, ach, was willſt du mir
In deinen Wunden geben?
Durch meine Wunden, ſag' ich dir,
Fliegſt ſterbend du zum Leben.

Wohlan, es zielt des Todes Pfeil,
Er wird mich nicht verderben,
Zu deinen Wunden, Herr, ich eil',
Da werd' ich's Leben erben."

Da ich der Mutter das Lied hergesagt, war sie leise wieder eingeschlummert. Der Tag brach an, und ich nahm ein Zweiglein von dem Rosmarinstock, der bei ihrem Lager stand, und gab es ihr zu dem Kreuz in ihre gefalteten Hände. Da flog auch die Turteltaube, welche bei unserem Hause nistete, an das Fenster, und pickte daran und rief: „Ruckuck." Sie that es sonst alle Morgen, denn ich streute ihr Futter dahin, aber heute hatte ich nicht den Muth, und gedachte: „Ach! da kommt die Taube schon, welche die Mutter mitnehmen will, aber ich soll ihr den Abschied nicht schwer machen." So stand ich leise, leise von der Seite der Mutter auf, und ging hinaus, und kniete an dem Bächlein in das Gras und betete für sie. Da hörte ich ein Glöcklein im Wald und sah bald meinen Vater kommen, der trug eine Leuchte, und zwei Ordensherren gingen mit ihm, deren Einer trug das Hochwürdige Gut, und der Andere das heilige Oel, und ihnen folgten einige fromme Männer und Frauen, die stille beteten. Da lief ich meinem Vater entgegen und sprach: „Herzvater, die Himmelstaube ist schon da, welche die Mutter abholen will, wir dürfen aber nicht gleich mit, ich habe es ihr versprochen, bei dir zu bleiben und dich zu trösten, bis wir nachkommen in die Herrlichkeit." Mein Vater verstand mich wohl und trat mit dem Geistlichen in die Hütte, ich aber blieb draußen und betete mit den Begleitern. Hernach kam die Edelfrau von der Laurenburg mit ihrem Söhnlein, dem Junker Jörg, über die Lahn zur Hirzentreu, wie sie den Abend vorher mir versprochen, und derselbe alte Diener war wieder bei ihr. Die Edelfrau ging zu meiner Mutter hinein, der Junker aber blieb bei mir, und wir spielten im Gras an der Quelle; er fragte

mich auch nach dem Rosmarin, den er mir gegeben für meine Mutter, da erzählte ich ihm von der Taube und von Allem. Nach einiger Zeit aber trat die Edelfrau heraus und nahm mich mit in die Hütte, da lag die Mutter ganz still, und der Vater kniete an ihrem Bett und weinte; da ich zu ihm trat, hob er mich zur Mutter und sprach: „Agnes, segne das Elslein, ehe du scheidest," und er legte der Mutter Hand auf mein Haupt. Die Mutter aber sagte: „Gott segne dich, tröste den Vater, bis ihr nachkommet. Elslein, ich fliege schon." Da sah sie mich mit unaussprechlicher Liebe an, und wendete dann den Blick zum Himmel. Ich sprach: „Geleit' dich Gott, lieb Mutter," und weinte laut. Da trug mich die Edelfrau hinaus zu ihrem Söhnlein, dem erzählte ich Alles, und da ein Paar Tauben hinüber zur Laurenburg flogen, streckten wir Beide kindisch die Hände aus und riefen: „Da fliegen sie, da fliegen sie, geleit' dich Gott, liebe Herzmutter!"

Hernach nahm mich die Edelfrau mit nach der Laurenburg, und ich blieb bis zum andern Tage dort, da die Mutter schon im Kloster Arnstein begraben war. Der alte Knecht aber war bei meinem Vater geblieben, und war mein Vater einen ganzen Tag in Kloster Arnstein gewesen, des Trostes der geistlichen Herren zu genießen. Die Edelfrau ist auch mit zu Grabe gewesen, und da sie nach der Laurenburg kehrte, brachte sie ihren Herrn, den Ritter von der Laurenburg, und den ältern Sohn Johann, mit welchem der alte Laurenburger bei dem Grafen zu Nassau gewesen, der des Johann Taufpathe war, und hatte die Laurenburgerin ihnen auf der Heimkehr begegnet. Der Ritter war mir freundlich und gab mir Wecken von des Grafen von Nassau Tisch, und da seine Hausfrau ihm den frommen Tod meiner Mutter erzählet, war er sehr mitleidig mit meinem Vater und sprach: „Der Graf Johann hat noch heute zu Tisch von dem frommen Falkenmeister gesprochen, und vor allen seinen Dienern sein in Ehren gedacht, ich habe ihm auch versprechen

müſſen, den Vogler von ihm zu grüßen, und will er ihm nächſtens einen kranken Falken ſchicken, daß er ihn pflege. Komm, Elslein," ſagte der Ritter dann zu mir, „ich will dich ſelbſt zu deinem Vater bringen, es iſt noch hoch am Tag, und mag er wohl Troſtes bedürfen." Da brachte mich der Ritter wieder zur Hirzentreu, und ging Georg wieder mit. Die Edelfrau aber blieb mit Johann zurück, der ſollte ihr von dem Weſen des Grafen von Naſſau erzählen. Wir fanden aber meinen Vater mit dem Laurenburger Knechte vor der Thüre ſitzen in ſtillem Geſpräch, und als dieſer ſeinen Herrn herankommen ſah, der mich auf dem Arme den ſteilen Pfad herauf trug, ſtand er auf und trat bei Seite; mein Vater aber lief mir entgegen, nahm mich von des Ritters Armen und herzte mich unter Thränen. Da ſprach ihm der Laurenburger ehrlich zu und getröſtete ihn, ſo gut er es vermochte, ſetzte ſich auch zu ihm auf die Bank und erzählte ihm von des Naſſauers Gunſten zu ihm, und ſprachen ſie mancherlei, nicht als ein Ritter zu einem Knechte, ſondern als gute Nachbarn und Freunde, denn das Unglück machet Geſellen. Es war aber dem Laurenburger auch ſeine erſte Hausfrau mit ſammt dem Kindlein in dem Kindelbette geſtorben, deren gedachte er mit vieler Liebe. Unter ſolchem Geſpräche ſtand ich zwiſchen meines Vaters Knien, und Georg neben dem Laurenburger, und ſpiegelten uns in deſſen blankem Bruſtharniſch, und lachten, weil er hohl geſchliffen unſere Geſichter auf mancherlei Weiſe verſtellte. Dann ſagte mir der Vater ins Ohr, ich möge den Wein und die Würze von der Mutter Tiſchlein bringen. Da ging ich zur Stube, aber die war ganz anders geworden; wo das Bett geſtanden, ſtand der Betſchemel und das Altärlein, und hing ein neu Muttergottesbild an der Wand, und an demſelben der Mutter und des Vaters Brautkränzlein; ihre Spindel aber ſtand vor meinem Bänklein, und war Alles gar verändert. Das hatte meinem Vater der

gute alte Laurenburger Knecht ſo geordnet, daß er ſeines Leides deſto eher vergeſſen und ein neues Leben anfangen möge.

Nachdem ich mich genugſam über Alles gewundert, nahm ich den Wein und die Würze, was von dem Geſchenke der Laurenburgerin noch übrig war, und brachte es dem Vater hinaus, der reichte den Krug dem Ritter. Da trank der Herr, und mußte ihm der Vater Beſcheid thun. Auch ſagte der Ritter: „Das iſt ein köſtlicher Wein, den man wohl dem Kaiſer bieten dürfte, Ihr habt ihn wohl aus einem Kloſterkeller? Einem Edelmanne wächſt ſolcher Wein nicht um die Lanze, der ſchmeckt nach dem Krummſtabe.“ Mein Vater lächelte und ſagte: „Gnädiger Herr, Ihr habt von dem Euren getrunken, aber er hat auf einem milden Faſſe gelegen, denn Eure liebe Frau Ida hat dieſen Trunk meiner ſeligen Agnes zur Labung gebracht, und wenn er Euch beſſer ſchmeckt, als zu Haus, ſo iſt's, weil Ihr Gottes Segen ſchmecket.“ Da trank der Laurenburger nochmals und ſprach: „Wahrhaftig, in Gottes Segen ſoll man den Wein legen, in Gottes Segen ſoll man des Weines pflegen, in Gottes Segen gedeiht der Wein auf allen Wegen. Das Faß, aus dem Frau Ida dieſen Krug gefüllt, muß mir eben ſo gut werden. Ihr müßt mir wohl erlauben, daß ich es mit Euch hier oben austrinke, Kilian, da es mir ſo wohl bei Euch geſchmeckt.“ Da dankte mein Vater dem Ritter herzlich und ſprach: „So Ihr einen armen Mann nicht verſchmähet, will ich Euren Zuſpruch hoch in Ehren halten, aber Ihr müßt dann auch von meiner Waſſerquelle hier trinken, da fließt auch Gottes Segen drinn.“ Nun ſchied der Ritter freundlich von uns mit den Seinen, und ich ging mit dem Vater in unſer einſames Häuslein, worin die Mutter nicht mehr war.

Blätter

aus

dem Tagebuch der Ahnfrau.

Einleitung.

Die wohlapprobirte Gouvernante hatte die verkündete Hochzeitsgesellschaft von Gockelsruh nach der Eierburg bei Gelnhausen geführt, und dort aus ihnen eine Kleinkinderbewahranstalt gebildet. Da sich aber weder der Staat, noch die einzelnen Familien in die Unmündigkeit der Landes- und Hausväter finden konnten, suchten sie Hilfe bei dem Pupillen- oder unmündigen Kinder-Collegium, welches erklärte, es sei zwar zur Bevormundung bereit, aber die kleinen Leute zu vergrößern, gehöre in die Kunst der Lebensverlängerung und also ins Medizinalfach. Man wendete sich daher an den Stadtphysikus, der aber entschied dahin, dieser Handel gehe über seinen Horizont, er gehöre ins Nachtgebiet der Natur, und beweise das Hereinragen einer Geisterwelt in die unsre. — Weil nun die Rolle einer Königin der Nacht damals vor der Erfindung der Zauberflöte in Gelnhausen unmöglich besetzt sein konnte, wußte man keine Autorität für das Nachtreich und nahm seine Zuflucht zu der hochlöblichen Nachtwächterzunft, in der Voraussetzung, von Nachtgebiets- und Geisterrageréi-Sachen müßten sie wohl Bescheid wissen. Sie erklärten aber, in ihr Nachtgebiet gehörten allein die Diebe, die betrunkenen Schwärmer, die Nachtmusikanten, die Nachtwandler, die Muhkälber, die Währwölfe, die dreibeinigen Hasen und dergleichen kurze Waaren; dieser Handel aber sei am hellen Tage geschehen und daher von ihnen nach Recht und Gerechtigkeit verschlafen worden. — In dieser Verlegenheit wendete man sich, da die

Schäfer von je im Rufe vieler geheimen Künſte ſtehen, an die königlich Gelnhauſenſche veredelte ſpaniſche Hammelknechtſchaft. Der Präſident dieſes Collegiums, geheimer Oberhof-Haushammel Lälaps, ein ſehr gelehrter Mann und beſonderer Freund des verkindeten Herrn Oberhof-Oſterhaas, bat ſich Bedenkzeit bis nach der Schafſchur aus. Als er nun ſein Schäfchen geſchoren und ins Trockene gebracht hatte, erklärte er, er habe zwar unter dem berühmten Johannes Prätorius in Leipzig die Rocken-Philoſophie ſtudirt, er beſitze deſſen Werke, Glückstopf, Wünſchelruthe, Blocksberg, wunderbare Menſchen, Rübezahl, Weihnachtsfratzen, Schwalben und Storchs Winterquartier, Sieblaufen, Alektryomantie oder Hahnenzauber u. ſ. w.; aber in allen dieſen ſei kein Mittel gegen dieſe unerhörte Curioſität zu finden; da ihm jedoch von allen Wundern des Herrn Magiſters Prätorius immer als das größte erſchienen, daß derſelbe zum kaiſerlich gekrönten Poeten habe gemacht werden können, und zwar durch einen Hof- und Pfalzgrafen, ſo mache er darauf aufmerkſam, daß ſeit der Erbauung der Pfalz Barbaroſſa's hier in Gelnhauſen immer ein Pfalzgraf ſeinen Sitz habe, und alſo bei dem derweiligen Herrn Pfalzgrafen Hans Diemringer von Staufenberg Hilfe zu ſuchen ſei. Da dieſer nach ſeinem Amte nicht nur Doctoren, Lizentiaten, Baccalaureen, Edelleute und gekrönte Poeten, ſondern auch Illegitime legitim, Unehrliche ehrlich, Unmündige mündig machen, ja ſogar mit rothem Wachs ſiegeln könne, ſo zweifle er nicht, der liebe Menſchenfreund werde die edle Stadt ſeiner Pfalzkraft genießen laſſen und ihre verkindeten Tagsgebieter aus dem Nachtgebiete der Natur heraus, volljährig an das Tageslicht bringend, ihr Mährchen zur Sage, und ihre Sage zur Geſchichte ſowohl um ein billiges Honorar erheben, als auch dieſes Alles mit rothem Wachſe beſiegeln. — Ganz Gelnhauſen jubelte über dieſen Vorſchlag, man hielt eine Gemeindeverſammlung, worin alle Leidtragende den erſten Platz

hatten. — Jedoch die Deputation, welche in Barbaroſſa's Palaſt geſendet worden war, den Herrn Pfalzgrafen in den Rath einzuladen, kam ohne ihn mit deſſen Haushälterin zurück, welche eidlich zu Protokoll gab, der Herr Pfalzgraf bedaure ſehr, nicht vor dem Rath erſcheinen zu können, indem er vor einigen Tagen in wichtigen Geſchäften verreiſt ſei; die Akademie der old druidical superstitions in London ſei entſchloſſen, der eingeriſſenen ſeichten Aufklärung kräftig entgegenzutreten, und die in der letzten Zeit ins Reich der Fabel verwieſenen Erd-, Waſſer-, Luft- und Feuer-Wundergeſchöpfe, die Zwerge, Gnomen, Kobolde, Faunen, Satyrn, Nymphen, Dryaden, Hamadryaden, Sirenen, Meluſinen, Undinen, Sylphiden, Elfen, Salamandrinen u. ſ. w., wie überhaupt Alles, was keine Menſchenſatzung, salvo errore et ommissione, als wirklich beſtehend wieder anzuerkennen und ferner nur mit überlieferter Proteſtation gegen das zu proteſtiren, was durch lange Ueberlieferung bereits anerkannt, und alſo anerkannt nicht anzuerkennen ſei. — Zur Begründung dieſer Aberglaubens-Anwandlung habe nun die Akademie dem Herrn Pfalzgrafen für jedes Stück dieſer ſo ſchändlich unterdrückten Wundergeſchöpfe, das er unter der Bank hervorziehe und durch ein mit rothem Wachs verſiegeltes Document legitimire, vier Pfund Sterling durch das Handlungshaus Gebrüder Vatermörder anweiſen laſſen. Der Herr Pfalzgraf habe hierauf ſogleich eine Rundreiſe zu dieſem Geſchäft angetreten und ſei zuerſt auf das Schloß Staufenberg bei Offenburg in der Ortenau gezogen, um die dortige Meerfey oder Meluſine, welche mit ſeinem Ahnherrn Peter Diemringer von Staufenberg in Verbindung geſtanden, zu legitimiren, und ihr wirkliches Hereinragen aus der Geiſterwelt in die Leiberwelt auf dem Zwölfſtein zwiſchen Staufenberg, Nußbach und Weilershofen mit ſeinem rothen Pfalzgrafenwachs zu beſiegeln; indem dieſe Meerfey das vollkommenſte Exemplar ſei, welches je ein Exempel des Hereinragens ſtatuirt habe, was bei

ſeines Ahnherrn Hochzeit mit einer Muhme des Kaiſers aus Kärnthen offenkundig geworden ſei, da das elfenbeinerne Geiſterbein der Meerfey bis ans Knie über dem leiblichen Hochzeitsmahl in Gegenwart aller Gäſte durch eine Oeffnung der Stubendecke hereingeragt habe, welche den Fremden noch vorgezeigt werde. Dort alſo ſei der Herr Pfalzgraf Diemringer zu finden, und alle frankirten Briefe, an ihn nach Offenburg poste restante adreſſirt, empfange er richtig. — Nach dieſer eidlichen Ausſage der Haushälterin erklärte der Präſident im Namen der Gemeinde, es ſtehe dem Volke nicht zu, ſeine ins Nachtgebiet der Natur gerathenen Landesgebieter aus demſelben ohne allerhöchſte Einwilligung zu verweiſen und müſſe Erlaubniß hiezu vorerſt allerunterthänigſt nachgeſucht werden, allen andern Betheiligten aber ſei es freigeſtellt, bei dem Herrn Pfalzgrafen Hilfe zu ſuchen. — Nach dieſer Erklärung erhob ſich die Frau Oberoſterhäſin und ſprach: „Hochherzige Gelnhauſerinnen, mein ehemaliger Ehegemahl, das nunmalige Oberhofoſterhäschen, hatte auf die Merianiſche Bilderchronik ſubſcribirt, die ſo eben in Frankfurt herausgekommen; geſtern erhielt er ſein Exemplar, und ich habe es mit ihm in ſeiner nunmehrigen Kindlichkeit durchbildern müſſen, weiter aber als bis zu Seite 75 des dritten Theiles ſind wir nicht gekommen; denn von dem Bilde der Weiber von Weinsberg, welche ihre Eheherrn auf dem Rücken aus dem von Kaiſer Konrad III. belagerten Weinsberg frei heraustragen, wollte er ſich nie trennen; immer buchſtabirte er wieder die Unterſchrift: „Exempel ehelicher Lieb und Treu deutſcher Frauen gegen ihre Männer,“ und ſah mich dabei gar freundlich an, ja ich mußte ihn länger, als mir lieb war, auf dem Rücken herumtragen, habe aber dennoch während dem das Gelübde gethan, wüßte ich, daß der Kaiſer meinem Manne durch mich ſo aus dem Nachtgebiete der Natur könnte heraushelfen laſſen, wie er jenen Weibern zugeſtanden, ihren Männern aus Weinsberg zu helfen, ſo

wollte ich meinen Eheherrn bis nach Wien auf dem Rücken tragen. — Jetzt aber habe ich dieſe Hilfe im Herrn Pfalzgrafen Diemringer viel näher, und es wäre eine Schande, wenn ich wartete, bis er erſt das Hereinragen aller Wald- und Waſſergeiſter in die Natur urkundlich documentirt hat und hierher zurückgekehrt iſt. Nein, das Emporragen iſt meinem Herrn viel nöthiger, er hat ſchon bitterlich geweint, daß er die Wanduhr und den Bratenwender nicht aufziehen, den Vogelkäfig nicht herablaſſen, den Barometer nicht nachſehen, die Lichter auf dem Kronleuchter nicht ausblaſen könne, und alle Augenblicke muß ich ihn in die Höhe heben. — So will ich dann den Weinsbergerinnen nicht nachſtehen; morgen trage ich meinen lieben Herrn und Gebieter auf dem Rücken nach Staufenberg, um ihn durch den Herrn Pfalzgrafen aus dem Nachtgebiete heraus bringen zu laſſen. — Indem ich nun alle meine anweſenden Freundinnen auffordere, in meine Fußſtapfen zu treten, frage ich ſchließlich: Sollten die Gelnhauſer Bubenſchenkel, deren Urſprung Niemand kennt, und die wir ſo oft in ſchwerer Ladung auf dem Rücken in der Gegend umher zu Markte tragen müſſen, nicht ein prophetiſches Backwerk ſein, welches Morgen in Erfüllung geht, wenn wir unſere verkindeten Angehörigen nach Staufenberg tragen?" — Allgemeiner Beifall krönte den Entſchluß und Vorſchlag der hochherzigen Frau. — Am folgenden Morgen ſah man ſie und einige zwanzig andere Gelnhauſer Frauen und Männer mit ihren verkindeten Ehehälften auf dem Rücken oder Arm gen Staufenberg in die Ortenau zu Herrn Pfalzgraf Diemringer wallfahrten; dem Erfolge wird mit geſpannter Erwartung entgegengeſehen.

Die Schottländiſche breite Counteſſe, welche am Schluſſe obiger Wunderbegebenheit als Kind von St. Eduard's Stuhl mit den Engeln emporgeſtiegen, ſoll nach den neueſten Beobachtungen des jungen Herſchel's auf dem Vorgebirg der guten

Hoffnung wirklich im Monde gesehen worden sein, und dort unter den Fledermausmenschen großes Aufsehen durch ihre Studien über den Stein Jacob's gemacht haben. Wir sehen dem Erfolg entgegen.

Der Verfasser, welcher bei dem Hochzeitsschmauß auch der Kindheit anheimgefallen und in der Nacht auf dem Kinderstühlchen mit dem Tagebuche der Ahnfrau allein sitzen geblieben ist, schlief endlich ein, und als er Morgens erwachte, fand er sich des Tagebuches beraubt. Was sollte er thun? Er mußte im Nachtgebiete der Natur sitzen bleiben. Er hatte Niemanden auf der weiten Welt, der ihn zum Herrn Pfalzgrafen Diemringer nach Staufenberg hätte tragen mögen oder können. — Da er sich nun erinnerte, kurz vor seiner Verkindung von seinem literarischen Vormunde Urkundius Regestus vernommen zu haben, daß derselbe alle Augenblicke eine verlorne alte Chronik wieder auffinde, so bat er diesen um Ausspannung aller Entdeckungssegel nach dem verlornen Tagebuch. — Urkundius war, um sich zu besinnen, kaum über drei Registraturen und nicht ganz über fünf Büchergestelle gesprungen, als ihm einfiel, daß, wie sonst, Entdeckungsreisen aus Portugal, jetzt solche nach Portugal ausgerüstet würden, und zwar um des Sanchuniaton's verlorne Bücher seiner phönizischen Geschichte zu entdecken, und so entschloß er sich, der Expedition das verlorne Tagebuch zur Nebenentdeckung zu empfehlen, was er für ganz angemessen hielt, da er von dem Verfasser gehört, daß Etwas von der Geschichte des Steins Jacob's darin stehe, der bekanntlich von Phönizien nach Brigantium in Galizien in den Besitz der schottischen Könige gekommen. Seine Absicht wurde mit Erfolg gekrönt; denn kaum hatte der Verfasser auf dem Kinderstühlchen das vorhergehende Mährchen ausgeschrieben, so ward er auch durch die portugiesischen Correspondenten Regesti Urkundii in den Stand gesetzt, aus dem wiederentdeckten Tagebuche der Ahnfrau folgenden Auszug, der sich auf Gockel, Hinkel und Gackeleia bezieht, einstweilen mitzutheilen.

Aus dem Tagebuche der Ahnfrau.

(Vom Charfreitage bis Sonnenwende 1317.)

Der fromme und gelehrte Jacob von Guiſe ermahnte in dieſer heiligen Faſtenzeit die Frauen und Jungfrauen des Landes Hennegau gar eindringlich, ſie möchten, ſtatt ihre Zeit mit Leſung tiefſinniger Bücher zu verlieren, doch den elenden Stand der verlaſſenen armen Kinder, von denen alle Straßen wimmelten, zu Herzen ziehen, und ſich Gott durch Barmherzigkeit an dieſen gefällig machen. Seine Worte rührten mein Herz, jede Noth, jede Unart eines Kindes, die mir bekannt ward, fühlte ich wie eine Beſchuldigung. Ich dachte nach, wie ich, als die Erſte des Landes, mit einem Beiſpiele vorgehen ſollte. — Ich ſprach darüber mit acht meiner adeligen Geſpielinnen, und forderte ſie zum Gebete auf, daß Gott mir die rechten Wege dazu zeige.

Charfreitag. Jacob von Guiſe, mit dem ich von meinen guten Wünſchen für die armen Kinder geſprochen hatte, hielt uns heute noch eine Ermahnung, nie der Armen, welche Gott mit vielen Kindern geſegnet, zu ſpotten. — Er gab uns dieſe Warnung, weil Gott heute vor zwei und vierzig Jahren ſolchen Spott an Margaretha, Gräfin von Holland, ſtrafte, indem er ihr eine große Zahl kleiner Kinder beſcheerte, welche, vom Biſchof Guido in zwei Becken, die Knaben Johannes, die Mägdlein Eliſabeth getauft, nebſt der Mutter ſchnell geſtorben und in der Kirche zu Leusden begraben ſind. — Er erzählte auch von der großen Gefahr der aufſichtsloſen Kinder ein erſchreckliches Beiſpiel. —

Im Jahre 1284 kam gen Hameln ein Rattenfänger, der hieß Bundting, ſeines buntgefleckten Gewandes wegen; der ward mit dem Rath einig, um ein gewiſſes Geld alle Ratten und Mäuſe der Stadt mit ſeiner Pfeife hinaus in die Weſer zu locken. Er hielt auch ſein Wort, den Rath aber gereute der Lohn, und hielt er ſein Wort nicht. Darob erbitterte der Bundting, und als am 26. Juni Morgens 7 Uhr Alles in der Kirche war und die Kinder auf der Straße ſpielten, kam er wieder als ein Jäger mit ſchrecklichem Angeſicht und einem rothen wunderlichen Hut und pfiff durch die Straßen, da zogen ihm viele Knaben und und Mägdlein vom vierten Jahr an und darunter des Bürgermeiſters ſchon erwachſenes Töchterlein nach, und er führte ſie hinaus in einen Berg, und verſchwand mit hundert und dreißig Kindern in demſelben. Ein ſtummes Kind hatte ſich verſpätet, denn es führte ein blindes Kind dem Zuge nach, das ſtumme zeigte den Ort, wo ſie alle verſchwunden, das blinde ſprach von dem wunderlichen Tone der Pfeife, dem ſie Alle gefolgt. Ein Knäblein, das im Hemde mitgelaufen, kehrte um, ſeinen Rock zu holen, und da es mit dieſem den Anderen nachlief, waren Alle ſchon verſchwunden; ſo ward es gerettet und konnte von Allem den Eltern berichten. Dieſe waren in großem Leid, ſuchten und forſchten aller Orten, ſendeten Boten zu Waſſer und zu Land nach den Kindern, aber vergeblich; und ſind ihrer auch mehrmalen bei uns im Lande Hennegau geweſen. Die Trauer der unglückſeligen Leute iſt noch alſo groß um ihre Kinder, daß in der Straße ihres Auszuges weder Trommelſchall noch Saitenſpiel, noch Tanz, auch ſelbſt bei Brautzügen ſein darf. — Der liebe Herr Jacob von Guiſe legte dieſe wahre Geſchichte aus gleich einer Parabel auf die Gefahren der verlaſſenen Kinder, und fügte noch eine Betrachtung hinzu über die Worte des Herrn: „Wie oft habe ich deine Kinder verſammeln wollen, wie eine Henne ihre Küchlein unter ihre Flügel verſammelt u. ſ. w;“ dann ſagte

er: „Wen ſollte das tiefer treffen als uns, die wir hier im Lande Hennegau leben; aber wie ſteht es mit den Küchlein, o gäb' ihnen Gott eine Henne, die ſie unter ihre Flügel verſammelt. — O, gnädige Gräfin Amey, gedenket der armen Kinder!" — Da ſagte ich: „Habt Dank, hochwürdiger Herr! ja, ſo Gott Segen gibt, will ich ihnen eine Henne werden und meine hier anweſenden Geſpielinnen werden mir helfen." Da erhoben dieſe ſich ſämmtlich und ſprachen: „Ja, mit Gottes Gnade, das ſoll wahr ſein!" Da ſegnete Jacob von Guiſe neun Schaupfennige, und gab ſie uns am Roſenkranz zu tragen. Es iſt aber auf der einen Seite eine Gluckhenne abgebildet, welche ihre Küchlein mit den Flügeln decket und auf der andern Seite ſtehen die Worte: „Nähre und ſchirme." Dieſe Pfennige hatte der gute Mann uns zur Mahnung prägen laſſen, denn er hatte im Gebet erkannt, mein Herz ſei kein ſteiniger Acker, wenn gleich hier und da eine Heerſtraße; darum wollte er es einzäunen. Gott ſegne ſeinen Willen an mir! — Ich entſchloß mich nun feſt, gleich nach Oſtern eine Ordnung mit meinen Geſpielen zum Beſten der armen Kinder zu treffen.

Charſamſtag. Heute ſprach ich nochmals mit Jacob von Guiſe über mein Vorhaben, und er ermahnte mich, daß doch Alles, was ich hiezu verordne, einfältig, demüthig, fromm und freudig ſein möge; ich ſolle mich mit meinen Andachten und Leſungen an das halten, was die Kirche das Jahr hindurch feiere, und alles Beſondere ablegen, dieſes ſei das geiſtliche Brod, das ich den armen Kindern täglich gehörig zertheilet ſpenden ſolle, außerdem ſolle ich ihnen auch mit dem leiblichen Brode treue Vorſorge thun. Er machte mir hiebei eine gar rührende Auslegung des Vaterunſer, welche die ganze Regel des weltlichen Ordens enthält, den ich ſtiften will unter dem Namen der freudigen, frommen Kinder. Deſſen Aufgabe aber ſoll ſein, daß die Kinder von Hennegau freudig und fromm werden; dazu aber gehöret

alle Chriſtentugend, zu der helfe mir Gott und lege mir eine treue, freigebige, fleißige Hand auf das Herz und ein aufrichtig wahres Herz auf die Hand und auf die Zunge! — Heute brachte mir auch Meiſter Andreas der Goldſchmied die Ordenszeichen, die ich bei ihm beſtellt, und war auf der einen Seite ein Windelkindlein, auf der andern ein Lerchlein, das ſingend zum Himmel fliegt, abgebildet. Ich befeſtigte ſie an amaranthfarbige Bänder, und zeigte ſie meinen Geſpielen noch nicht. Wir gingen heut' alle zur Kirche und verſprachen einander, morgen bei dem Feſte Gott unſer Vorhaben demüthig aufzuopfern.

Heut' auch beſuchte ich nach meinem jährlichen Gebrauche die gottſelige Jungfrau Verena und das fromme Hühnlein; und da mich Jacob von Guiſe ermahnt hat, in Allem ſo zu ſchreiben, daß es auch die Nachwelt verſtehen könne, will ich hier kürzlich von Verena und dem Hühnlein ſprechen. — Vor vielen hundert Jahren kam ein römiſcher Soldat von Pilati Leibwache hier in die Lande; er hieß Salmo und war nach dem erſten Pfingſtfeſt in Jeruſalem getauft durch Petrus. Er hatte ſich zum ewigen Andenken ein Hühnlein aus Jeruſalem mitgebracht, das von dem Hahn abſtammte, der bei Petri Verläugnung gekräht. Es war aber hier noch Alles wilder Wald und hie und da ein Edelhof mit Feldern und einigen Bauern umher. Auf einem ſolchen Hofe ſaßen dann Kriegsleute, die ſich häuslich niedergelaſſen; die lebten von der Jagd, und machten ſich ſo viel Landes unterthan, als ſie umreiten wollten. Belgius, ein ſolcher Kriegsmann, hatte ſein Haus hier, wo jetzt mein Schloß ſteht, und da er in den Wald ritt, zu jagen, ſah er eine ſchöne weiße Henne, deren Art er hier zu Land nie geſehen, im Walde laufen. Da folgte er dem Hühnlein tief in den Wald bis in eine Höhle, darin ein Mann gar elendiglich lag. Das war aber Salmo, der römiſche Soldat, der war im Walde verirrt und ſchier Hungers geſtorben, und war ſein frommes Hühnlein fortgelaufen, ihm Hilfe zu

ſuchen. Da labte Belgius den Salmo, und nahm ihn ſammt dem Hühnlein auf ſein Roß und führt' ihn in ſein Haus, und er und ſein Weib pflegten ihn, bis er geſund war. Salmo aber erzählte ihnen, was er in Jeruſalem erlebet, und vom Tode, Auferſtehung und Himmelfahrt des Herrn, und von St. Petrus, der ihn getaufet und auch von dem Hühnlein, darob ſie groß Wunder hatten. Während dem aber legte das Hühnlein ein Ei, und ſie ließen den Salmo nicht fort, bis es ausgebrütet war; da ſchenkte er ihnen das ausgebrütete junge Hühnlein und zog weiter. Wann er nicht wußte wohin, ließ er ſein Hühnlein laufen und folgte ihm. So kam er bis an einen Bach in einer luſtigen Gegend, und da ſein Hühnlein ſehr durſtet' und hungert', kam ein Hahn aus dem Walde geflogen und lockte es bis zu dem Bache, und ſie tranken daraus; da ſagte Salmo: „Das iſt der Hahnebach." Und der Hahn lockte wieder und ſcharrte einen Weizenkern aus dem Boden, den fraß das Hühnlein und war wohlgemuth. Da aber Salmo weiter reiſen wollte, denn er war aus Savoyer Land, wollt' das Hühnlein nicht von dannen, und ſo blieb Salmo hier, und baute ſich ein Haus an dem Hahnebach und nannte es Kern wegen dem Weizenkern. Er nahm auch ein Weib und ſind die Grafen Salm daraus worden und die Stadt Kern oder Kyrn am Hahnebach. — Das Hühnlein aber, das hier im Hauſe des Belgius geblieben, ward gar gut gehalten und ward Gallina genannt. Belgius aber war ein Heide und ein abergläubiſcher Mann, und nahm er allerlei Wahrzeichen an der Henne in Acht; nachdem ſie fraß und froh oder traurig war, darnach handelte er. Nun war er ſchon bejahrt und hatte viel Kinder und Leute, und wollte ſich ein Land gründen, und das auf ſeinem Pferd umreiten. Da ſah er, wie die Henne fraß, und da ſie gar luſtig geſreſſen, war es ihm ein gutes Zeichen, und er ſetzte ſich mit ſeiner Frau und ſeinen Söhnen und Töchtern zu Pferd, und ſie ritten in den wilden Wald nach dem Orte, wo er den Salmo gefunden

hatte. Da ließ er das Hühnlein laufen, und wo es hinlief, ritten ſie nach wohl vier Tage lang und kamen ſehr durſtig an ein Brünnlein, daran ſaß Lucius, ein König von England, der war ein Chriſt worden und reiſte nach Augsburg, das Chriſtenthum zu verkünden, und hielt hier Ruhe an dem Brünnlein. Das Hühnlein Gallina aber lief auf ihn zu und fraß ihm das Brod aus den Händen. Deß wundert' ſich Belgius ſehr, da Gallina ſonſt nicht alſo kühn war und ein gar blöd züchtiges Hühnlein. Da gedachte Belgius, das muß ein frommer, heiliger Mann ſein, weil das Hühnlein ihn ſo lieb hat. Als ſie aber miteinander ſprachen, ſagte Belgius dem Lucius Alles von dem Hühnlein und dem Salmo, und Lucius ſprach ſo eindringlich mit Belgius, daß er ſich mit Weib und Kind von ihm in der Quelle taufen ließ. Darnach reiſte Lucius weiter gen Räthien, und Belgius ritt dem Hühnlein Gallina nach, bis ſie dahin kamen, wo ſie ausgezogen, und nahm Belgius alles das Land in Beſitz, und nannte es das Hennegau, weil die Henne es umlaufen hatte. — Von dieſer Henne Gallina nun iſt von damals immer das erſtgeborene Hühnlein bei dem Grafen von Hennegau aufbewahret und im Schloſſe gefüttert worden, und nennt man es im Lande allgemein Gallina, das fromme Hühnlein, und hält es gar hoch. Es iſt ihm eine eigne Pflegerin beſtellt, wozu immer die älteſte tugendlichſte Magd aus dem Frauenzimmer der Gräfinnen genommen wird, und nennt man dieſe Pflegerin ſelbſt das fromme Hühnlein. Dieſes Ehrenamt verſieht heut zu Tage Jungfer Verena, eine gar gottſelige Jungfrau. Sie war oben von dem Rheine her und ſchon als Wärterin meiner Großmutter in Vaduz geweſen. Es beſteht aber das Hühnerhaus des Belgius mit ſeinem Hof und Gärtchen noch, worin die erſte Gallina gelebt und geſtorben, und iſt ein feines Stübchen darüber erbaut, worin Verena wohnet, und heißt dieſe Wohnung das Gallinarium. Es iſt auch ein alt Herkommen, daß das fromme Hühnlein nicht mit

erkauftem, ſondern nur mit erbetteltem Weizen zur Ehre Gottes ernährt werden darf, und ſo wandelt Jungfer Verena mit ihrem langen Korb am Arm von Haus zu Haus und bittet um Nahrung für das fromme Hühnlein. Es iſt dies aber eine mühſelige Arbeit. Denn ſie nimmt nirgend mehr als drei und dreißig Weizenkörner, zu Ehren der Lebensjahre des wahren Weizenkörnleins. Alle dieſe Körnlein zählet ſie nach unter Gebet, und da es für die Nahrung des Hühnleins und ſeiner vielen Nachkommen, denn es ſind ſehr viele in dem Gallinarium, doch immer zu vieler Weizen iſt, ſo theilet ſie die Körnlein in drei gleiche Theile; den geringſten zum Futter, den beſſern, um ein Feld für die Armen damit zu beſäen, die allerreinſten Körnlein aber läßt ſie mahlen und ſiebt das Mehl ſelber, und backt ſelbſten die reinſten weißeſten Hoſtien daraus für die Pfarrkirche. Gott ſegnet ihr Thun, und ſo bringt ihr Feld immer gar reichlich, und hat ſie viel Arme erſättiget in Hungerjahren. Es iſt ein Glaube in Hennegau, wer ein Hühnlein von dieſer Zucht, ja nur ein Federlein davon in ſeinem Stalle habe, dem gedeihen die Hühner über die Maßen.

Heute ging ich aber zu Verena, weil ſie Oſtereier bunt färbte, um ihr zu helfen. Sie wußte ſie gar ſchön mit Blumen, Kreuzlein, Gotteslämmlein und dergl. zu verzieren, und hatte deren eine große Menge zu bereiten für die beſonderen Wohlthäter des frommen Hühnleins. Jenes Oſterei, das ſie mir beſonders bereitete, werde ich erſt morgen zu ſehen bekommen. Alle meine Geſpielen waren geſtern und heute ſchon bei ihr zur Hilfe geweſen, und zwar nacheinander, denn ihr Stübchen neben der kleinen Küche iſt gar enge, und nichts darin, als links von der Thür ein Kaſten mit Schiebladen, ein Stuhl und das Bett, rechts ein Tiſch, ein Stuhl und ein Spinnrad, und bei dem Bette noch eine Truhe und der Ofen. Man ſchreitet auf einer ſchmalen offenen Treppe wie auf einer Hühnerleiter zu ihr hinauf, und trifft dann auf die kleine arme Küche, neben welcher

ihre Stubenthüre. Das Gallinarium iſt unter ihrer Wohnung; da lebet das Hühnlein Gallina und ſeine große Familie, und hat daſſelbe ſein Neſt, ſeine Stange, ſein Freß- und Saufröglein, alles abgeſondert und von Verena beſonders gepflegt. Hier unten iſt ein kleiner Garten und Hühnerhof, und dem Gallinarium gegenüber ein Behälter für das Holz, und in weiteren alten Gewölben ſind die Räume, wo die Wäſche des Schloſſes beſorgt wird. Dieſer ganze Theil des Schloſſes von Hennegau iſt ſehr alt und etwas wüſte; man hat ihn nie erneuert aus Achtung für das Gallinarium, weil Gallina, das erſte fromme Hühnlein, welches das Werkzeug zur Bekehrung des Belgius und zur Benennung des ganzen Landes geweſen, hier gewohnt hatte. Ich ging aber immer von Kind auf mit einem heiligen Grauen in das Gallinarium; es war da einſam und gar ernſthaft; an der einen Seite liegt St. Petri Münſter, die erſte Kirche des Landes, die auch durch das fromme Hühnlein veranlaſſet worden, und um das Gallinarium her läuft der Kreuzgang von dem ehemaligen Kirchhofe St. Peters, worin alte Todtentragen und ſchwarze Sargdecken und Flitterkränze und Kreuze ſtehen. An dem Treppchen zu Verena's Stübchen eilte ich immer ſchnell und ſcheu hinauf, denn die Wäſcherinnen ſagten mancherlei Unheimliches von dem Gewölbe bei dem Gallinarium, und wußte Verena Vieles davon zu erzählen, aber wollte nie recht damit heraus. Immer wußte ich nicht recht, was das heißen ſollte, daß meine Mutter oft zu ihr zu ſagen pflegte: „Verena, was macht das Büblein?“ worauf ſie jedesmal ernſt und bedenklich erwiederte: „Es macht ſein Sach!“ — und doch war es von Kindheit auf meine Gewohnheit, wenn ich ſie ſah, dieſe Frage an ſie zu wiederholen, und dieſelbe Antwort von ihr zu erhalten, ohne daß ſie je meine heimliche Neugierde, was und wo dies Büblein ſei, und was es eigentlich thue, befriedigt hätte. Verena war mir auch durch eine eigne Gewohnheit, die ſie wie eine ſtrenge Pflicht in

meiner Jugend übte, eine ſehr geheimnißvolle Perſon. Mir wurde immer empfohlen, auf der rechten Seite liegend zu ſchlafen, und oft wurde ich Nachts aufgeweckt, und ſah dann Verena an meinem Bettchen, die mich von der linken auf die rechte Seite legte, und dann mit dem Finger drohend ſagte: „Das fromme Hühnlein ſchickt mich, es weiß Alles.“ — Dann fragte ich gewöhnlich: „Vrenchen, was macht das Büblein?“ und ſie antwortete ihre ewige Antwort: „Es macht ſein Sach!“ und kehrte ins Gallinarium zurück. Beſonders aber war mir auch der Gang zu Verena feierlich, weil ſie mich zu meiner erſten Buße vorbereitet hatte, und ich mich immer bei ſolcher Gelegenheit von ihr ermahnen ließ. Da nun das fromme Hühnlein vom Hahne Petri abſtammte, der bei deſſen Schuld gekräht hatte, ſo glaubten wir Kinder, das Hühnchen wiſſe Alles, und wenn wir es im Vorübergehen gackſen hörten, meinten wir, es mahne oder beſchuldige uns, und ſo erforſchten wir unſer Gewiſſen mit größerem Ernſt. Einigemal in meiner Jugend kam Verena ſogar plötzlich zu mir, während ich in Verſuchung zu irgend einem Vergehen war, und immer ſagte ſie: „Das fromme Hühnlein hat mich geſendet.“ Durch alles das iſt ſie mir ſelbſt bis jetzt in mein erwachſenes Alter eine ſehr achtbare geheimnißvolle Perſon geblieben, und da ich heute mit meinen Geſpielen zur Kirche gehen wollte, um morgen das hohe Feſt zu halten, ſo ſchlüpfte ich mit meiner gewöhnlichen Scheu der Wohnung des frommen Hühnleins vorüber die kleine Treppe zu Verena hinauf. — Die fromme Seele war gar lieb und freundlich, ſie war ganz wie neubelebt und rüſtig in ihrem Bereiten der Oſtereier, und ich half ihr nach Kräften. Dann erzählte ich ihr von den Ermahnungen des Jacob von Guiſe, und wie ich entſchloſſen ſei, am Oſtermontage mit meinen Geſpielen einen Orden zum Beſten der Kinder zu ſtiften. Da küßte Verena mir mit Freudenthränen die Hände und ſagte: „Schön Dank, tauſend Dank fürs fromme

Hühnlein!" Ich aber fragte mit lächelnder Neugierde: „und fürs Büblein?" — Da ſammelte ſich Verena, ward ernſthaft und ſagte wie ehedem: „Das thut ſein Sach!" — Dann ſprach ich noch mit ihr von meinem erſten Kirchengang und auch von meinem jetzigen Gewiſſenszuſtand. Sie wiederholte mir wie gewöhnlich alle meine Hauptfehler von Kind auf und dankte Gott mit mir, wie er mich gehütet und mir Gnade gegeben, Manches zu beſſern, und betete mit mir für die Zukunft. Ich kann nicht ſagen, wie ihr Weſen mich immer rührte. Als ich von ihr ging, ſagte ſie: „Gnädigſte Gräfin, o, meine goldene Amey, ich danke viel tauſendmal, daß du noch immer ſo redlich zu mir kömmſt, dein armes Herz zu erweichen, ehe du es mit Reuethränen vor Gott reinigeſt. — Ja, es iſt hier bei mir nicht vergebens das Waſchhaus! — Morgen in aller Frühe werden in Sanct Peter die Oſtereier geſegnet, und dann werde ich der gnädigen Amey das goldene Oſterei unterthänigſt überreichen." — Hierauf verneigte ſie ſich tief und wollte den Saum meines Rockes küſſen; aber ich ſchloß ſie in die Arme und lud ſie auf den Oſtermontag in den Garten zu der Ordensſtiftung ein. Sie lehnte es ab und ſprach: „Es iſt beſſer, daß ich zurückgezogen für Euch bete." Sie gab mir dann noch mancherlei Rath in dieſer Sache, und wir trennten uns mit dem gegenſeitigen Wunſch eines geſegneten Oſterfeſtes. Sie geleitete mich bis zur Wohnung des frommen Hühnchens. Mir war Angſt und bang, es möge ſich rühren, auch vor dem Büblein war mir bang; aber Alles war ſtill und Verena flüſterte: „Gottes Segen mit dir, goldene Amey! Gallina mahnet nicht, du wirſt Nichts auf deinem Herzen behalten." Da ging ich zur Kirche, wo meine Geſpielen mich erwarteten, und behielt Nichts auf meinem Herzen. O, es war mir ſo leicht, ſo leicht, daß ich auf dem Rückweg ohne Scheu nochmals in das Gallinarium ſchlich, und vor das Hühnchen trat, es ſaß auf ſeiner Stange, den Kopf unter dem Flügel und rührte ſich nicht. — Droben

löſcht Verena das Lämpchen, gute Nacht, Verena! — Hierauf kehrte ich in meine Stube und ſchrieb dieſes nieder. Da ſchlägt es Mitternacht — ich höre meine Geſpielen nahen, die feierliche Auferſtehungsglocke ruft. Es erleuchten ſich alle Fenſter. Jacob von Guiſe trägt das Kreuz aus der Kirche um den Kirchhof, alles Volk zieht mit ihm und ſingt mit lautem Jubel: „Chriſt' iſt erſtanden aus ſeinen Todesbanden!" — Wir ziehen mit.

Oſtermontag. Heute nach der Kirche las ich meinen Geſpielinnen im Garten die Regel des Ordens der freudig frommen Kinder vor, und da ſie Alles mit großer Freude angenommen, und nun auch gern Ordensnamen gehabt hätten, ſagte ich zu ihnen: „Weil ich eure Oberin, die Henne von Hennegau bin, ſo ſuchet euch Pflanzen, welche ihren Namen von dem Hühnergeſchlechte haben; wir wollen ſie miſchen, daß jede ſich einen Namen durchs Loos ziehe." So thaten ſie und brachten acht verſchiedene Pflanzen ſolcher Namen; ich faßte ſie alle in meine Schürze und ſie zogen ſich nach der Reihe ihre Namen. — So hießen dann die erſten Ordensgeſpielinnen — Ornithogalia von Hühnermilch — Oſterluzia von Hahnenſporn — Cretelina von Hahnenkamm — Serpoleta von Hühnerklee — Morgellina von Hühnerbiß — Moscatellina von Hahnenfuß — Cornelia von Hahnenpfötchen — Esparſetta von Hahnenkämmchen. — Sie gelobten mir alle Gehorſam, und ich nahm als ihre Oberin den Namen an: „Das arme Kind von Hennegau," worauf ich ihnen Allen das Ordensband umhängte. — Hierauf vertheilten wir unter uns die Gegenden der Stadt, worin eine jede ſich der Nothleidenden und beſonders der Kinder annehmen ſollte. Auch erwägten wir nach dem Kalender die altherkömmlichen Volks- und Kinderfeſte, welche wir in aller guten Weiſe aufrecht erhalten wollten.

Oſterdienſtag. Nach alter Landesſitte hielten wir an dieſem Tage den Wiegenzug zu den Eheleuten, auf deren Hochzeit

wir gewesen waren. Wir trugen eine schön geschmückte Wiege, eine Rassel und allerlei Kindergeräthe bei uns. Die Wiege ward in die Stube gestellt, um sie her gesungen und gereiht, und darüber gesprungen. Alle opferten etwas an Geld, oder Flachs, oder Linnen, oder Früchten in die Wiege, und da sie wohl angefüllt war, wickelten wir alle Gegenstände in eine Puppe zusammen und spendeten es sammt der Wiege der ärmsten Familie.

Quasimodo geniti. (Weißer Sonntag.) Heute hatten wir die erste Ordensversammlung. Wir theilten weiße Taufhemden und Decken aus an arme Wöchnerinnen. Ornithogalia wiederholte uns gar anmuthig, was Jacob von Guise über die Worte gepredigt: „Wie neugeborene Kindlein ohne Trug begehret nach der Milch, daß ihr durch sie zum Himmel aufwachset.“ — Ich schenkte ihr dafür das Recht, eine Anzahl Kühe, Schafe und Ziegen auf meinen Wiesen weiden zu lassen, wofür sie bei Braut- und Leichenzügen meiner weiblichen Nachkommen ein Hirtenhuhn zu entrichten hat.

Maientag. Wir Gespielinnen zogen mit den armen Kindern hinaus in den grünen Maien, speisten sie, spielten und tanzten mit ihnen im Kreis und sangen die Weise:

„Grase, grase, grüne,
Sieben junge Hühner,
Gläschen Wein,
Bretzelchen drein.
Sitz' nieder!“

Ich ging mit Osterluzia in den Wald und suchte Waldmeisterlein und andere Kräuter zum Maitrank. — Sie war Abends bei mir, und sprach so lieblich von der Waldeinsamkeit und wie sie eine Einsiedlerin werden möchte, daß ich ihr ein schönes Stück Wald schenkte, wofür sie ein Waldhuhn bei Braut- und Leichenzügen zu entrichten hat.

Sonntag Miserieordias. Da man liest vom guten

Hirten. Ordensverſammlung. Wir führten die Kinder in die Kinderlehre und hielten hierauf einen Schäferzug. Mit Hirtenſtäben in der Hand, geſchmückte Schafe und Lämmer führend, gingen wir zu den Armen, die viele Kinder hatten, beſchenkten die Eltern mit den Schafen und führten die Kinder, die wir neu kleideten, auf die Wieſe, wo wir ſie ſpeiſeten und mit ihnen ſpielten. Abends waren die Ordensgeſpielinnen bei mir im Garten, wir tranken Maiwein, und da wir fröhlich waren wie Kinder, ſetzte mir Cretellina einen dichten Kranz von Maiglöckchen auf das Haupt. Als die weißen Glöckchen mir zwiſchen den Locken nieder in die Augen ſahen, ward ich wunderbar freudig und ſang unter Thränen:

„Kling', kling, Glöckchen
Weiß durch braune Löckchen,
Das Huhn ſitzt auf dem Oſterneſt
Und brütet auf das Pfingſtenfeſt,
Zum Segen über Land und Haus
Drei ſchöne Seidenpüppchen aus.
Eins ſpinnt Seiden,
Eins flicht Weiden,
Eins thut den Himmel auf,
Läßt ein Bischen Sonn' heraus,
Läßt ein Bischen drinnen,
Draus will Maria ſpinnen
Ein goldig Pfingſttagsröckelein
Für ihr holdſelig Kindelein."

Cretellina hatte mir mit dem Kranz etwas Liebes angethan, ich umarmte ſie, und ſchenkte ihr, weil ſie die Blümchen weit im Walde zuſammenſuchte, das Recht ihre Heerde in meinem Walde graſen zu laſſen, wofür ſie und ihre Nachkommen bei Braut- und Leichenzügen ein Grashuhn zu entrichten haben.

Sonntag Jubilate. Wenn man ſingt: „Jauchzet Gott alle Lande." Ordensverſammlung. Es war eine Rede in Hennegau,

der ewige Jude sei gesehen worden, und glaubte selbst Serpoleta ihn gestern im Walde gesehen zu haben, und beschrieb ihn gar kläglich und irrend, und wollte nicht sagen, was sie mit ihm gehabt. Ich erzählte aber, wie mein seliger Herr Vater in England einen gelehrten Mönch, Mathias Paris, besucht, sei zu diesem ein reisender Bischof aus Armenien gekommen und habe erzählt, daß er den ewigen Juden selbst gesprochen, der den kreuztragenden Herrn nicht bei sich ruhen lassen, und nun ewig ohne Ruhe und Rast zur Warnung herumziehen und suchen müsse. Da sprach Serpoleta: „Ja, zur Warnung, denn er sprach zu mir, da ich ihm ein Almosen bot:

„Schön' Dank! ich brauch' nicht Gut noch Geld,
Mir fehlt, was ich versaget,
Hab Müdem keinen Sitz gestellt,
Werd' ruhlos umgejaget.
Kömmt je mit seinem Kreuz zu dir
Ein müder Mann gegangen.
Lass' ruhen ihn und schenke mir
Die Lieb', die er empfangen.
Sitz' zu ihm, hör' ihn an mit Huld,
In ihm dem Herrn dies thue,
Dann zahlst du mild an meiner Schuld
Und hilfst zu meiner Ruhe!"

Er sah mich scharf und traurig dabei an und eilte durch die Büsche weg. Ich höre sie noch hinter ihm rauschen. Mir ward so bang seit seinem Blick, ich fühlte mich ohne Ruhe, bis ich den ersten besten Kreuzträger eingeladen, bei mir zu ruhen und mir sein Leid zu klagen, da ward mir besser. Ich bitte das arme Kind von Hennegau, ein Ordensgesetz hierauf zu gründen." Mich rührte die Erfahrung Serpoleta's, und ich willfahrte ihr mit dem Gesetze, die Bedrängten bei uns ruhen zu lassen und huldvoll anzuhören. Da Serpoleta mir sagte: ihre und vieler Armen Schornsteine rauchten nicht, gab ich ihr das Recht,

in dem Walde, wo ihr Asverus begegnet, allen ihren Holzbedarf zu ſchlagen, wofür ſie bei Braut- und Leichenzügen ein Rauchhuhn zu entrichten hat.

St. Sophientag. Heute hatte ich einen lieben ſtillen Tag, das treue Mutterherz, das Rothkehlchen unter meinem Dache weckte mich gar früh mit ſeinem Liedchen, ich ſteckte den Kopf durchs Fenſter und belauſchte es, wie es mit dem erſten Sonnenſtrahl oben am Giebel gar einfältiglich in Mutterſorgen überlegte, wo und wie es ſein Neſtchen am ſicherſten bauen ſolle. Da fiel mir mein Herzgeſpann ein, deſſen Feſt heut' war, und ich lief an einen ſchattigen feuchten Ort der Wieſe, wo das Sophienkräutlein, Sonnenthau, Sonnenbraut ſtand, deſſen große Heilkraft mir wohl bekannt iſt, und flocht ich ein Kränzlein daraus, und kaufte zwei gleiche ſeidene Tüchlein, eins für ſie und eins für mich, und brachte Kranz und Tüchlein meinem lieben Herzgeſpann, und war ſelig mit ihr den ganzen Tag. Das Verslein aber, das ich ihr ſchrieb, lautete alſo:

„Dies Kränzlein von Sophienkraut,
Weil's deinen Namen führet,
Und weil es heißet Sonnenbraut,
Dir liebſtes Herz gebühret,
Steht ſonnig es in offner Au',
Steht ſchattig es verhüllet,
Heißt immer es doch Sonnenthau,
Weil milder Thau es füllet.
Der Thau aus ſeinem Innern quillt,
Er iſt nicht drauf geregnet,
Drum iſt, lieb' Herz, dein Ebenbild
Mir ſegnend drin begegnet.
Wer Sonnenthau im Herzen trägt,
Hat Schutz vor Zaubereien,
Und muß, eh' er ſich ſchlafen legt,
Wie du dem Feind verzeihen.

Auch heute den Sophientag
Kann ſchöner ich nicht weihen,
Als daß, verzeih' uns Gott, ich ſag,
Wie Allen wir verzeihen."

Sonntag Cantate. Da man lieſt: „Singet dem Herrn ein neues Lied." — Ordensverſammlung. Es ſollte ein neues Lied geſungen werden, da war das Lied der Morgelina das neueſte und ſchönſte:

„Es hat einmal geregnet,
Die Lalibli tröpflen noch;
Ich hab einmal Gott recht geliebt,
Ich wollt', ich thät' es noch."

Wir ſangen das Lied alle in großen Freuden und ich ſchenkte Morgelina das Recht in allen meinen Wäldern Laub zur Streu zu ſammeln, wofür ſie bei Braut- und Leichenzügen ein Lauberhuhn zu entrichten hat.

Sonntag Rogate. Vor der Bittwoche. Ordensſitzung. — Wir überlegten, wie wir die armen Kinder an den drei folgenden Tagen durch die Felder führen ſollten, um Segen für die Erndte zu erflehen. Jede der acht Geſpielinnen ſollte der Schaar ihrer Pflegekinder ein Fähnlein, worauf ein Schutzengel im Korn abgebildet, vortragen, und Moskatellina hatte dazu folgendes Lied gedichtet, was wir den Kindern lehrten:

„Engel ſegnet uns das Korn,
Laßt es golden reifen,
Hütet es vor Wetterzorn,
Bis wir Aehren ſtreifen.
Wiegt ihr unſer täglich Brod
Golden auf den Halmen,
Singen frei vor Hungersnoth
Wir euch Dankespſalmen.

Wollen treu das zehnte Korn
Unſern Hirten bieten,
Die vor Diſtel und vor Dorn
Schwache Schäflein hüten.
Schützet uns vor Hagelnoth,
Gebet Sonn' und Regen,
Bis wir tragen Wein und Brod
Unſerm Hirt entgegen.
Gebt, daß Alles leben kann
Und daß keiner darbe,
Selbſt dem aller ärmſten Mann
Eine feine Garbe.
Wenn wir durch die Stoppeln ziehn
Und die Aehren leſen,
Danken Gott wir auf den Knie'n,
Der ſo treu geweſen."

Ich ſchenkte Moskatellina ein ſchönes Getreidefeld, wofür ſie bei Braut- und Leichenzügen ein Aehrenhuhn zu entrichten hat.

St. Nicomedestag. — Heute ſtand ein Storch auf dem Thurme meines Schloſſes und klapperte. Ich hörte ein Glöckchen läuten, wußt' nicht, was ſoll's bedeuten; da ſah ich einen Zug kleiner armer Kinder vorüberführen. Sie plauderten durcheinander, daß man ſie weit in der Ferne hören konnte. Als ſie nun den Klapperſtorch hörten, machten ſie Halt vor dem Thurm und ſangen zu ihm hinauf:

„Klapperſtorch, Langebein, bring' mir doch ein Schweſterlein,
Eh' die Sonn' zum Krebſe geht und die Gluck am Himmel ſteht
Mit den ſieben Küchlein fein, das ſind ſieben Sternelein,
Wenn der Mond in voller Pracht lachet in der Mitternacht,
Wenn der Widder ſpringt heran zu dem feuchten Waſſermann,
Da die Roſen glühen und die Linden blühen,
Da die Bienlein ſchwärmen und die Käfer lärmen,
Da vom Fliederblüthenduft ganz berauſcht der Kukuk ruft,
Da der Wein im Faß ſich rührt, weil er Rebenblüthe ſpürt.

Da der Finke muſizirt und die Lerche tirelirt,
Da die Lilie in der Nacht träumend weint und wachend lacht,
Da manch Eichhorn hüpfet, da dem Neſt entſchlüpfet
Manches liebe Vögelein; bring' mir doch ein Schweſterlein,
Leg' es in den Garten, will ſein fleißig warten,
Leg' es, wie der Oſterhaas bunte Eier legt in's Gras,
Leg' mir's in mein Schürzelein, trag' ich's in mein Kämmerlein,
Mir im Arm ſoll's liegen, will's am Herzchen wiegen,
Dann leg' ich's in Mutter Schooß, die mir's aufzieht fromm und groß."

Ich kann nicht ſagen, wie dieſer Geſang mich rührte, und ich meine auch den Klapperſtorch, der ſehr ernſthaft zuhörte, dann klapperte und wie in Geſchäften fort flog, worauf auch die Kinder weiter zogen. Nun ging ich zu des Herzens Nachbarin, bei welcher ich am 25. April mit den Geſpielen über die Wiege geſprungen. Sie war krank, es kam ihr gar ernſt der Gedanke an den Tod, ſie legte mir mit Thränen, was ihr theuer, an das liebſte Herz, das ſie in ihrer Einfalt kennet, und ich habe. Ich verließ ſie bang und ſchwer und wachte bis Mitternacht in Sorgen. Der Vollmond ſtieg auf die Linde und blickte mich ſo ſehnſüchtig an, daß er mich entſchlummernd hinüberzog in das andere Land.

„Da träumte mir ein Träumelein, ich ſaß ganz einſam und allein,
Bloß wie ein armes Seelchen ſein, ein kleines Thaujuwelchen rein,
Auf weiter Himmelswieſen-Flur und ſucht' des Paradieſes Spur;
Ich zitterte durch Mark und Bein, mein Kleidchen war der Mondenſchein,
Ich flehte zum Ermatten ſchier, wer gibt ein Bischen Schatten mir?
Da flog ein langer Schatten her, in's Kreuz geſtaltet ungefähr,
That mich in meinem Schrecken ein Weilchen auch bedecken.
Es war der Storch, der Langebein, ich ſah ihn in dem Mondenſchein
Die Wieſe hin ſpazieren und ringsum ſpioniren,
Da fand er vor dem Hirtenhaus ein junges Lamm geſetzet aus;

Es lauert bang gekauert und hat den Storch gedauert,
Er ſprach: „Geſchlagen hat's ſchon zwölf, daß Gott dir vor den Wölfen helf'!
Der Widder kömmt gelaufen ſchier und rennt dich über'n Haufen hier,
Gleich leert der Waſſermann ſein Faß, da kannſt du werden pfützenaß."
So ſprach er manch affabel Wort und trug das Lamm im Schnabel fort,
Wohl über Berg und Thal geſchwind, daß er ihm eine Mutter find',
Die es zum guten Hirten führ', er flog — da pocht's an meine Thür,
Und ich erwachte."

St. Marcellinustag. — Heut' ſtand ich armes Kind von Hennegau mit den andern Kindern um eine Wiege, ſie fragten:

„Sag Mütterchen, wir bitten ſehr,
Wo kömmt das liebe Püppchen her?
Das hier ſo artig in der Wiegen
Gleich einem Engelein thut liegen."

Da antwortete die Mutter:

„Es iſt ein liebes Schweſterlein,
Es iſt mein armes Kindelein,
Verloren vor der Himmelsthür
Fand es der Storch und bracht' es mir,
Nun will ich's treulich ziehen auf
Durch ſeinen ganzen Lebenslauf."

Die Kinder hörten die Antwort und ſtanden voll Neugierde um die Wiege herum, aufmerkſam auf jede Bewegung der kleinen Puppe, die darin lag mit Freude glänzenden Augen. — Ach! und das Leben iſt doch ſo ſchwer und ernſt!

Sonntag Exaudi (Roſenſonntag). — Ordensſitzung. Ich konnte nicht dabei ſein, denn ich wartete heut' das Kindlein,

und trug es umher bis es ſchlief. Ich bin faſt ganz ſtolz geweſen auf mein kleines Amt; ich meine oft, man könne mich zu gar nichts gebrauchen, und die Leute ſagten mir das auch ſchon oft genug.

Es kamen aber meine Ordensgeſpielinnen und ſtreuten Roſen in der Stube und über das Lager der Freundin, und ſetzten mir einen Kranz von weißen Roſen und dem Kind ein Kränzchen von Roſenknospen auf, während ich es trug; dazu ſang Cornelia:

„Die Roſe blüht, ſelig die fromme Biene,
Die in der Blätter keuſchen Buſen ſinkt
Und milden Thau und linden Honig trinkt,
Selig die Magd, die dir, o Roſe, diene!
In Freuden ſchwebet ihr Gemüth,
Weil ihre Roſe blüht.“

„Die Roſe blüht, Gott laſſ' doch milde glühen
Der Sonne Licht, hüll' Roſ' und Röſelein
Gen Froſt und Gluth in deine Gnade ein,
Laß alle Lieb' in dieſer Roſe blühen,
Dann ſingt das ganze hohe Lied:
Ach, unſre Roſe blüht!

„Wie roſigt blüht das Röslein aller Roſen
Und lacht mit ſolcher Herzempfindlichkeit,
Daß ſelbſt die Lilie ihr zu Dienſt ſich weiht,
Mit keiner andern Blume zu liebkoſen,
Weil aller Unſchuld Seelenfried'
Aus dieſem Röslein blüht.“

Ich ſchenkte Cornelien für dieſes Roſenlied einen ſchönen Roſengarten, wofür ſie bei Braut- und Leichenzügen ein Gartenhuhn zu entrichten hat.

Vorabend vor Pfingſten. — Ordensſitzung. Ich armes Kind ordnete mit den Geſpielen die Feſtlichkeit der folgenden

Tage. Es wurden Maien im Walde geholt und Blumen auf der Wieſe, um das Feſt zu ſchmücken.

Pfingſtſonntag. — Als ich erwachte, fand ich auf der Wieſe vor dem Schloß, meinem Fenſter gegenüber, einen ſchönen Maienbaum von den Geſpielen und den Waiſenkindern gepflanzt. Er war mit Kränzen von Siebenfarbenblumen und Bändern von ſiebenerlei Farben geſchmückt. Als der Tag anbrach, ſtanden die Geſpielinnen darunter und ſangen mir ein Pfingſtlied. Ich dankte und lud ſie auf Morgen zum Feſt unter die Maie.

Pfingſtmontag. — Meine Ordensgeſpielinnen führten am Nachmittage ſchier alle Kinder der Stadt unter die Maie. Die Armen hatten den Vortritt, ſie waren neu gekleidet; ſie zogen alle mit Blumen bekränzt um die gedeckten Tiſche ſingend umher und wurden mit Hirſenmuß bewirthet, wir Ordensgeſpielen goſſen allen den Honig darauf und dienten ihnen. Hierauf ſangen wir und tanzten Reihentänze und ließen viele weiße Tauben fliegen, die mit bunten Bändern und Silberpfennigen geſchmückt waren; wir waren ſehr freudig.

Pfingſtdienſtag. — Heute gegen Abend kam eine große Schaar unſerer Pflegekinder mit grünen Zweigen und Blumenkränzen geſchmückt, ſie zogen einen mit Laub verzierten Kinderwagen, worauf die Pfingſtbraut ſaß, in den Schloßhof. Die Pfingſtbraut war eine der Ordensgeſpielinnen, ſie hatten ſie im Walde ſo mit Laub und Blumen verhüllt, daß ſie, einem großen Blumenſtrauß ähnlich, ganz und gar nicht zu erkennen war. Ein Schleier von Siebenfarbenblumen bedeckte ihr Geſicht. Sie trug eine weiße Taube in den Händen. Nun mußte ich rathen, welche von meinen acht Geſpielinnen die Pfingſtbraut ſei; die ſieben andern folgten in einem dicht verlaubten Wagen dem Zuge.

Da ich dreimal falſch rieth, ließ die Braut die Taube fliegen, welche ihren Namen auf einem Zettel anhängen hatte. Nun mußte ich die Taube fangen, oder die Braut und alle

Kinder beſchenken. — Die Taube aber flog hinaus und kreiſte über einem ſchönen Kleefelde. Da ſagte ich zu der Pfingſtbraut: „Sage mir deinen Namen, mit welchem die Taube das Feld umflogen hat, ſo ſchenke ich dir das Feld.“ Da ſtiegen die anderen Geſpielen aus dem Wagen und entſchleierten Fräulein Esparſetta Hahnenkämmchen, welche ich umarmte und mit dem Felde beſchenkte, wofür ſie bei Braut- und Leichenzügen ein Pfingſthuhn zu entrichten hat. — Wir zogen hinaus auf das Feld, und die Kinder ſteckten Zweige umher, wo die Taube flog, und da wurden Markſteine aufgerichtet; es war ein ſchönes Stück Feldes.

Alſo habe ich meine acht Ordensgeſpielen vom weißen Sonntage bis heute alle mit Gütern beſchenkt.

St. Silveriustag. — Entſchlummert träumte mir, die Lilien meines Gartens hätten ſich erſchloſſen, und ich ſähe zwei leuchtende Frauengeſtalten in den Garten treten, eine gekrönte Matrone mit einem Kreuz in der Hand, und eine ſchlanke rührend bewegliche Jungfrau mit langen niederfließenden Haaren, ſie war in eine Decke von Roßhaaren eingehüllt und mit einem blühenden Zweige weißer Dornroſen gegürtet. Ich hatte nie dieſe Frauen geſehen. Ich aber ſtand bei einem Roſenſtrauch; und als ſie vorüber gingen, gab ich ihnen ein neuaufgegangenes Röslein, das war äußerlich ganz ſchön und geſund, aber ich fühlte, daß es mit tödtlichem Mehlthaue befleckt war, und ſprach zu den Frauen: „Laſſet es reinigen und heilen.“ Als ſie nun mit dem Röslein zu den Lilien kamen, ſah ich zwiſchen denſelben einen ſchimmernden Jüngling erſcheinen, von unausſprechlicher Reinheit und Jungfräulichkeit, er hatte eine leuchtende Lilie in der Hand, die Lilien um ihn her ſahen trüb aus gegen ihn und ſie. Er ſah nicht auf, er ſchlug die Augen nieder. — Die Frauen hielten ihm das Roſenknöspchen auf den Händen hin, und er goß aus dem Kelche der Lilie, die er trug, einen Licht-

thau über daſſelbe und ſprach Namen aus; — da war das Röschen ganz heil, ganz rein und licht, und mir war, als gehöre es nun auch noch zu einem viel ſchönern Roſenſtrauche mit fünf blutrothen Roſen, den ich über dem ganzen Bild erſcheinen ſah. Da verſchwanden der Jüngling und auch die beiden Frauen, nachdem ſie mir das Röschen zurückgebracht, welches ich wieder an den Roſenſtrauch heftete, dem ich die ganze Zeit nahe ſtehend Alles erzählt hatte, was geſchah. Er verſtand mich ſehr gut, denn er war ganz ſelig und ſchüttelte helle Tropfen nieder auf das ſchöne, neue, reine Röschen, und es ſpritzten mir Tropfen auf die Wange; da erwachte ich. — Ich war aber ſo bewegt von dem lebhaften Traum, und war ſeiner ſo gewiß, daß ich mich einhüllte und auf leiſen Socken hinabſchlich in den Garten. O, wie war es kühl und ſtill, und ſo ruhig, ſo ruhig! Ich meinte immer, ich müſſe die lichten Geſtalten irgendwo ſehen, aber ich ſah nur ein Nachtlicht herſchimmern, hörte nur ein Kindlein wimmern und das Brünnchen rauſchen. Im Garten war es wie ſonſt, einige Glühwürmer leuchteten umher, als wollten ſie mir ſuchen helfen, der Mond war untergegangen, es glitzerten nur einige nachſinnende Sternchen. Ich nahte den Lilien, ſie dufteten Licht, und ich ſah Strahlen von den Sternen in ſie niederſchießen und von ihnen wieder empor; es war, als trügen Himmelsbienen Honig aus ihnen ein für die Kinder einer beſſern Welt. — Und wie ich ſo ſinnend ſtand, hörte ich eine Menſchenſtimme, fern und doch nah, mit wehmüthigem Tone die Worte ſprechen:

„O Stern und Blume, Geiſt und Kleid,
Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit!"

Bang hüllte ich mich dichter ein und eilte aus dem Garten. Mein Gewand fing ſich in einer Dornranke; erſchreckt rief ich laut: „Wer faßt mich?" und ſtand. Niemand zeigte ſich, ſo riß

ich dann ſchneller eilend die Ranke mit fort und dachte: Sie wird mir morgen ein Zeichen ſein, daß ich nicht geträumt. In meinem Schlafgemache hörte ich immer jene Worte noch um mich tönen. Ich verſtand ſie durch und durch, und konnte ſie doch nicht erklären. Ich verſtand ihr Weſen, und hatte keine Worte für ſie, als ſie ſelbſt. Immer wiederholte ich ſie, immer ſah ich die leuchtenden Lilien und die Sterne vor mir, die ſie grüßten. Als ich mir den Nachtthau von dem Angeſichte wuſch, war mir, als ſehe ich ein Haupt, ſo deutlich neben mir, daß ich die Ranke von meinem Kleide löſte und das Haupt mit ihr bekränzte. Da hörte ich jene Worte wieder und erſchrack nicht, und legte die Hand auf das Haupt und fühlte: dieſe Worte ſollen mein Wahlſpruch ſein. Entſchlummernd aber hörte ich eine klagende Stimme: „Ach, wer nimmt mir von der Stirne den Traum?“ Da verſteckte ich mich, und hörte zum erſten Mal in meinem Leben mein Herz heftig pochen und entſchlief.

St. Albanustag. — Heut' ward Alles wahr. Ich ſtand bei meinem lieben Herzgeſpann und ſie trugen das Kind zur Kirche, indeſſen erzählte ich ihr, wie ich Nachts im Traume bei der Roſe geſtanden, und was ich geſehen, und ſie brachten das Kindlein ganz klar und heil wieder, und ich legte es ihr ans Herz, und mein Herzgeſpann weinte auf das Röslein, wie Nachts die Roſe gethan.

St. Achatiustag. — Heute mußte ich das kleine Röslein in den Garten tragen. Mein Herzgeſpann glaubte, es bringe ihm einen beſondern Segen, durch mich zuerſt an die Luft getragen zu werden. Ich trug es und ſagte ihm im Herzen Alles, was ich geſehen, von den leuchtenden Frauen und dem Jünglinge mit der Lilie, und es ſchien es beſſer zu verſtehen als ich; denn es ſah mich groß an, lächelte und weinte dann gar beweglich. Ich aber hatte immer Angſt, ich möge es fallen laſſen, und brachte es heim. —

NB. Nun nahet aber ein wichtiger Tag, Sonnenwende, des Täufers Tag, da die Sonn' nicht höher mag. Da hat ſich auch meine Sonne gewendet, und iſt vieles anders geworden mit mir, da ich erfahren von den Kleinoden von Vaduz, die ich bisher unwiſſend auf den Schultern getragen, und da ich geſtiftet das Kloſter Lilienthal.

St. Edeltrudistag vor Sonnenwende. Heut' Morgen gegen drei Uhr vor Tages-Grauen ward ich aufgeweckt, und ſieh, Verena ſtand bei meinem Bett und bemühte ſich, mich von der linken auf die rechte Seite zu legen, dabei ſagte ſie: „Das fromme Hühnlein ſchickt mich, es weiß Alles.“ — Ich richtete mich im Bett auf, ich glaubte zu träumen, ich ſei noch ein Kind, wo Verena ſo zu thun pflegte. — Sie aber ſprach: „Gnädige Gräfin, goldene Amey, erſchrick nicht. Es iſt meines Bleibens nicht mehr lange hier. Du weißt, daß ich am Tage vor Sonnenwende immer mit dem frommen Hühnlein in die Höhle gehe, wo der Vater deines Stammes den Salmo und das erſte Hühnlein Gallina am Sonnenwendetage gefunden, und daß ich dort einige Tage in Zurückgezogenheit während dem lärmenden Johannisfeſt ihrer gedenke. Dieſes Jahr treibt es mich etwas früher hinaus, weil du heute mit Tages Anbeginn unten im Gallinarium große Wäſche haſt, und ich nicht von allen deinen Geſpielen und Mägden will angeſprochen werden. — Ich bringe dir hier den Schlüſſel zum Gallinarium und meiner Kammer; du biſt die Landesherrin, ich habe ihn von dir und muß ihn dir wiedergeben; ich bin ſchon alt, ich hab ſchon viele Hühnlein erlebet, wer weiß ſeinen letzten Tag. In meiner Kammer in der Truhe wirſt du mein Teſtament finden.“ — Ich ward ganz ernſthaft über dieſe Reden Verena's, und bat, ſie möge doch bei ſolchen Ahnungen nicht allein in die Salmoshöhle gehen, damit ich ruhig ſein könne. Sie aber erwiederte: „Habe keine Sorge um mich, ich bin zwar bereit, aber wir ſehen uns auf Erden

doch wieder und wollen noch recht freudig zuſammen ſein. — O goldene Amey! achte auf Alles, was dir vertraut iſt, beſonders auf die amaranthſeidne Decke von Hennegau.“ Als ſie dieß ſagte, ließ ſich das heilige Hühnlein mit einem warnenden Tone in ihrem Korbe vernehmen. „Hörſt du,“ fuhr ſie fort, „Gallina iſt auch meiner Meinung, und mahnet mich zugleich zum Scheiden, das Hühnchen weiß Alles.“ Hierauf fragte ich: „Und das Büblein?“ Da erwiederte Verena mit großem Ernſt: „Es hat ſeine Sach' zu Ende gebracht, hilf ihm ſein Bündlein ſchnüren.“ Da umarmte ſie mich und zog von dannen. Ich kann nicht ſagen, wie tief mich die Worte erſchütterten, die ſie zum erſten Mal von dem geheimnißvollen Büblein geſprochen. Ich ahnete, es ſtehe mir etwas Großes bevor; jedoch was ſollte ich thun, ich mußte es erfolgen laſſen. Jetzt aber ſtand ich auf, zündete meine Leuchte an und ging in das Waſchhaus bei dem Gallinarium; wir hatten gewettet, wer zuerſt da ſein werde. Ich war die Erſte. Keine meiner Geſpielinnen oder Mägde war zugegen. Ich blickte zwiſchen den großen Waſchbütten ſcheu durch die weite dunkle Halle, die meine Lampe unbeſtimmt erleuchtete. — Ich dachte, wenn jetzt das Büblein käme! — Da hörte ich die Hühner ſich rühren und auch wie Schritte, und glaubte ſchon, es nahten meine Mägde. Ich ging zu dem Stall und ſah da einen Knaben von etwa ſechs Jahren, der aus dem dort hängenden Futterſäckchen der Verena mit einem Maaße Weizen ſchöpfte und den Hühnern vorwarf. Neben ihm ſtand ein offenes Reiſeſäckchen, in welchem ich allerlei Früchte ſchimmern ſah. Mir ſchauderte ein wenig und ich ſagte flüſternd: „Ach, das Büblein!“ — Da wendete es den Kopf und ſchaute mich wehmüthig lächelnd an, nickte und machte, auf das offene Reiſeſäckchen hindeutend, mit den Händen die Bewegung des Zubindens. Da fühlte ich mich auf die Knie niedergezogen und betete von Herzen; das Knäblein that eben ſo und antwortete ordentlich im Gebet, und es war,

als drehe es aus meinem Gebet eine Schnur zuſammen, ſein Bündelchen zuzubinden. Die Schnur ward immer länger, und es faßte den Rand des Säckchens zuſammen und wickelte die Schnur darum, und als ich ſprach: „Gott gebe ihm die ewige Ruhe," ſagte es: „Und das ewige Licht leuchte ihm!" Da hatte es den Knoten geſchlungen, ſchloß das Bündelchen, ſchwang es auf den Rücken, ſprach: „Tauſend Gott vergelt's!" und verſchwand im hellen ſchönen Schein. — Im ſelben Augenblicke traten meine Mägde betend herein und freuten ſich, daß ich die Wette gewonnen. Wir gingen zur Kirche, und nach dem Gottesdienſte bat mich Jacob von Guiſe, ihn in das Stüblein Verena's zu führen, weil er mir Etwas mitzutheilen habe. Dort ſagte mir nun der fromme Mann: „Verena hat heute, ehe ſie ihren Weg zu Salmo's Höhle antrat, mir aufgetragen, dir Folgendes zu ſagen: „Als vor vielen Jahren Verena von deiner ſeligen Frau Mutter das Pflegeamt des frommen Hühnleins erhielt, beſtand bereits das Gerücht, unten in den Gewölben des Gallinariums laſſe ſich manchmal ein kleines Büblein ſehen, welches allerlei Geſchäfte verrichte und dann wieder verſchwinde. Es war dieſes von mehreren Wäſcherinnen, die dort vor Tag arbeiteten, geſehen worden. Einſt ward Verena auf ihrer Kammer Nachts erweckt und ſah zum erſten Mal jenes Büblein vor ſich ſtehen, welches ſie mit den Worten aus dem Bette zog: „Der Iltis, der Iltis." Sie eilte hinab und kam gerade noch früh genug, um einen Iltis zu verjagen, der zu dem Hühnlein hineindringen wollte. Als Verena wieder zu Bette gegangen war, erſchien ihr das Büblein wieder und ſprach zu ihr: „Du ſollſt mir Gutes thun, du biſt aus demſelben Stamme mit mir, mein Vater iſt aus deinem Geſchlecht oben am Rheine her. Er war ein Knecht Salmo's am Hahnebach und baute mit an dem Schloſſe Kirn, worin Salmo mit dem Hühnlein wohnte, deſſen Fütterung meinem Vater anvertraut war. Wir waren alle Chriſten, und Salmo hat mich ſelbſt unterrichtet,

meine Mutter war ſeines Söhnleins Amme. Wir hatten aber eine Muhme, die war eine arge Heidin, und lebte in einer Höhle des Waldes und war eine Weiſſagerin. Meine Eltern fürchteten ſich vor ihr, und ich mußte manchmal zu ihr gehen und ihr freundlich thun, damit ſie uns nicht ſchade. Ich hatte eine große Begierde zu reiſen und zu lernen; die alte Muhme erzählte mir immer von wunderbaren Ländern und von Leuten, bei denen man Alles lernen könne. — „O, könnt' ich reiſen und lernen!" ſagte ich, „jetzt muß ich immer das Hühnlein füttern." Da erwiederte die Muhme: „Ich weiß wohl ein Hühnlein, wenn du das fütterteſt, da wäre dir geholfen." Und ſie zeigte mir ein Huhn in ihrer Höhle und ſagte: „Wenn du ihm täglich ein Körnlein vom Futter des Hühnleins Gallina bringſt, bis es fett wird, ſo wird es ein goldenes Ei legen, wenn wir das verkaufen, kannſt du weit reiſen und Alles lernen." Ich ließ mich verführen. Ich ſtahl täglich dem frommen Hühnchen ein Körnlein. Es reichte nicht hin. Ich lernte zwei, dann drei und zuletzt gar das ganze Futter ſtehlen. — „Noch einmal," ſagte die böſe Muhme, „mein Huhn ſitzt ſchon zu Neſte, noch einmal bringe das Futter und das goldene Ei iſt da, und du reiſeſt weit und lerneſt Vieles." Nochmals ſchlich ich Nachts in großer Angſt zu dem Futterkaſten des Hühnleins, das immer gar wehmüthig gackernd mich gewarnt hatte, diesmal hörte ich ſeine Stimme nicht. Ich öffnete den Kaſten, der furchtbare Hund Salmo's, der Saufänger, ſprang mir daraus entgegen und erwürgte mich. — Das Hühnlein Gallina war verhungert und Salmo hatte den Hund in den Kaſten geſperrt, um den Dieb zu fangen. — Ach, da machte ich die große Reiſe in die andere Welt und lernte Vieles, nämlich: „Du ſollſt nicht ſtehlen, und Alles bis auf den letzten Heller muß erſetzt werden!" — Mir aber iſt das Urtheil geſprochen worden, daß ich bei Kindern und Kindes Kindern des Hühnleins ſo lange das Futter bewachen und jedes zerſtreute Körnlein aufleſen und anwenden

muß, bis ſo viel Weizenkörner zur Ehre Gottes und zum Troſte der Armen durch meine Bemühung gewonnen ſind, als aus dem von mir geſtohlenen Weizen, wenn er geſäet worden wäre, hiezu hätten verwendet werden können. Seit dieſem Urtheile hüte und ſorge ich ſchon viele, viele Jahre bei dem Futter im Gallinarium, und hab ſchon ziemlich viel erſetzt, aber du kannſt mir Hilfe leiſten. Verena, du weißt, daß das Almoſen tauſendfältig erſetzt wird, ſo demüthige dich und bettle das Futter für das Hühnlein zuſammen, ſo werden die Wohlthäter tauſendfach belohnt werden; und du ſelbſt theile das Ueberflüſſige mit Gott und den Armen, ſo wird Alles auch tauſendfach gemehrt werden, und Alles das ſchenke dem Aermſten aller Armen, mir — damit ich meine Schuld tilge und zur Ruhe gelange.“ So flehte das Büblein zu Verena, und ſie gab ihm die Hand darauf und es verſchwand.

Von dieſer Zeit an bettelte Verena immer den Weizen zur Nahrung des ganzen Gallinariums und verwendete den Ueberfluß, wie du weißt, für die Kirche und die Armen, und Gott ſegnete ihr Thun reichlich. Niemals hat ſie das Geheimniß des Bübleins ausgeſprochen, nie mehr von ihm geſagt, als: „Es macht ſein Sach!“ — denn man ſoll die Schuld der Todten tilgen, ohne ſie zu verkünden. Geſtern Abend nun, als ſie alle Hühner noch fütterte und das Hühnlein im Korbe mit auf ihre Kammer nehmen wollte, um heute vor Tag, ohne die anderen Hühner im Schlafe zu ſtören, ihren jährlichen Gang zu der Höhle Salmo's mit ihm anzutreten, ſah ſie das Büblein im Gewölbe ſehr beſchäftigt, als packe es ſeinen Reiſebündel. — Nach Mitternacht, nachdem ſie wenige Stunden geſchlafen, weckte ſie die Erſcheinung und ſprach: „Verena, ich komme, Abſchied von dir zu nehmen; lohn' dir das wahre Weizenkörnlein tauſendfältig, was du an mir gethan! Alles, was ich ſchulde, iſt bezahlt; ſchenk' mir doch noch ein Bischen auf den Weg, daß ich doch Etwas mitbringe und nicht ganz ſo kahl ankomme; ſieh, ich habe noch Platz oben in meinem

Bündlein!“ Da ſtand Verena auf und betete von Herzen für das Büblein, bis es ſagte: „Genug, genug, ich krieg den Seckel ſonſt nicht zu. Jetzt gehe zu Jacob von Guiſe und ſage ihm, wie es mit dem Büblein beſchaffen war, und wie es ſein Sach endlich durch dich zu Stande gebracht. Sage ihm auch, er ſolle der Gräfin Amey Alles erzählen, und ſie bitten, daß ſie mir mein Bündlein zuſchnüre, dann ſage ich tauſend Gott vergelt's! und reiſe in den Himmel!“ — Nach dieſen Worten verſchwand das Büblein, und Verena ging zu dir und dann zu mir; „ich aber erſuche dich, erfülle den Wunſch des Bübleins mit Gebet.“ So ſprach Jacob von Guiſe zu mir, und da ich ihm hierauf erzählte, was mir vor einer Stunde mit dem Büblein geſchehen, und wie ich ihm bereits ſein Bündlein geſchloſſen und es ſeinen Weg in den Himmel freudig angetreten habe, gab er mir ſeinen Segen und ſprach: „Wir wollen dieſes Ereigniß für uns bewahren.“ So habe ich es dann auch allein für mich niedergeſchrieben.

Als ich in das Gallinarium zurückkehrte, fand ich meine Mägde ſchon in der Wäſche plätſchernd und meine Geſpielen mit mancherlei Anordnung und Aufſicht beſchäftigt. Ich begab mich mit Jungfer Cordula, welche immer bei Krankheit oder Abweſenheit Verena's ihre Stelle vertrat, in das Stübchen Verena's, überreichte ihr die Schlüſſel zu den Hühnern und dem Futter und dem Kornſpeicher, nahm in ihrer Gegenwart das verſiegelte Teſtament Verena's aus der Truhe und ließ ſie in dem Stübchen zurück. — Ich war nach dem Erlebten eben nicht beſonders erſchüttert; es war mir recht von Herzen lieb, daß dem Büblein geholfen war. Aber indem ich mich fragte, warum mich das nicht ſtärker bewegte, dem Verena doch ſo viel mühſelige Jahre gewidmet hatte, antwortete eine Stimme aus meinem Innern, da ich vorübergehend mich vor dem großen Kreuze beugte: „Haſt du je für das Glück Anderer ein Opfer gebracht? Dem Büblein, aber nicht dir iſt geholfen, auch du thueſt das Deine, wer wird dir

dein Bündlein ſchnüren? Was ſoll dich erſchüttern? Zu Leid und Freud' gehört ein Echo, ein Wiederhall, der antwortet; — aber du biſt einſam!" — Als ich dieſe Stimme in meinem Innern hörte, war mir unheimlich. Ich blieb aber mit dem Gewande am Geländer der Treppe hängen, ich ſchaute um und ſah das Kreuz an, da war's, als ſpreche es zu mir: „Ich bin ſo einſam, o laſſe mich nicht ſo einſam, o laſſe dich erſchüttern!" — Das wollte mich ſchier bewegen, doch ich hörte Geſang nahen und trocknete meine Augen und eilte an den luſtigen Springbrunnen des Schloßhofes unter die Linden, da fand ich meine Geſpielen beſchäftigt, meine Halskrauſen und Schleier und feineren Geräthe zu waſchen, und ich geſellte mich zu ihnen nach alter Landesſitte, jede häusliche Arbeit durch meine Theilnahme zu ehren, und wuſch.

Wie wir nun ſo plätſcherten und wiſchi waſchi plauderten, und Jede vor der Anderen ihre innere Armuth, die wir doch gegenſeitig kannten, unter einer andern Flitterkrone, ich aber unter meiner Grafenkrone verſteckte, zogen Schaaren von armen Kindern mit Körben zu uns heran und bettelten um Geſchenke, den Johannisengel morgen zum Feſte zu ſchmücken und Johannisfeuer anzuzünden. Ich ließ ihnen reichlich Speiſe und Holz austheilen, und ſchenkte ihnen auch ein ſchönes rothes Kleid den Johannisengel zu bekleiden. Sie ſangen aber einen Reim:

„Feuerrothe Röſelein,
Aus dem Blute ſpringt der Schein,
Aus der Erde bringt der Wein,
Roth ſchwing ich mein Fähnelein!"

und konnte ich dieſe Worte nicht aus den Sinnen los werden, ich weiß nicht warum. Es zog mir dabei ein banges drückendes Gefühl von der linken Schulter zum Herzen. Nachmittags zogen wir mit der Wäſche, den Teppichen und der großen amaranthſeidnen Decke auf die Wieſe, und breiteten Alles zur Bleiche aus;

denn es iſt in dem Lande Hennegau eine große Verehrung des Täufers, und es herrſcht unter dem Volke der Glaube, der Thau in der Johannisnacht bewahre Leinen-, Seiden- und Wollentücher vor Mottenfraß und anderm Verderben. Es waren aber drei fromme arme Fräulein, zur Lilien genannt, auf der Bleiche. Sie waren aus meinem Ländchen Badutz einen weiten Weg vor einigen Tagen barfuß ins Hennegau gewallfahrtet und zwar zu mir. Sie hatten ein ſchweres Anliegen und ließen mich durch Jacob von Gniſe bitten, ganz allein mit mir zu ſprechen und zwar am Abend vor Sonnenwende. Schon vor zwei Jahren, da meiner Mutter letztes Krankenlager begonnen, waren ſie ins Hennegau gekommen mit ſehr ſchönem Bildwerke, denn Klareta, die jüngſte, hatte ihres Gleichen der Zeit nicht mit Sticken und Weben von Prieſtergewand und Tapezerei; war auch eine große Lieblichkeit und Demuth in ihr, gemiſcht mit ſeltſamer Trauer und erquickendem Frieden, und konnte ſie ſchöne Weiſen dichten und ſingen. Meine Mutter hatte ein Wohlgefallen an ihr, und da das Mägdlein ſehr darum bat, nahm ſie es zur Dienerin. Wir hatten aber faſt großen Schrecken mit ihr; denn Nachts an ihrem Krankenlager wachend, war ſie plötzlich unweiſe geworden, und haben wir ſie mit den Schweſtern wieder in ihre Heimath ſenden müſſen. Sie ſchied unter großer Wehklage und ſprach ſeltſame Worte; und da die Mutter acht Tage nachher ſtarb, ging allerlei Rede über ſie, wodurch ſie mir unheimlich ward. Dieſe unweiſe Klareta war wieder von ihren Schweſtern ins Land gebracht worden. Sie war mir nicht unlieblich, ja eigentlich meinem Herzen nah; aber ich verläugnete es, es war mir bange vor ihr, es war mir, als ſei ſie ein Geſchick, oder bringe mir eins. — Wo ich war, flog ſie nach mir, wie ein Schmetterling ins Licht. Ich hatte ihnen verſprochen, die Nacht vor Sonnenwende bei ihnen allein auf der Bleiche zu ſein; ſie hatten übernommen, Kirchenwäſche und Taufhemden um Gotteswillen im Johannis-

thau zu bleichen und harrten meiner mit Sehnſucht. — Meine Geſpielen ſchlugen mir ein kleines Schlafzelt neben ihrer Bleichhütte auf und kehrten zur Stadt. — Als es nun Abend geworden, war all meine Wäſche ausgebreitet. Der Engel des Herrn läutete, wir ſtanden betend um die Hütte, und als wir uns gegrüßt, ſangen die drei Schweſtern dreiſtimmig einen ſüßen Reim vom Abend, von welchem ſie aus früherer Zeit wußten, daß er mir ungemein lieb war:

„O Stunde, da der Schiffende bang lauert,
Und ſich zur Heimath ſehnet an dem Tage,
Da er von ſüßen Freunden iſt geſchieden,
Da in des Pilgers Herz die Liebe trauert
Auf erſter Fahrt, wenn ferner Glocken Klage
Den Tag beweinet, der da ſtirbt in Frieden!“

Nun kehrten meine Geſpielinnen nach der Stadt. Ich ſaß mit den Schweſterchen um ein Feuerchen, wir redeten gute Dinge. Mein Herz aber war ſchwer und ſehnte ſich, wenn ich in die Flamme ſah, mußte ich immer leiſe ſingen:

„Feuerrothe Blümelein,
Aus der Erde ſpringt der Wein“

und ſelbſt der klare Sternhimmel, von dem der kühle Thau auf mich ſank, gab mir keinen rechten Frieden. Es war aber Klareta in dem Wahne, nur ich könne ſie heilen, und war ſie den weiten Weg hierher gereiſet und hatte Alles verlaſſen und vergeſſen, um in meiner Nähe zu ſein. Ich wußte das alles, weil ich aber gehört hatte, ſie habe den Wahnſinn durch Mitleid von einem andern Menſchen übernommen, hatte ich eine Scheu vor ihrer Annäherung, fürchtend ihr Wahnſinn möge auf mich kommen. Es war aber ein Weber, ein Diener ihres ſeligen Vaters, um den ſie litt. Er hatte für die drei Schweſtern, die verarmt waren, ſo mühſelig gearbeitet, daß er den Verſtand darüber ver-

loren, und da er gewohnt war, Klareta das Seelchen zu nennen, und für ſie zu weben, ſo ſang er immer Weberlieder von dem Seelchen, und ſprach andere unweiſe Reden. Alle ſolche Reden ſprach nun auch Klareta, und war mir immer bang bei ihr, da meine Natur gar geneigt iſt, ſolche Dinge aufzunehmen. — Ich wußte dieſes aus den Reden der Schweſtern; wie ich aber Klareta heilen ſollte, ſagten mir dieſe nicht, ſchienen es auch nicht recht zu wiſſen. Klareta ſehnte ſich nur, allein mit mir zu ſein, und die Schweſtern ſuchten das zu veranlaſſen. Sie warfen ſich in ihrer Bleichhütte auf die Knie und beteten. Ich aber ſuchte der unweiſen Klareta auszuweichen, wo es anging, bis ſie endlich doch geheilt mir große Geheimniſſe in dieſer Nacht offenbarte, die mich reichlich belohnten. — Den Hergang ſchreibe ich nun hier nieder.

„Ich ſaß mit der unweiſen Klareta an dem Feuerchen, wir aßen Brod und Früchte. Sie ſchüttete mir aber eine Anzahl Haſelnüſſe in den Schooß, Jürgo, der kranke Weber aus Badutz, hatte ihr ſie mitgegeben, und ſie nahm ſchüchtern eine der Nüſſe und fragte demüthig: „Darf ich dem Seelchen die Nüſſe aufbeißen?“ Mir grauſte aber vor den Nüſſen. Ich gab ſie ihr zurück mit den Worten: „Klareta, ich eſſe keine Nüſſe.“ Da war ſie gar traurig, brach das Brod mit mir und drückte es ans Herz und aß nicht viel. — Wie wir ſo ſtille ins Feuer ſchauten, hörten wir fernen Schallmeienklang ſich nahen. Es waren die Hirten. Sie hatten nach Landes Sitte, weil der Täufer geſagt: „Siehe, das Lamm Gottes!“ am Vorabende ſeines Feſtes ihre Schafe gewaſchen, und nachdem ſie ſie eingetrieben, zogen ſie mit brennenden Kienfackeln, Pfeifen und Schallmeien um den Zaun der Bleiche zu des Täufers Kapelle oben vor dem Walde, wo der Bach entſpringet. — Die rothen Fackellichter lockten mich, die Schallmeienklänge bewegten in der Nacht mein Herz gar gewaltig. Bald eilte ich an den Zaun, bald kehrte ich zu Klareta zurück, die mir immer traurig nachſchlich; und als ich ſprach: „Warum

üben nur Fackeln und Schallmeien in der Nacht ſo ſchmerzliche Gewalt über mein Herz?“ blickte mich Klareta mit tiefen Augen an und ſagte wunderliche Reime, die ſie auch nachher noch wußte, und als ſie geheilt war, mir aufſchrieb:

„Wenn der lahme Weber träumt, er webe,
Träumt die kranke Lerche auch, ſie ſchwebe,
Träumt die ſtumme Nachtigall, ſie ſinge,
Daß das Herz des Wiederhalls zerſpringe,
Träumt das blinde Huhn, es zähl' die Kerne,
Und der Drei je zählte kaum, die Sterne,
Träumt das ſtarre Erz, gar linde thau' es,
Und das Eiſenherz, ein Kind vertrau' es,
Träumt die taube Nüchternheit, ſie lauſche,
Wie der Traube Schüchternheit berauſche;
Kömmt dann Wahrheit mutternackt gelaufen,
Führt der hellen Töne Glanzgefunkel
Und der grellen Lichter Tanz durch's Dunkel,
Rennt den Traum ſie ſchmerzlich über'n Haufen.
Horch! die Fackel lacht, horch! Schmerz-Schallmeien
Der erwachten Nacht in's Herz all ſchreien;
Weh, ohn' Opfer gehn die ſüßen Wunder,
Gehn die armen Herzen einſam unter!“

Ich nickte bejahend, wie man einem Kinde nickt, dem man zuzuhören ſcheint, aber ich hörte auf die Schallmeien. Ich bot ihr ſchöne Früchte, ſie aß nicht. Ich fragte: „Warum ißt du nicht? ſie ſind ſüß.“ — Da erwiederte ſie mit tiefem Schmerz: „Ohne Opfer gehn die ſüßen Wunder, gehn die armen Herzen einſam unter.“ — Ich wollte ihrer Empfindung ausweichen, blickte hin und wieder, aber plötzlich fühlte ich mein Herz. Ich blickte die arme Kranke liebevoll an, reichte ihr die Hand über die Früchte und ſprach: „Iß mir zum Opfer, armes Herz!“ und ſie aß. Als ich auch genug gegeſſen, eilte ich wieder an den Zaun zu den Fackeln und Schallmeien, und dachte keines

Hungernden, ſelbſt meiner kaum. — Da raſſelte es am Zaune neben mir. Klareta war mir nachgeſchlichen, und riß ſich die Hände blutig in den Dornen, um mir Roſen zu reichen. Ich ſprach: „Was ſoll ich mit den Roſen?“ — Klareta erwiederte: „Meine Hände bluten, mein Herz blutet; ohne Opfer gehn die ſüßen Wunder, gehn die armen Herzen alle unter.“ — Ich kehrte mit ihr zu der Bleichhütte, ſaß am Feuer nieder und ließ mir die Zöpfe von ihr um den Kopf unter ein Netz binden, denn ich wollte mich bald ſchlafen legen. Als ſie mir ſo nahe war, ſtockte ſie plötzlich in ihrer Arbeit, ſchloß die Augen und näherte wie träumend ihre Stirne meiner rechten Schulter. Ich ſtand auf mit den Worten: „Was willſt du, wer biſt du, wer ich?“ Da ſprach ſie gar demüthig: „O, meine Herrin, deine Magd hat ein Anliegen, höre mich an, morgen iſt es zu ſpät.“ — Ich erwiederte: „Schweige, daß ich die Schallmeien höre; ja morgen iſt's zu ſpät, das ſcheinen ſie zu klagen und reißen drum mich hin.“ — Da eilte ich wieder an den Zaun und lauſchte hinüber. — Klareta ſchlich mir nach und ſprach: „O, wär' es doch vorüber, es thut mir großes Leid!“ „Welch Leid?“ fragte ich, und ſie antwortete nicht, ſondern ſang das Lied des Webers Jürge mit irrer Weiſe in die Nacht hinein:

„Das Seelchen auf der Heide
Hat nicht genug zum Kleide
Und friert durch Mark und Bein;
Ich hab in heißer Sonnen
Mein Leben aufgeſponnen
Zu einem Faden fein.
Den hab ich treu gewebet,
Mein Schifflein iſt geſchwebet
In ſteter Noth und Pein.
Mit Thränen ich's erweichte,
Mit Thränen ich es bleichte
In Mond und Sternenſchein.

Todtwund lag ich zum Sterben,
Der Seele Kleid zu färben
Mit rother Farbe Schein.
Ich trug es ohn' Verweilen
Hin viele, viele Meilen,
Da war mein Tuch zu klein,
Das Seelchen zu bedecken,
Da zuckt an allen Ecken
Heraus das Flämmelein,
Und irret auf der Heide,
Mein Zeug reicht nicht zum Kleide
Dem Feuer-Lämmelein.
Da drüben die Gesellen,
Die schleudern tausend Ellen
Roth Zeug zur Nacht hinein;
Die Fackeln und Schallmeien,
Sie brennen, reißen, schreien
Mir tief durch Mark und Bein.
Weh, weh thut das Verschwenden,
Mit Noth mußt' ich vollenden
Mein Tuch — nun ist's zu klein.
Das Seelchen springet trunken
Von Tönen, Farben, Funken,
Zur rothen Lust hinein.
Wenn Töu' und Farben starben,
Kömmt Nacht und bittres Darben,
Arm, bloß, allein; allein!"

Ich fragte: „Was für Reden sind dies?" und sie erwiederte:

„Es sind Lichter, Melodeien
In der Nacht gar manichfalt,
Doch die Fackeln und Schallmeien
Ueben größere Gewalt.
Feuerrothe Röselein
Aus der Erde bringt der Schein,
Aus der Erde springt der Wein."

Ich blieb an dem Zaune ſtehen, bis die Hirten mit ihren Kienfackeln heim in das Thor zogen; ich wartete, bis auch der letzte Schimmer verſchwunden war, dann kehrte ich zum Feuer. Die Unweiſe war ſehr betrübt, ich reichte ihr die Hand und ſagte: „Ich kann nicht anders, was haſt du aber von Tuch geſungen, das zu kurz ſei?“ — Da legte ſie mir ein tiefroth ſchimmerndes Tuch über die Schulter und ſprach: „Es iſt von mir, mehr hab ich nicht, es reicht nicht zu!“ Ich erwiederte: „Die Farbe zieht mich an, groß genug wäre es auch — aber das Muſter des Gewebes iſt mir zuwider.“ — Sie ſchwieg und war ſehr traurig, ſie weinte ſtill. Ich fragte: „Was fehlt dir? ſage es geſchwind, ich muß dort in das Zelt gehen, um zu ſchlafen.“ Da erhob ich mich, ordnete meine Arbeit und zündete die Leuchte an. — Die Unweiſe entſetzte mich, ſie zitterte, ſank auf die Knie und ſprach: „Du mußt uns eine Gnade erweiſen, und bis du ſie mir bewilligeſt, ſoll dieſe Kohle auf meiner Hand glühen.“ Da nahm ſie eine glühende Kohle aus dem Feuer in die Rechte, und hielt ſie mir entgegen und flehte: „Stifte mir und den Schweſtern ein Kloſter Lilienthal, daß ich mich verberge und dir vor Gott danke!“ — Ihre That empörte mich, doch ſchlug ich ihr die Kohle nicht aus der Hand, ich that, als gehe mich das nicht an; ich rief die Schweſtern. Die warfen die Kohle weg und fanden ihre Hand rein und ohne Brandmal, und knieten nieder und baten wie die Unweiſe um ein Kloſter Lilienthal. — Es lag mir aber etwas Gewaltthätiges in der Art des Begehrens, ich ſprach: „Gut Nacht! ich werde mich beſinnen,“ und ging zitternd und bebend zu meinem Zelte. — Mein Lager war von Heu und ein Teppich darüber; ach! wie war ich ſo müde, und ſchwer und bang, es war ſchon ſpät und tiefe Stille umher. Nur Eulen ſchrien im nahen Walde. Vor meiner Seele flimmerten noch die Fackeln, tönten noch die Schallmeien, dazwiſchen die wunderlichen Reden der Unweiſen und die

glühende Kohle und Alles. Mir war ſo ſchwer und traurig, als ſollte ich bald von Allem ſcheiden, woran mein Herz noch hing. — Ich entſchlief und hatte einen ſchweren Traum. — Ich war auf einer Wieſe und pflückte feuerrothe Röſelein, da überfielen mich grauſame wilde Löwen, und trugen mich weit, weit hinweg in einen dichten Wald. Unter einer breiten Linde war meine Angſt am größten, die Löwen wollten mir die Achſelbänder von den Schultern reißen, da fiel mir's bang aufs Herz: „Das iſt die Strafe deiner Härte, bau den armen Schweſtern ein Kloſter Lilienthal, ſo Gott dir helfe.“ Da gelobte ich es im Traum, und es krähte ein Hahn, und die Löwen flohen, und Verena mit dem Hühnlein Gallina kam zu mir, und der rettende Hahn ſteckte mir einen Ring an den Finger. — Bei dem Hahnenſchrei erwachte ich und hörte den Hahn, den die Bleicherinnen als Stundenzeiger bei ſich hatten, wirklich krähen. Auch hörte ich Klareta vor meinem Zelte ſingen:

„Was hab ich dir gethan,
Was haſt du mir gethan?
Schon mahnt der Hahn.
O ſenk' die rothe Fahn',
O heb' die weiße Fahn'
Jetzt himmelan!
O hör' mein Leiden an,
Dann wird mein kranker Wahn
Dir unterthan.
Arm Kind von Hennegau!
Das Lilienkloſter bau,
Schon ſinkt der Thau.“

Ich öffnete das Zelt; ſie warf ſich am untern Ende meines Bettchens nieder und ſchloß meine Füße an ihr Herz, und wuſch ſie mit einem Strome von Thränen. — Ich ſprach: „Klareta, warum thuſt du ſo?“ — Sie flüſterte: „Aus Dank und Liebe!“

— Ich kann nicht ſagen, wie ſie mich rührte, aber ich that mir Gewalt an. Da ſie nun ſo weinte und ihr Herz ſo heftig ſchlug, ward ich freundlich und ſagte: „Setze dich zu mir, reiche mir deine Hand, ich will dir meinen Traum erzählen.“ — Sie ſetzte ſich zu meiner Seite, faßte meine Hand und ihre Stirne ſank wie unwillkürlich auf den Edelſtein meiner rechten Schulterſpange; denn es iſt ein altes Familiengeſetz, daß eine Gräfin von Vadutz dieſe Kleinode ſelbſt bei Nacht nicht ablegen darf. Ich zuckte etwas zuſammen, ihr Schleier war kalt und naß, ich fragte um die Urſache, ſie erwiederte: „Lilie kennſt du den Thau nicht?“ — O, laſſe mich ruhen und nimm mir von der Stirne den Traum, und erzähle mir den Traum!“ — Ihre Stimme war ganz ruhig, als ſie dieſes ſprach, auch mir war wohl und friedlich — ich fühlte, daß ich heilte und genaß ſelbſt. Da ließ ich ſie ruhen und erzählte Nichts, als: „Ich pflückte rothe Blumen, da fielen mich drei wilde Löwen an und trugen mich weit durch einen Wald, und unter einer Linde ſetzten ſie mich nieder, und thaten ſo grimmig gegen mich, da war mir ſo bang, ſo bang!“ Als ich ſo weit geſprochen, drückte ſie ihre Stirne wie Eiſen ſo ſchwer auf meine rechte Schulterſpange, daß es mich ſchmerzte und ich ſie mit dem Ausruf wegdrängte: „Biſt du unſinnig?“ — Sie bebte aber vor Angſt und ſprach: „Die Löwen ſollen mich eher zerreißen, als dir die Kleinode rauben, die mich heilen. Wart, wart! da kömmt der Hahn, horch ſein Schrei! die Löwen fliehen.“ Da krähte der Hahn wirklich zum zweiten Mal, ich war erſtaunt, daß ſie von dem rettenden Hahnenſchrei meines Traumes ſprach und von dem Raube der Kleinode, wovon ich ſelbſt noch nicht geſprochen hatte, aber ich ließ mir es nicht merken und ſchwieg, doch wie erſtaunte ich erſt, als ſie fortfuhr: „O, armes Kind von Hennegau! das Kleinod meiner Heimath, welches mir meine Sinne geheilt hat — jetzt, jetzt, tauſend Dank! ſie ſind heil, — die lichten Edelſteine von Vadutz ſind gerettet,

und der Hahn ſteckte dir einen weit wunderbareren Ring an den Finger unter der Linde, und Verena mit dem frommen Hühnlein Gallina ſah freudig zu, und ich und die Schweſtern kamen aus dem Kloſter Lilienthal und folgten dem Brautzug, und folgten dem Leichenzug und ſtanden am Grab im Garten, und das arme Kind ſtand vor uns und wir leuchteten und ſangen:

„O Stern und Blume, Geiſt und Kleid,
Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit!"

„O, wie bin ich ſelig, daß Alles ſo gut geendet!" — So ſagte alſo die gute Klareta den ganzen Schluß meines Traumes, von welchem ich kein Wort erwähnt hatte; — ſie hatte alſo daſſelbe geträumt, und woher kam der Reim, den ich drei Tage vorher im Garten bei den Lilien gehört, wieder in ihren Traum? — Alles das machte einen tieferen Eindruck auf mich, als mir lieb war. Ich habe einen eignen Abſcheu vor Wunderbarem, das meine Freiheit ſtört.

Ich äußerte Nichts davon, daß ſie daſſelbe mit mir geträumt und ſagte ganz unbefangen: „Was hältſt du von dem Traum?" und ſie erwiederte mit ernſtem Ton: „Einſtens wird es keiner mehr ſein." — Ich fuhr aber fort: „Was ſagteſt du von den Kleinoden auf meiner Schulter, du ſeiſt durch ſie geheilt, warum drückteſt du ſo mit deiner Stirne darauf?" Da fühlte ich an ihrer Stirn einen tiefen Eindruck von dem ſpitzen Stein und fuhr fort: „Iſt dieſer unſinnige Eindruck etwa ein Beweis deiner Klugheit?" — Da richtete ſich Klareta auf und ſprach mit ruhigem Bewußtſein: „Meine Herrin! ich will dir ein wichtiges Geheimniß von den Edelſteinen ſagen, durch welche du mit dem Ländchen Badutz belehnt und ich dir unterthan geworden. Es ruht in dieſen Kleinodien eine wunderbare, ſchädliche und heilende Kraft, welche ich beide erfahren habe; denn ich ward krank durch ſie, und bin geſund durch ſie geworden vor wenigen Augenblicken.

Jetzt aber will ich dir ſagen, woher ich das Geheimniß dieſer Kleinode kenne. — Mein Vater iſt über Meer gezogen gegen die Sarazenen, er ließ die Mutter und uns drei Mägdlein zurück, wir waren nicht reich und lebten von künſtlicher Bildweberei. Ach! bald kam eine Botſchaft, der Vater ſei gefangen, wir ſollten ihn auslöſen. Es war aber Jürgo, ein Edelknecht des Vaters, unſer einziger Schutz und Freund. — Er war ein gar kunſtreicher Weber, arbeitete Tag und Nacht für uns, und verkaufte auch unſere Arbeit. Er that uns Alles zu Liebe und wir liebten ihn als einen Bruder. Er bot ſich uns an, hineinzureiſen und den Vater zu löſen. Wir verkauften alle unſere Habe, um ihn mit dem Löſegeld auszurüſten, und ſahen ihn mit großer Betrübniß von uns ſcheiden. Wir beteten viel für ihn und gelobten Gott, ſo er Jürgo's Weg ſegne, ein Klöſterchen zu gründen, das ſollte heißen Lilienthal, und darin wollten wir Gott dienen bis an unſer Ende.

Nach zwei Jahren kehrte Jürgo heim ins Land Vaduz ohne den Vater, der war geſtorben an der Peſt im Hoſpital in Cypern. Der Kummer tödtete die Mutter. Wir drei Waiſen waren allein ohne alle Stütze, als den treuen Jürgo. Nach der Mutter Tod ſchickte es ſich nicht, daß er ſo viel, wie ſonſt bei uns ſei, dennoch lebte und arbeitete er allein für uns. Er verkaufte ſeine kleine Habe, um uns zu ernähren. Er war der treueſte Menſch, er that es dem Vater und mir zu lieb. Er hatte durch einen Sonnenſtich auf der Reiſe gelitten, er arbeitete ſich ſchier zu Tode für uns — wir waren ihm dankbar. Er ward krank und kam von Sinnen. Ich trauerte unausſprechlich um ihn. Das edelſte Herz ward aus Treue zu meinem Vater und mir ein Thor vor den Menſchen. Ich konnte nicht mehr ruhen, ich glaubte mich ſchuldig, Alles aufzuwenden, ihm zu helfen. Ich betete Tag und Nacht, und zog umher, Aerzte und fromme Männer um Rath zu fragen.

Als ich einſt einem alten Einſiedler, der Mönch im Kloſter Bänderen geweſen war, meine Noth klagte, ſagte dieſer: „O, wäre das Lehnskleinod von Badutz noch hier im Lande, ihm wäre leicht zu helfen!“ — Als ich in ihn drang, mir von dieſem Kleinode zu erzählen, ſprach er: „Mit dem Kloſter Bänderen ſei ein altes Pergamentbuch verbrannt, in welchem er in ſeiner Jugend viel Wunderbares von dem Urſprunge der Grafen von Badutz und ihren heiligen Kleinoden geleſen, das ſpäter, wie alles Heilige bei den Menſchen, vergeſſen worden.“

Er erzählte mir hierauf unter vielem Anderen Folgendes: „Wohl mit Recht iſt das Ländchen Badutz curios zu nennen, denn Curio, ein Kaiſer aus Rom, war ſein Stifter im zweiten Jahrhundert nach Chriſti Geburt. Sein Eheweib hieß Docka und war durch den heiligen Theoneſtus heimlich getauft und eine eifrige Chriſtin geworden. Durch ſie nahm auch Curio den Chriſtenglauben an und half in Rom den Chriſten mannigfaltig in der Verfolgung. Curio aber bekehrte einen alten jüdiſchen Mann, der war zu ihm gekommen mit vielem köſtlichen Geſchmeide von Gold und Edelſteinen, dem Kaiſer das zu verkaufen. Er war ein ſehr eifriger Chriſt und hatte große Liebe zu Curio, und dieſer zu ihm.

Die Chriſten aber wurden verfolgt und getödtet, und der hebräiſche Mann ward auch gefangen und ſollte gemartert werden, da gab er alle ſeine Edelſteine dem heiligen Theoneſtus, daß er den Armen damit helfen ſolle. Dem Kaiſer Curio aber gab er ein unſchätzbares Kleinod: zwei ſchöne Spangen von Einhorn, worauf zwei kleine Edelſteine; die Spangen dienten, das Gewand auf der Schulter zu faſſen. Ehe er den Martertod ſtarb, beſuchte ihn Curio im Gefängniß und er erzählte ihm: daß er aus dem Stamme Juda ſei, und daß dieſe Achſelbänder einſtens auf den Schultern Rebekka's geruht und von derſelben in gerader Linie auf ihn vererbt ſeien. — Er theilte ihm ſeltſame Dinge mit,

die ihm von der Geſchichte dieſer Kleinode durch ſeine Voreltern überliefert waren, und die alle der Mönch aus dem Buch im Kloſter Bänderen ausgeſchrieben und mir gegeben hat. Ich gab ſie vor einigen Tagen dem ehrwürdigen Jacob von Guiſe, von welchem du ſie begehren magſt. So viel gedenk ich noch daraus.

Es ſind dieſe Kleinode das höchſte Heilthum, denn ſie kommen aus dem Paradies, und ſind ſie von dem Stein, auf welchem Jacob die Himmelsleiter ſah und von welchem auch der Siegelring Salomo's war, durch den dieſer alle ſeine Wünſche erfüllen konnte. Als der hebräiſche Mann dem Kaiſer Curio das Kleinod der Achſelbänder geſchenkt hatte, ſprach er zu ihm: „Trage dieſe Kleinode auf deinen Schultern, und fliehe mit Weib und Kindern aus Rom, denn ich habe im Gebet erkannt, du wirſt des Chriſtenthums angeklagt werden, du ſollſt aber über die Alpen in Rhätien ziehen, dort ſind viele Leute zum Chriſtenthume bekehrt durch St. Lucius, einen König aus Schottland; dort nun ſollſt du ein Fürſt vieler Chriſten werden und ein Reich gründen, das Gott wohlgefällig iſt.

So lange du und deine Erben die Kleinode der Rebekka ungetheilt auf den Schultern tragen, werdet ihr Glück und Friede haben. Ich will aber in der Stunde meines Todes deiner gedenken, und ſollſt du die Kleinode am Tage meiner Marter ſegnen laſſen durch Theoneſtus. Immer aber bedenke, du mit allen deiner Kinder Kindern, daß Jacob geruhet auf der rechten Schulter Rebekka's und Eſau auf der linken, und daß mit geiſtlicher Stärkung und Heilung und Allem, was dahin gehöret, gefüllt iſt das rechte Schulterband; mit leiblicher Kräftigung, irdiſchem Gedeihen aber bis zur Gewaltthat das linke Schulterband. So ſei dann weiſe und laſſe Zeitliches, Irdiſches, Leibliches nicht überhand nehmen, neige dein Haupt zur Rechten um Rath und Troſt, ehe du zur Linken Luſt und Stärke verlangeſt. Jährlich aber an meinem Sterbetage laſſe den Segen über die

Kleinode durch einen frommen Prieſter erneuen. Dann auch magſt du ſeelenkranke Menſchen mit ihrer Stirne das Kleinod der rechten Schulter berühren laſſen, und ſo es ihnen zum Heile, werden ſie geheilet werden; ſo aber der Kranke nicht ſelbſt zu kommen vermag, und ein Anderer will deſſen Leid aus Chriſtenliebe auf ſich nehmen, ſoll es ihm auch gedeihen.

Auch iſt eine alte Sage, daß einſtens der Siegelring Salomonis, der alle Wünſche erfüllet, mit dieſen Kleinoden zuſammen kommen werde in den Händen eines Dieners des Meſſias, und wünſche ich, daß dieſes an dir wahr werde!" — Es ſtarb aber der hebräiſche Mann am Vorabend des Täufers Johannes, und ließ Curio die Kleinode ſegnen durch Theoneſtus zu Ehren des Täufers vor 1100 Jahren am heutigen Tag, an dem ich bin geheilt worden durch die Kleinode, zur Ehre Gottes und des Täufers und zur Beſtätigung der Worte des hebräiſchen Mannes. — Aber Curio von ſeinem Bruder des Chriſtenthums angeklagt, floh mit ſeiner Gemahlin Docka und ſeinen Söhnen über die Alpen nach Rhätien, und fand dort Alles, wie ihm geſagt worden. Er baute viele feſte Schlöſſer und Flecken, und ſetzte ſeine Söhne darauf, und gab ihnen fromme Hausfrauen, und ſammelte Gottesmänner in Gotteshäuſern, und die da reif waren, ſäete er aus in Gottesäckern, und that alle Wege, wie man thut, da man neue Lande und Leute gründet, das Reich Gottes zu mehren auf Erden. — Auf den beiden Schultern aber trug er die heiligen Achſelbänder, und wurden ſie genannt die Kleinode des Landes. Von Curio kamen dieſe Kleinode auf ſeinen Enkel, den Grafen Anſelm von Montfort. Seine Gemahlin brachte Zwillingsbrüder zur Welt, den Wolfbrand von Rothenfahn, deſſen Schild war weiß mit rother Fahne, und den Hugo von Weißenfahn, deſſen Schild war roth mit weißer Fahne.

Als der Graf Anſelm ſeinem Tode nahe kam, heftete er ſeiner Gemahlin die Kleinode des Landes auf die Schultern, und

befahl ihr, ihre beiden Söhne gleich vor Gott in großer Einigkeit zu erziehen, und keinem den Vorzug zu geben, und wenn sie endlich dem Einen die Lande überlasse, solle sie ihm die beiden Edelsteine auf die Schultern heften, und diese niemals trennen, sonst würde großer Haß und Unfriede entstehen. — Die Gräfin von Montfort that nicht so, sie liebte den Rothenfahn, der ein Schmeichler und Augendiener mit rothen Wangen und einem Kirschenmunde war, viel mehr, als den Weißenfahn, der war treu, und rein und wahr, aber weiß und bleich von Farbe. Und sie hielt den Rothenfahn immer zu ihrer Linken am Herzen, und er schlummerte oder lauerte vielmehr immer an dem Schulterbande des linken Edelsteins, und sie wiegte ihn mit dem Reime ein:

„Feuerrothe Röselein,
Aus der Erde springt der Schein,
Aus der Erde dringt der Wein;
Roth schwing ich mein Fähnelein."

Der Weißenfahn aber mußte wie der Knecht des Bruders sein, und auch meist die Strafe für ihn aushalten. So erzog sie ein rechtes Unkraut an dem Wolfbrand, und er hatte eine harte Stirne wie ein Widder, sein Sinn war zäh und sein Haar war kraus, und weil Hugo Alles mußte, was er wollte, und er Alles wollte, das diesem weh that, so hatte er sich ein Spiel erdacht, das nannte er Hammelstutz. Es bestand aber darin, daß er „Hammel, Hammel stutz!" sagte und mit seiner harten Stirne gegen die Stirne seines armen Bruders rannte, daß dieser wie ein Lamm von einem Widder niedergestoßen, oft blutend zur Erde stürzte; und wenn der Bruder fiel, rief der böse Bube: „Vadutz!" Und die Mutter und er gaben dem Hugo den Spottnamen Vadutz. Dieser aber war gütig und weise, liebte Mutter und Bruder und nahm in Allem zu.

Als nun die Mutter zum Sterben kam und einem der Söhne die beiden Edelsteine auf die Schulter heften und das

Land übergeben ſollte, wählte ſie ihren Liebling Wolfbrand dazu. Dieſer aber ſprach trotzig: „Ich mag den Stein da drüben nicht, da hat der Baduz daran geruht, er mag ihn behalten, ſo ich einmal Luſt dazu habe, mache ich Hammelſtutz, da plumpſt er nieder Baduz! und ich nehme ihm den Stein, das macht mir mehr Spaß.“ — Die Mutter konnte ihm nichts abſchlagen; da heftete ſich Wolfbrand den linken Edelſtein ſelbſt auf die linke Schulter, und die Mutter übergab ihm zugleich das ganze Land. Hugo aber kniete mit gefaltenen Händen betend am Sterbebett der Mutter, und bat ſie um den Segen, da heftete ſie ihm den Edelſtein auf die rechte Schulter und ſprach: „Dein Bruder hat alles Land, aber da drüben liegt ein ſteiler, öder Berg, da gehen meine Schafe, ich ſchenke dir die Schafe und den Berg, da bau dir dein Haus.“

Der Jüngling benetzte die Hand der ſterbenden Mutter mit Thränen des Dankes. In demſelben Augenblick aber ergrimmte Rothenfahn und rief: „Hammel, Hammel ſtutz,“ und ſtieß den Bruder mit der Stirne nieder, daß er blutete. — Da entſetzte ſich die Mutter, die Augen gingen ihr auf, ſie erkannte den Unterſchied zwiſchen links und rechts, ſie gedachte des Gebots des ſterbenden Grafen Anſelm, die Edelſteine nicht zu trennen, ſie ſah den böſen Sohn zitternd an und ſagte: „Gott verzeihe mir, ich habe himmelſchreiendes Unrecht gethan, Wolfbrand, du biſt ein Ungeheuer, die ganze Macht des Steines werde an dir lebendig!“ — Da zog ſie den Hugo an ihr Herz, und da ſie das rothe Blut von ſeiner weißen Stirne niederrinnen ſah, riß ſie die Farbe in tiefer Liebe zu ihm hin, und ſie küßte ſeine Stirn und ſegnete ihn nochmals und ſprach: „Alle deine Nachkommen ſollen Zeugniß davon geben, daß dein rothes Blut zu mir geſchrien und mein Herz in meinem Tode mit Lieb' und Reue erfüllet hat! aller Segen komme über dich! — Hüte dich vor deinem Bruder, aber räche dich nicht an ihm, — nein! heile

mit deiner Rechten, was meine Linke verdarb, — ich werde keine Ruhe finden, bis die beiden Edelsteine vereint auf deinen Schultern ruhen!“ Da starb sie.

Wolfbrand nahm die Schlösser und Burgen des Landes in Besitz und pflanzte seine rothe Fahne überall auf. Er übte große Gewaltthat an Land und Leuten, Alles floh vor ihm. — Hugo zog auf seinen Berg, baute sich ein Haus und hütete die Heerden, welche ihm die Mutter geschenkt. Segen und Friede war mit ihm, Unsegen und Unfriede mit Jenem. Die verfolgten Unterthanen trieben ihre Heerden zu ihm, und flehten ihn um Schutz. Darüber ergrimmte Wolfbrand immer mehr und sein Haß gegen den Bruder stieg bis zum Wahnsinn. Er hetzte ihm hungrige Wölfe an seine Heerde, und wenn der Bruder sanft und liebvoll ihn ermahnte, rief er ihn an: „Hammel stutz — und Vadutz!“ — Da nun unter dem Volke die Rede entstand, er sei nicht ihr vollkommener Herr, er trage nicht die beiden Edelsteine, das Land sei ihm nur zur linken Hand angetraut, zogen sich die Unterthanen immer mehr zu der weißen Fahne. — Indessen bauten die Unterthanen dem guten Hugo ein festes Schloß auf seinen Berg, um ihn und das Seine vor dem wüthenden Wolfbrand zu schützen und nannten das Schloß Vadutz. Wolfbrand verlangte nun den andern Edelstein von seinem Bruder, und war so von Sinnen gekommen, daß er ihn herausforderte, wer von beiden den Andern mit der Stirne niederstoße, solle beide Edelsteine haben. Hugo schloß sich in seine Burg Vadutz ein und ließ ihm sagen: „So du willst, stoße diese Veste nieder!“ Da belagerte der unsinnige Wolfbrand Vadutz, alles Volk aber verließ ihn, und als er sich allein sah, rannte er mit seiner harten Stirne so wüthend gegen das Thor, daß er wie todt niedersank. Hugo ließ ihn hereintragen und pflegte ihn, aber es war keine Hoffnung, sein Kopf war gespalten.

Da nun Hugo überall umfragte, ob Niemand Hilfe für den

lieben Bruder wüßte, kam ein weiſer, frommer Meiſter, der ſagte ihm: „Laſſe ſein Haupt an St. Johannis Vorabend auf dem Edelſteine deiner rechten Schulter ruhen und ſieh, was erfolgt.“ Das that Hugo, und Wolfbrand ward ruhig und mild und gewann ſeinen Verſtand wieder, und bat ſeinen Bruder um Vergebung und Alle, die er betrübet und ſtarb in Hugo's Arm einen ſchönen Tod. Dieſer aber trug nun beide Edelſteine und hatte das ganze Ländchen, das nannte er Vaduz, wie ſein Schloß, und baute dem weiſen Meiſter ein Kloſter, wo der Leib ſeiner Mutter ruhte und legte den Leib Wolfbrand's mit ſeiner rothen Fahne an ihre linke Seite. Er hieß aber das Kloſter Bänderen, weil die Mutter den Raum dazu auf einer grünen Wieſe mit tief rothen Bändern abgeſteckt hatte.

Dann regierte Graf Hugo das Land Vaduz gar milde, hatte viele Söhne und Töchter, und jährlich am St. Johannisabend warden unweiſe, arme Menſchen zu ihm geführt, die lehnten ihr Haupt auf ſeine rechte Schulter, da wurden ſie wieder heller Sinne. — Solches erzählte mir der alte Mönch aus dem Kloſter Bänderen und fügte hinzu: „Sieh alſo, arme Klareta, wäre das Kleinod von Vaduz noch hier auf dem Schloſſe, St. Johannistag iſt nahend, ſo dürfte Jürgo, der euch Kindern ſo große Treue geübet, nur ſein Haupt auf das rechte Schulterband unſers Grafen von Vaduz lehnen und Gott würde ihn wie den Wolfbrand von ſeiner Unweisheit heilen; aber du weißt, daß unſer Herr jetzt im Hennegau wohnet, und daß die heiligen Kleinodien nicht mehr hier im Lande ſind.“ — „Das iſt,“ fuhr Klareta fort, „was mir der Mönch von dem Geheimniſſe der Kleinode geſagt, die jetzt auf deinen Schultern ruhen. Du kannſt dir denken, o armes Kind von Hennegau, daß mir das Herz brannte, dem treuen Jürgo zu helfen; da es aber nicht möglich, ihn in ſeinem Elend ins Hennegau zu führen, erneuerte ich mit den Schweſtern das Gelübd', ein Kloſter Lilienthal zu gründen, ſo

Gott den armen Menſchen heilen wollte, wenn ich aus dankbarer Menſchenliebe ſtatt ſeiner barfuß ins Hennegau zöge und mein Haupt ſtatt ſeiner auf das Schulterband Rebekka's lehnte. Die Schweſtern wollten mich treulich geleiten, der Mönch aber ſagte: „Es ſei eine ungewiſſe Sache, denn er wiſſe nicht, ob die Kraft der Edelſteine in dieſen Zeiten in der Fremde noch geübet werde, oder in Vergeſſenheit gekommen ſei.“

Ich aber konnte nicht mehr ruhen, ich opferte mich ganz auf für Jürge und zog mit den Schweſtern barfuß gen Hennegau. Ich hatte künſtlich gewebtes Bildwerk mitgenommen und ein Brieflein vom Abte des Kloſters Bänderen an Jacob von Guiſe, damit ich Eingang fände bei der Gräfin, deiner Mutter. Jacob von Guiſe, dem ich Alles mittheilte, belobte zwar meine Chriſtenliebe, aber er ſagte mir, wie der Gebrauch der Kleinodien zur Heilung blöder Sinne hier zu Lande ſchon lange abgekommen, weil mehrmalen ein übler Erfolg davon verſpürt worden ſei, außer dem großen Ueberlaufe, den der Graf dadurch gehabt; was hauptſächlich eine Urſache geweſen, daß er aus Badutz ins Hennegau gezogen. Auch ſei die Gräfin, deine Mutter, krank, und ihr jene Kraft der Kleinode ganz unbekannt. Da ich ihn aber fußfällig bat, mir zu deiner Mutter zu helfen, ging er in ſeine Kammer ins Gebet, und da er heraus kam, ſegnete er mich und ſprach: „Folge mir in Gottes Namen!“ Da führte er mich und die Schweſtern in das Schloß.

Wir wurden auch gut aufgenommen bei deiner ſeligen Mutter, du gedenkeſt deſſen noch; ja, du ſelbſt trugſt bei, daß ſie mich unter ihr Frauenzimmer nahm, dich das Bildwerk weben zu lehren, und ich brachte es ſo weit, daß es mir erlaubt ward, in ihrer Krankheit an St. Johannis Vorabend bei ihrem Lager zu wachen.

Da man mir hier gar nichts von der Kraft der Edelſteine ſagte, ſprach ich auch nicht davon, und harrte mit großer Angſt, bis

deine Mutter entſchlief, um mein Haupt auf ihre rechte Schulter zu lehnen. Sie lag aber auf der rechten Seite, und ſtatt zu beten, daß ſie ſich umwenden möge, ließ ich mich von meiner Begierde, dem armen Jürgo zu helfen, hinreißen. Ich ſah den lichten Stein auf ihrem linken Schulterbande blitzen, und ſenkte meine Stirne mit dem heißen Verlangen auf dieſen Stein nieder, es möge ſeine Kraft an mir wahr werden, — und ſie ward an mir wahr, ich ward unweiſe und führte unſinnige Reden, und ſang laut die thörichten Lieder des Jürgo. Deine Mutter erwachte, man brachte mich hinweg, und du weißt, wie ich mit meinen Schweſtern nach Vaduz zurück geſendet ward. Eine Gnade hatte ich, ich wußte von meinem Leide, ich wußte von Allem, was um mich her geſchah, aber ich mußte thun und denken, was ich that, und wohl auch manchmal fühlen, daß es im Grunde oft weiſer war, als vorher. Ich wußte auch, daß Gott mir einſt helfen werde, und ſo trug ich allen Hohn ohne Murren, und opferte alles Leid Gott auf für den treuen Jürgo und die Seelen meiner frommen Eltern.

Jetzt iſt mir wie ein Schleier, wie ein Traum von meiner Stirne genommen, und ich weiß Alles von mir aus dieſen zwei Jahren, wie von einer Andern, und ſage es dir, du magſt morgen die Schweſtern darum fragen, ich zweifle nicht, daß es ſo geweſen. Als wir nach Vaduz heim gekommen, fanden wir Jürgo nicht mehr. Er war am Vorabend von des Täufers Tag in der Kirche des Kloſters Bänderen betend von ſeinem Wahne geheilet worden zur Stunde, da meine Stirne das Kleinod in Hennegau berührte, und er hatte das Kloſter nicht mehr verlaſſen. Sie hatten ihn aufgenommen in ihren Orden. — Ich aber bin gleich bei meiner Ankunft in Jürgo's Hütte nächſt unſerm Hauſe gegangen, und habe mich an ſeinen Webſtuhl geſetzt und an dem rothen Tuche fortgewebt, das er begonnen hatte, und habe ſeine irren Weberlieder geſungen von dem Seelchen auf der Heide,

fort und fort bis dort drüben am Zaune, wo ich dir das Tuch gegeben.

Als nun der Kloſtervogt von Bänderen zu mir kam und mir einen Schenkungsbrief Jürgo's brachte, worin dieſer mir und den Schweſtern Hütte, Webſtuhl, Garten und Alles, was er zurückgelaſſen, ſchenkte, und mir ſagen ließ, ich möchte doch das rothe Tuch fertig weben, er wolle uns dafür geiſtlicher Weiſe eine Ausſteuer bereiten für eine andere Welt, wunderte mich das Alles nicht, denn ich ſaß ſchon am Webſtuhl und ſang die Weberlieder, als ſei das immer geweſen.

So ging ein Jahr vorüber, Sonnenwende nahte heran, die Schweſtern hörten, daß nach deiner Mutter Tod nun die Kleinode auf deinen Schultern ruhten, ſie wollten mich nochmals um Hilfe hieher führen. Ich aber folgte nicht, denn das rothe Tuch war nicht fertig; auch fürchtete ich heimlich, Jürgo möge wieder krank werden, ſo ich geneſe. Erſt um dieſe Zeit kam mein Zuſtand zu den Ohren Jürgo's in Bänderen, der ward ſehr traurig darum und ſtarb in kurzer Zeit eines erbaulichen Todes. Als das Sterbeglöcklein um ihn läutete, ſchoß ich ſein Weberſchifflein zum letzten Male durch die Fäden, das rothe Tuch war fertig, und ich ſelbſt mahnte nun die Schweſtern zur Wallfahrt ins Hennegau; — und Gott ſei ewig geprieſen, heut' an des Täufers Vorabend ſind meine Sinne geneſen an dem Kleinode des rechten Schulterbandes! — O, armes Kind von Hennegau, nun erfülle das Maaß deiner Gnade, ſtifte uns das Kloſter Lilienthal, das wir gelobet, wir wollen treulich dort beten, auf daß der Hahn die Löwen von dir verſcheuche."

Nach dieſen Worten kniete Klareta vor mir nieder und umarmte flehend meine Füße. Ich aber, tiefbewegt von allem Gehörten, bedurfte Ruhe, um mich zu ſammeln, und vermochte nur zu ſagen: „Klareta gehe, danke Gott mit den Schweſtern und ruhe, auch das arme Kind von Hennegau iſt müde und muß

ſchlafen.“ Da verließ ſie das Zelt. — Ich dankte Gott auf den Knien, ich wußte, daß er durch mich geheilt hatte. O, wie arm erſchien ich mir neben Klareta! Sie, die ſo Vieles erlitten, die Treue eines Dieners zu belohnen, ließ ich ſchmachten, um der Fackeln und Schallmeien willen. — Manches Eigenthümliche in meinem Weſen, das ich mir ſelbſt zugeſchrieben, erſchien mir nun mit der geheimen Kraft der Kleinode zuſammenhängend.

Jetzt erſt verſtand ich, warum nach alter Sitte den Lehnshuldinnen von Vadutz von früheſter Jugend ſo dringend eingeſchärft wurde, den Kopf nicht hängen zu laſſen, ſondern gerade empor zu tragen. Jetzt verſtand ich, warum die Ceremonienmeiſterin bis zur Ungeduld wiederholte: „Halten Sie ſich gerade, Gräfin.“ — Jetzt erſt verſtand ich die Worte, da mir die Lehnskleinode auf die Schulter gelegt wurden: „Wandle in der goldnen Mitte und wähle das Rechte.“

Jetzt erſt danke ich meiner Mutter und Verena, daß ſie mich mit ſolchem Eifer anhielten, auf der rechten Seite ruhend zu ſchlafen; ſo daß ſie oft in der Nacht nach mir ſahen und mich weckend im Bett umwendeten, was mich nicht wenig verdroß. — Jetzt ſchämte ich mich des Eigenſinns und der heimlichen Schadenfreude, mit welcher ich aus Widerſpruch mich zur linken Seite wendete, ſobald ſie den Rücken kehrten; vor Allem aber der Heuchelei, mit welcher ich mich ſchnell rechts kehrte, ſo ich ſie nahen hörte.

Aus dieſem Widerſpruch entſtand eine geheime Luſt, links zu ſchlafen, und aus dem Kampfe mit dem Gewiſſen entſtand eine Unentſchiedenheit, ob rechts, ob links zu ruhen, die mich noch jetzt ſtöret, wenn ich mich zur Ruhe lege, und welche gewöhnlich die Hinfälligkeit des Schlafs entſcheidet. — Aber ich muß auch geſtehen, daß ich mich oft, wenn ich herzlich gebetet habe, mit Ueberwindung zur Rechten lege, und leider mit Beſchämung links aufwache. — O, wie viele gute Einflüſſe des rechten

Kleinodes mag ich verſchlafen haben. Von nun an will ich es beſſer machen! — Ich dachte weiter über Alles, was Klareta erzählt, und entdeckte darin mit Verwunderung eine Spur meiner und der Mutter Neigung zu tief rother Farbe bis in den rothen Kirſchenmund meines Ahnherrn Wolfbrand Rothenfahn und die blutende Stirne des frommen Hugo Weißenfahn hinein. — Gott habe ſie ſelig! — Nach allen dieſen Gedanken ſaß ich aufrecht auf meinem Lager und kreuzte voll Ehrfurcht und guten Willens die Hände, und legte ſie auf die Achſelbänder Rebekka's, und betete und ſagte: „Gewiß, gewiß, ich will den guten Schweſtern das Kloſter Lilienthal gründen — aber, ich muß doch erſt — da übernahm mich der Schlaf — die große Wäſche zu Haus und wieder in den Schränken haben — feuerrothe Röſelein — ich nickte und ſank zur Linken und ſchlummerte ein.

St. Johannis des Täufers Tag. Sonnenwende. — Als der Tag anbrach, hörte ich in der Ferne ein liebliches Singen. Ich trat vor das Zelt und hörte, daß es die drei Fräulein waren, welche vor Tag in den Wald gegangen waren, mancherlei Kräuter und Wurzeln unter Gebet zu ſammeln, wie es in Hennegau an dieſem Tage der fromme Gebrauch iſt. Sie ſchmückten die Kapelle des Täufers vor dem Walde damit, auf daß ſie bei dem Gottesdienſte möchten geſegnet werden, und ſangen ein Danklied wegen der Geneſung Klareta's.

Da nun meine Mägde kamen, nach mir zu ſchauen, ließ ich dieſe auf der Bleiche harren und ging auch zu der Kapelle. Die Schweſtern vergoſſen Thränenſtröme, ſie ſprachen wenige Worte, ſie küßten alle drei mit Ehrfurcht den Edelſtein auf meiner rechten Schulter und ſteckten drei große Wachskerzen in Geſtalt dreier Lilien vor dem Bilde des Täufers auf. Sie mahnten mich dadurch an das Kloſter Lilienthal, aber ich ließ mich Nichts merken, denn ehe ich durch das Johannisfeuer geſprungen war und den Johannisengel geküßt, und mein Geräthe

wieder in den Schränken hatte, konnte ich das Kloſter nicht ruhig bedenken.

Jacob von Guiſe hielt uns den Gottesdienſt, meine Geſpielinnen kamen auch mit den Kinderſchaaren herangezogen. Jeder Schaar wurde ein ſchöner Johannistopf voll Blumen vorgetragen und am Fuße des Altares niedergeſetzt. Es war eine gar liebliche Andacht. Die Mägdlein führten einen geſunden freudigen Knaben, den ſie den Johannisengel nannten, auf einem geſchmückten Kinderwägelein in Prozeſſion zur Kapelle. Er war ſechs Jahre alt und hieß Immel, weil er wie eine Imme gern über die Blumen hin ſchwebte und Allen lieb war. Er hatte wie ein klein Täuferlein ein Lammfell über der Schulter und ein Kreuzſähnlein in der Hand und war mit Blumen geſchmückt. Ein Lämmchen lief ſeinem Wagen nach. Die Kinder halfen ihm aus dem Wagen und ließen ihn in ihrer Mitte in einem ſchönen dichten Blumenkranz niederknieen. Das Lamm lag neben ihm, da ſaß er drinnen wie der Sommer, der in einem Blumenneſt aus dem Ei geſchlüpft iſt. Meine Geſpielinnen knieten rings um die Kinder, und hinter dieſen mehrere der Eltern. Es trat aber plötzlich eine ſchlanke Frau zu der Kapelle heran und griff in den Weihbrunn, und ſegnete ſich, und ging auf den Johannisengel zu, und beſprengte ihn tüchtig, und ſchien ihn küſſen zu wollen in plötzlicher Freude, aber ſie beſann ſich, erröthete über und über, und trat wieder zu den anderen Frauen. Es war die Mutter des Johannisengels, den ſie ſchier allzu lieb hat. Sie gehörte wohl hier zum Feſte, denn in ihr glühet ein wahres Johannisengelfeuer offen unter freiem Himmel hin- und herwehend, und alle Engel ſpringen durch ihr Herz, daß die lichte Lohe herausſchlägt, und auch der liebe Immel ſcheint nur ein Engel, der durch ihr Herz geſprungen, nur ein Flämmchen, das aus dieſem Feuer hervorgezuckt. — Wie könnte ich ſie nicht lieben? Ich muß ja, denn wer ſie anſchaut, der muß ſingen:

„Feuerrothes Röſelein,
Aus dem Blute ſpringt der Schein,
Aus der Erde dringt der Wein,
Roth ſchwingſt du dein Fähnelein.“

Während der Andacht ſangen die drei Lilienfräulein gar ſchöne Lieder, und nachher ſegnete Jacob von Guiſe mich unter Gebet, wobei er ſprach: „In Rebekka erſcheint die Gewalt holdſeliger Freundlichkeit über die Herzen Anderer; ihre Schultern, die den Krug zum Brunnen trugen, den Boten Abraham's und ſeine Kameele zu tränken, ſind die Werke ihrer Menſchenliebe, durch welche ſie die Brautgeſchmeide Jacob's verdiente, deſſen Weib ſie ward. Aus den Fluthen ſchöpft die Liebe Gluthen.“ — Dann ſegnete er die Spange auf meiner rechten Schulter mit den Worten Iſaak's zu Jacob: „Gott gebe dir vom Thaue des Himmels und dem Fette der Erde die Fülle an Korn und Wein und Oel,“ und hierauf die linke Spange mit den Worten zu Eſau: „Dein Segen wird ſein vom Fette der Erde und vom Thaue des Himmels von Oben her.“

Auch ſprach er Worte von den Schulterſpangen Aaron's, und ſodann: „Gib deine Füße in die Feſſeln der Weisheit und nimm ihr Halsband an deinen Hals, neige deine Schultern und trage ſie, und habe keinen Verdruß an ihren Banden, zuletzt werden dir ihre Feſſeln ein ſtarker Schirm und ihr Halsband ein Ehrenkleid ſein; denn in ihr iſt die Zierde des Lebens, und ihre Bänder ſind Bänder des Heiles, du wirſt ſie wie ein Ehrenkleid anlegen und wie einen Freudenkranz aufſetzen.“ Hierauf ſprach er den neunzigſten Pſalm und ſegnete bei den Worten: „Er wird dich mit ſeinen Schultern überſchatten und deine Zuverſicht wird unter ſeinen Flügeln ſein.“ — Sodann ſprach er noch: „Da du geboren wurdeſt, ſang man: Uns iſt geboren ein Kindelein, ſein Reich iſt auf den Schultern ſein.“

Da machte er mir ein Kreuz auf die beiden Schultern, wobei

er ſprach: „Trage dein Kreuz und folge nach, trage deinen Nächſten, wie Gott dich trägt, trage Niemand Etwas nach, trage nicht auf beiden Schultern, nimm fremde Bürde nicht auf die leichte Achſel, zucke die Achſel nicht gegen die Hilfeſuchenden, wandle in goldener Mitte und wähle das Rechte am Scheidewege, deine Linke wiſſe nie, was deine Rechte gibt, dein Reich ſei Gnade auf deinen Schultern u. ſ. w.“

Dann ſegnete er auch die drei Schweſtern und alle meine Geſpielinnen und die Kinder. Da er mit dem Weihbrunn gegen den Johannisengel trat, drang deſſen Mutter durch die Menge heran, kniete hinter dem Knaben nieder, ſchloß ihn mit beiden Armen an ihre Bruſt, ſtreckte ihr Haupt über ſeinem Blumenkranz hervor, und ſo empfingen ſie den Segen zuſammen wie Thau des Himmels in Kranz und Locken. Es ſah dieſes gar rührend aus.

Jetzt erhoben wir uns Alle von den Knien, alle meine Freundinnen küßten das Kleinod auf meiner rechten Schulter, und ich umarmte ſie. Als ich nun auch die Mutter Immel's umarmt hatte, legte ſie mir ungeſtüm den Johannisengel ans Herz, aber ich gedachte Wolfbrand's, der im linken Arme ſeiner Mutter durch Liebkoſung verunſtaltet worden und nahm den Immel in den rechten Arm, und er küßte das Kleinod zur Rechten. Ich ſetzte ihn nun wieder in ſein Wägelein, das die Kinder herbeigeführt hatten, und Jacob von Guiſe ſprach nun zu den verſammelten Müttern: „Ihr lieben Mütter, bedenket bei dieſem Feſte; ſchon unter dem Herzen Eliſabeth's hüpfte Johannes dem Herrn entgegen, da dieſes Herz die Mutter des Herrn begrüßte; ſo ſollen alle Mutterherzen thun, um ihre Kinder dem Herrn entgegen zu bringen.

Frühe ſchon trennte Eliſabeth den kleinen Johannes von ihrem Herzen, und führte ihn nach Gottes Willen in die Wüſte, damit er, unberührt von Weichlichkeit, ſtark werde, damit er kein

Sclave werde durch zärtliche Liebkoſung, und kein Tyrann durch Schmeichelei und befriedigten Eigenwillen; — ſo ſollen alle Mutterherzen thun, ſobald ihre Kindlein wandeln können, ſollen ſie ſie führen auf die ernſten Wege der Zucht und Gottesfurcht; wir haben das Paradies der Luſt verloren und müſſen lernen, in die Wüſte der Buße zu wandeln. Wenn die Mutter ſich auch nicht wirklich von ihrem Kinde trennt, wird ſie ihm doch eine heilſame Wüſte bereiten, indem ſie gerecht und ſtreng ihm auch die Dornen und nicht allein die Roſen darbietet.

Johannes ſollte werden die Stimme des Rufenden, der den Weg und die Wahrheit verkünde, darum ward er von Eliſabeth in die Wüſte gebracht, auf daß ſeine Zunge von aller Sünde rein bleibe; — ſo treunt jede fromme Mutter ihr Kind von allen weichlichen, verführenden Eindrücken, und wacht über ſeine Sinne, daß ſie rein und würdig bleiben, der Wahrheit allein zu dienen. — O, bedenket ihr Mütter, nicht in den Armen der Mutter, nicht unter ihren Liebkoſungen, nicht in der Befriedigung ſeiner Gelüſte — nein, in der Wüſte der Zucht und des Gehorſams kam die Stimme des Herrn zu Johannes. — O, bedenket ihr Mütter, in der Wüſte ward Johannes vor dem Morde der unſchuldigen Kindlein bewahrt; ſo bewahret denn auch ihr in der Wüſte der ernſten Zucht eure unſchuldigen Kinder vor dem Morde der Welt und ihres Fürſten. — Das Herz eurer Kinder iſt in eure Hand gegeben, wie das biegſame Wachs in die Hand des Künſtlers, er kann gute Engel, er kann böſe Engel daraus bilden. — Wie oft, ihr Mütter, nennt ihr eure Kinder Engel, o bedenket, daß es Engel gibt, die nicht in der Wahrheit geblieben, Engel, die durch den Schmuck auf ihrem Herzen ſtolz geworden, die bei ihrer Schönheit die Weisheit verloren haben und geſtürzt worden ſind. Gott gebe euch die Gnade, eure Kinder, wie auch heute dieſen kleinen Johannisengel, in die Wüſte der Zucht zu begleiten!“

Hierauf wendete Jacob von Guiſe ſeine Rede zu den Kindern und ſprach: „Zum Gedächtniß, daß der Knabe Johannes von ſeinen Eltern früh in den Wald verborgen ward, wo er mit Kräutern und Blumen, mit Fiſchlein und Vöglein und allem Gethier ein unſchuldiges heiliges Leben führte, von Gottes Engel gehütet, von Gottes Gnade bethaut, ziehet ihr jetzt mit dem kleinen Johannisengel ſpielend in den wilden Wald und ſegnet und pflücket mit unſchuldigen Händen allerlei Heilkräuter, welche nun in der Sonnenwende in ihrer höchſten Kraft ſtehen. Alle Jahre kommen dieſe Kräuter wieder, kommt dieſes Feſt wieder, ſo ſei dann eure Andacht und Freude auch heute und alle Jahre in höchſter Kraft, und wenn ihr die Johanniskräutlein oder Blümlein findet, ſo zeigt ſie dem kleinen Immel, dem Johannisengel, daß er ſie breche und in den Korb lege, dabei ſoll er ſprechen:

„O lieber Gott im Himmel
Segne den kleinen Immel,
Segne um das Täuferlein
Das arme Johannisengelein;
Dein Segen komm auf ſeine Hand
Und auf das Kräutlein, das er fand,
Und führe den kleinen Immel
Unſchuldig einſt in den Himmel!“

Wenn ihr nun das Kraut Artemiſia, Johannisgürtel genannt, findet und kleine Gürtel daraus flechtet, ſollt ihr ſprechen:

„Um Sanct Johannes das Täuferlein,
Sein wohlgegürtet Vorläuferlein,
Segne mir Gott dies Gürtelein,
Daß, wen es gürtet, auf allen Wegen
Dir unermüdet laufe entgegen!“

Wenn ihr nun die heilſame Farrenkrautwurzel aus der Erde grabt und kleine Händchen daraus ſchnitzelt, die man Johannis-

händlein nennt, und dieſe anhängt in der frommen Hoffnung, Gott möge auf die Fürbitte Johannis, deſſen Hand auf das Lamm Gottes gezeigt und den Herrn getauft, uns an Leib und Seele vor Unglück bewahren, ſo ſprechet dabei:

„Der Täufer zeigt mit ſeiner Hand
Auf Gottes Lamm am Jordansſtrand,
Wir ſchnitzen Johannishändelein
Und tragen's an einem Bändelein,
Gott ſchütz' uns auf Wegen und Stegen
Und führ' uns dem Lamme entgegen!"

Ihr werdet auch das Heilkraut Johannisblut ſammeln; ſein rother Saft erinnert uns, wie der Täufer ſein Blut für das Lob der Wahrheit vergoß, auf daß wir Gott bitten, daß er uns vor der Verletzung des Leibes und der Seele, durch falſches Lob, neidiſchen Blick, Schmeichelei u. ſ. w. behüte; dabei ſprechet:

„Johannes, wie iſt dein Blut ſo roth,
Du ſtarbſt für Wahrheit den Martertod;
Und wo dein Blut gefloſſen iſt
Das Blutkräutlein entſproſſen iſt.
Um dich, der wahres Lob erhob,
Behüt' uns Gott vor falſchem Lob,
Vor böſem Blick, vor heimlichem Neid,
Wobei nicht Leib noch Seel' gedeiht."

Und wenn ihr gegen Abend die leuchtenden Johanniswürmlein fliegen ſehet, ſo gedenket an die Worte: „Und das Licht leuchtet in der Finſterniß, und ein Menſch von Gott geſandt, Johannes, gab Zeugniß von dem Lichte!" — Deßgleichen denket, wenn ihr dann am Abend um die Johannisfeuer tanzet und ſpringet. So thut, liebe Kinder und auch ihr Erwachſene, in Allem, dann werdet ihr auch im Wald und Feld in aller unſchuldigen Freude Gottes Lob und Ehre verkünden." — Nach dieſer

Ermahnung ſegnete der liebe fromme Greis nochmals alle Anweſende und kehrte in ſein Kloſter.

Hierauf zogen die Kinder mit dem Johannisengel in den Wald, die roſige Mutter Immel's zog mit hinein, und die Kinder nannten ſie heute die roſige Mutter Eliſabeth, und ſchmückten ſie dicht mit Roſen; denn ein Pilger hatte erzählt, nirgends gäbe es im heiligen Lande ſo viele Roſen, als im Thale St. Johann, wo der Täufer geboren iſt. Wir Alle gaben dem Zuge das Geleit, und meine Ordensgeſpielen gingen ganz mit, um die Aufſicht über die Kinder zu haben. Sie hatten einen Keſſel und Hirſe bei ſich, um den Kindern einen Brei zu kochen. Als dieſe dem Walde nahten, ſangen ſie mit dem Johannisengel folgendes Lied in Fragen und Antworten. Zuerſt zupften ſie ihn an ſeinem Lammsfell und fragten, was für ein Rock dies ſei, und ſangen dann von Zeit zu Zeit neue Fragen:

Kinder: Sag Engel Johannes, welch Röcklein iſt dies?
Immel: Dem himmliſchen Kaiſer ſein goldnes Vlies.
K.: Sag Engel Johannes, wo ſteht dann dein Haus?
J.: Es ſteht in dem wilden Walde da draus.
K.: Sag Engel Johannes, wovon iſt's gebaut?
J.: Von Eichen, von Buchen, von Gras und von Kraut.
K.: Iſt gut auch gedecket dein luſtiges Haus?
J.: All Frühling blüht neu drauf des Zimmermanns Straus.
K.: Wo haſt du, o Engel, dein Schlafkämmerlein?
J.: Nicht weit von Frau Echo im Felſengeſtein.
K.: Und wo iſt dein Tiſchlein, dein Stuhl, deine Bank?
J.: Das Alles, das iſt mir der Erdboden blank.
K.: Sag, was für Gerichte bereitet dein Koch?
J.: Wilden Honig, Heuſchrecken die ganze liebe Woch'.
K.: Johannes, o lad' uns zu Gaſte heut' ein!
J.: Von Herzen, wenn ihr in der Faſte wollt ſein.
K.: Und was wird beſonders uns heut' aufgetiſcht?
J.: Was man ſo an Hecken und Sträuchern erwiſcht.

K.: Sag, Engel Johannes, iſt klar auch dein Wein?
J.: Mond, Sonne und Sternlein, die ſpiegeln ſich drein.
K.: Wer ſind, o Johannes, deine Nachbarsleutlein?
J.: Die Hirſchlein, die Häslein, die Waldvögelein.
K.: Johannes, was ſoll unſer Gaſtgeſchenk ſein?
J.: Wer mit ißt, empfängt ein Johannisgürtlein.
K.: Geſchürzt und gegürtet, da läuft man viel Stund'.
J.: Und wird nimmer müde und läuft ſich nicht wund.
K.: Sag Engel, was ſoll unſer Abſchied dann ſein?
J.: Daß Jedem ich reich das Johannishändlein.
K.: Wohin zeigt dem Händlein ſein Fingerlein fein?
J.: Hin auf das Lamm Gottes, dem folget allein.
K.: Sag Engel, zum Schluſſe, giebt's auch einen Tanz?
J.: Um's Feuer, um's Feuer mit Kranz und mit Glanz.
K.: Beim Heimgang, wer wird ein Laternchen uns leih'n?
J.: Die Sternchen und tauſend Johanniswürmlein.

Als ſie ſo weit geſungen hatten, kamen ſie zwiſchen viele Roſenhecken und Johannisbeerſtauden und begannen luſtig durcheinander zu ſchreien:

„Feuerrothe Röſelein,
Aus der Erde ſpringt der Wein,
Aus dem Blute dringt der Schein,
Schwingt das rothe Fähnelein!"

Da fingen ſie an die Beeren zu eſſen und den Johannisengel und ſeine roſige Mutter mit den Röſelein zu bekränzen. — Hier verließ ich den Zug mit den drei Lilienfräulein. Da wir an die Johanniskapelle zurückkamen, hatte Jacob von Guiſe ſo eben viele Wachskerzen geſegnet, er theilte ſie uns und vielen Anweſenden aus und führte uns in Prozeſſion, Gottesſegen erflehend, um die Felder. In der Nähe der Stadt trennte ich mich von der Schaar und begab mich mit meinen Mägden in das Schloß. In meinem Gemache fand ich eine große Freude. Da trat mir mein liebes Herzgeſpann mit dem ſchönſten Johannisengel entgegen.

Sie hatte ihr Kindlein, das liebſte Röschen, mit den ſchönſten Blumen umgeben, und legte mir dieſen lächelnden Johannisſtrauß in die Arme. Ich dankte ihr von Herzen und lehnte das liebe Kind mit heißem Wunſche, Gott möge es ſegnen, an meine rechte Schulter. Ich betete ſtill und gab es der Mutter wieder, die es aus den Blumen wickelte und auf mein Kiſſen legte.

Nun erzählte ich dem lieben Herzgeſpann die Heilung Klareta's und das Geheimniß der Kleinode, da lehnte ſie ihr Haupt unter Thränen auf meine rechte Schulter und ſprach mit großer Innigkeit: „Amey! wie wächſt mir der Frieden im Herzen. Sieh, ich habe immer geahnet, es müſſe etwas Heiliges an dir ſein, darum machte es mich auch ſo glücklich, als du mein Röschen zuerſt in den Garten trugſt. Du haſt es doch auf dem rechten Arme getragen?“ — „Ja,“ erwiederte ich: „Aber fällt dir Nichts ein, was du einmal zu mir geſagt, da wir zuſammen im Kloſter erzogen worden? Ich habe gleich daran gedacht, als Klareta mir heute das vergeſſene Geheimniß der Achſelſpangen wieder eröffnete.“ — „O, ich habe dich noch nie vor mir wandeln ſehen,“ erwiederte mein Herzgeſpann, „ohne daran zu denken. Es war, da ich zum erſten Mal in der Prozeſſion das Marienbildlein mit dir auf den Schultern trug; wir waren vier Jungfrauen, und ich wandelte hinter dir. Immer mußte ich deine Schultern anſchauen, immer erwartete ich, es ſollten Engelsflügel daraus hervorſproſſen. Weißt du noch, wie ich dich zu Haus umarmte und dir ſo ernſthaft ſagte: es ſei nicht ohne Bedeutung geweſen, daß in der Stunde deiner Geburt geſungen ward: „Uns iſt ein Kindlein geboren, ſein Reich iſt auf ſeinen Schultern;“ und daß dein Vater dich mit der Grafſchaft Vaduz beſchenkte, indem er die Kleinodien auf die Schultern deiner Mutter heftete? Sieh, damals ſchon, als Niemand mehr etwas von der Bedeutung dieſer Edelſteine wußte, ahnete ich eine wunderbare Macht in deinen Schultern, und wie oft haſt du mich fragen müſſen, warum ich

in meinen Betrübniſſen mein Haupt immer auf deine rechte Schulter lehne, da ich mich doch an deinem Herzen ausweinen könne? — Aber ich lehnte mein Haupt wieder hin und ſagte: „O, Amey, ich weiß es nicht — aber wenn mein Herz ſchwer iſt, lege ich meine Laſt auf deine Schulter, denn in ihr iſt deine Macht; — ſie kann mehr tragen als dein Herz! — Sieh, Amey, es war die Kraft jener Kleinode, die ich fühlte. Und ich bitte dich, bedenke den Wunſch der Lilienfräulein, ſtifte ihnen ein Kloſter Lilienthal, du haſt durch ſie deinen größten Schatz, der verſunken war, wieder gehoben. O, thue mir auch dieſe Liebe noch zu dem Vielen, was ich dir verdanke.“ — „Du mir?“ ſprach ich, „mir, welche in deinem Frieden, deiner Milde und Schonung immer allen Troſt gefunden hat.“ — „Amey,“ erwiederte ſie, „alle der Friede iſt von dir, iſt von Gottes Gnade, Gottes Kraft, welche in dem Edelſteine wohnet.“

Da umarmten wir uns, und ich verſprach ihr, wegen dem Kloſter Lilienthal mit frommen Männern zu Rathe zu gehen, ſo etwas müſſe reiflich überlegt ſein, und es müſſe doch auch erſt das Johannisfeſt vorüber und meine große Wäſche wieder in den Schränken ſein; in welchem beidem ſie mir vollkommen Recht gab.

Kaum hatte ſie mich mit ihrem Kindlein verlaſſen, ſo kam Jacob von Guiſe, den ich darum gebeten hatte, nach der Prozeſſion zu mir. Ich erzählte dieſem in geiſtlichen und weltlichen Dingen hochbewanderten Manne, der eine Chronik des Landes Hennegau bis zur Erſchaffung der Welt hinauf zu ſchreiben begonnen, Alles, was ich dieſe Nacht durch Klareta von dem Urſprung und der Kraft der Achſelbänder erfahren, und wie die Heilung Klareta's dieſe Kraft beſtätigt habe. Auch dankte ich ihm, daß er heute Morgen in der Kapelle den Segen der Kleinode erneuert, und fragte ihn, wie ich mich zu verhalten hätte, ſo die Kraft der Kleinode bekannt würde.

Jacob von Guiſe hörte Alles ruhig und ohne beſonderes Staunen an, dann und wann lächelte er, freundlichen Beifall gebend, oder richtete die Augen gegen Himmel. Er ſprach: „Alles dieſes befremdet mich nicht, wir wollen Gottes Gnade darin bewundern und treu bewahren; wir wollen danken, daß keine Sünde darin iſt, und bitten, daß wir nicht verſucht werden. Unſer Zuſammenhang mit dem erſten Menſchenpaar iſt uns ſo nah und gewiß, als Sünde, Tod und Erlöſung; wie ſollen wir groß ſtaunen, die Spangen Rebekka's, den Stein Jacob's, den Ring Salomonis mit Vaduz und Hennegau in Berührung zu ſehen? Habe ich doch in meiner Chronik die nahe Verwandtſchaft des Volkes Gottes mit dem Lande Hennegau augenſcheinlich bewieſen. Fände aber ſolche Verwandtſchaft nicht überall Statt, wie wäre dann die Geſchichte jenes Volkes eine heilige Geſchichte, und was ginge ſie uns an.

Daß die Kraft der Kleinode bekannt werde, iſt weder zu ſuchen, noch zu verhindern. Gott hatte ſie verborgen, Gott hat ſie wieder zu Tage gelegt, wir wollen einen heiligen Gebrauch davon machen wie von uns ſelbſt. Bei der Geburt des armen Kindes von Hennegau ward geſungen: „Sein Reich ruht auf ſeinen Schultern.“ Wie ſoll es nun dieſes Reich recht regieren als nach dem Geſetze: „Nimm dein Kreuz auf dich und folge mir nach!“ Erwäge und befolge, was ich dir heute Morgen in des Täufers Kapelle geſagt, da ich dich und die Kleinode ſegnete, und du wirſt ſie würdig auf deinen Schultern tragen.

Nun will ich dir auch die alten Sagen vom Urſprunge der Achſelbänder Rebekka's mittheilen, welche der Mönch von Kloſter Bänderen der Klareta mitgegeben, und dieſe mir überreicht hat. Ich habe noch Einiges dazu geſchrieben, was ich auf eine ſo merkwürdige Weiſe vernommen habe, daß es mir nicht ganz verwerflich ſchien. — Am Tage St. Servatii ging ich von des Täufers Kapelle tiefer in den Wald zu meiner Einſiedelei, um

ruhiger die Schrift über die Kleinode zu leſen, die mir Klareta gegeben. Als ich ſtill wandelnd hin und wieder am Wege einige Kräuter brach, begegnete mir mit flüchtigem Schritt ein ſehr alter, fremdartig gekleideter Mann von jüdiſchem Ausſehen. Da ich nun ſehr gern mit ſolchen Leuten ſpreche, welche Vieles erlebt, das ich in meine Chronik gebrauchen kann, lud ich ihn nach freundlichem Gruß ein, ein wenig bei mir in der kleinen Einſiedelei zu ruhen, in deren Nähe wir angelangt waren. Als ich vom Ruhen ſprach, zitterte er, blickte mich an, Thränen floſſen von ſeinen Augen, ſein Schritt ward noch eilender und er ſprach, indem ich neben ihm her lief: „Ich ſuche Ruhe, aber ich werde ſie erſt finden, wenn Alle ruhen, ich bin Carthophylax, der ewige Jude, Ananias hat mich getauft, als Chriſt heiße ich Joſeph, aber ich darf nicht ruhen bis ans Ende der Tage, und doch muß ich immer dahin ſtreben, wo ich Ruhe finden könnte, und komme ich dem Orte nah, ſo verdoppelt ſich meine Flucht.“

Ich fragte ihn, ob er dann hier zu Laude Ruhe finden könne, weil er ſeine Schritte ſo beſchleunige, da erwiederte er: „Der Fels von Edelſtein, an dem ich ruhen könnte, iſt zerſplittert über die ganze Erde; der Stein Sakrath, auf dem ich ruhen könnte wie Jacob, iſt zerſprungen in drei Theile, ich habe ihn geſucht in Bethel, im Tempel und in St. Eduard's Stuhl in England, und mußte überall fliehen. Von England komme ich und könnte nun hier ruhen an der Schulterſpange Rebekka's, welche allen Menſchen Friede giebt, aber ich muß fliehen, denn ich habe dem, deſſen Reich auf ſeinen Schultern war, keine Ruhe gegönnt.“ Kaum hatte er die Schulterbänder der Rebekka erwähnt, als ich ihn beſchwor, mir zu erzählen, was er davon wiſſe; und er theilte mir mancherlei davon mit, auch wie ſie durch den hebräiſchen Märtyrer an Kaiſer Curio gekommen und noch bei den Lehnsträgern von Badutz ſeien. Was er aber Alles aus jüdiſcher und morgenländiſcher Völker Geheimlehre davon

erfahren, ſchrieb ich mit der Schrift des Mönchs aus Bänderen zuſammen und werde dir es überreichen, daß du es deinen Tagebüchern beifügeſt.

Da mich dieſer entſetzliche Mann nun zu großem Mitleide bewegte, ſagte ich zu ihm: „Joſeph, komme mit mir, die Trägerin der Achſelbänder Rebekka's iſt milde, ſie wird deinem Haupte gern vergönnen ein wenig zu ruhen!“ Er aber erwiederte mit erſchreckendem Ernſt: „Ich werde nicht ruhen, als bis alle zerſtreuten Edelſteine wieder geſammelt ſind um den verworfenen Eckſtein des Tempels, den auch ich von mir geſtoßen!“ Nach dieſen Worten brach er in Wehklage aus und wollte durch die Büſche hinweg eilen, aber ich faßte ihn am Mantel mit den Worten: „Erſt ſage mir von allem Mitgetheilten, was iſt Wahrheit?“

Ihn aber durchzuckte dieſe Frage mit ſchrecklicher Erinnerung, er zitterte, blickte mich an und erwiederte: „Wie du frageſt, ſo fragte Pilatus den, der geſprochen: „Ich bin in die Welt gekommen, der Wahrheit zum Zeugniß, wer aus der Wahrheit iſt, der höret meine Stimme.“ — Weh mir! ich war nicht aus der Wahrheit, aber ich hörte doch ihre Stimme, ſie ſprach zu mir, der ſie fortſtieß auf den Leidensweg: „Ich gehe, und du ſollſt gehen, bis ich komme.“ — Das geſchah nach der Frage, was iſt die Wahrheit? und ſo irre ich der Wahrheit zum Zeugniß über die Erde bis zum Tage, da ſie wiederkehrt.“ — Nach dieſen Worten riß er ſich von mir los und floh ſo eilend durch die Büſche hinweg, daß ich ein Kreuz hinter ihm ſchlug. Möge ihn der Segen erreichen!“

Weiter ſprach Jacob von Guiſe zu mir: Ich möge keine Sorge wegen den Kleinodien haben, es könne ſich ja gar leicht bald etwas mit mir ändern; ich ſoll nur ſtreben, mich der Wirkung der linken Seite zu entziehen und der rechten hinzugeben; ich möge bedenken, daß mir geſagt ſei: der Siegelring

Salomonis werde einſt mit dieſen Spangen zuſammen kommen, und dann komme Alles darauf an, das Rechte zu wünſchen. Das Kloſter Lilienthal ſolle ich aus Dankbarkeit gegen Gott den armen Fräulein ſtiften; eine ſtete Fürbitte ſei mir bei ſolchem Berufe ſehr zu wünſchen. — Ich verſprach ihm, nach ſeinem Rathe zu thun, kniete nieder, empfing ſeinen Segen, und er verließ mich, nachdem er mir die Schrift über den Urſprung der Kleinodien überreicht hatte, die ich hier meinem Tagebuche beifüge.

Von den Lehnskleinodien von Vaduz. — Ich, Jacob von Guiſe, habe folgende Sagen, Meinungen, Geheimniſſe und Ueberlieferungen von den Schulterſpangen der Rebekka, dem Steine Jacob's bei Bethel, dem Siegelringe Salomonis, dem Steine Sakrath u. ſ. w. für meine Landesherrin, Gräfin Amey von Hennegau, Lehnshuldin von Vaduz, zuſammengeſchrieben aus einer Schrift, welche mir Klareta zur Lilien, ein Fräulein aus Vaduz, mitgetheilt, und aus dem, was mir Carthophylax, der da iſt der ewige Jude, am St. Servatiustag im Wald erzählt. Als ich dieſen Carthophylax gefragt: „Was hievon iſt Wahrheit?“ antwortete er: „Nur der ſei die Wahrheit, den Pilatus gefragt, was iſt Wahrheit?“ Daſſelbe erwiedere auch ich, Jacob von Guiſe, Jedem, der mich fraget, was an dieſen Erzählungen Wahrheit ſei.

Wahr iſt, daß ich ſie vernommen habe als Reden der auf der Erde ſpielenden Menſchenkinder ſeit Jahrtauſenden. Ob ſie dieſelben für wahr gehalten, weiß ich eben ſo wenig, als ob ſie wahr ſind. Die Geſchichte der Kinder Gottes ſind dieſe Erzählungen nicht. Da aber die Kinder Gottes nach den Töchtern der Menſchen geſehen hatten, wie ſie ſchön waren, erzählten ſie ſich Menſchenkindermährchen, die waren kriſtalliſirt in Formen der Wahrheit, und waren doch nicht die Wahrheit, und rollten von Mund zu Mund im Strome der Rede zu uns nieder, bis

ſie rund und bunt waren gleich Kieſelſteinlein, mit denen auch wir ſpielen. Einige dieſer bunten Steinlein aber habe ich hier geſammelt zum Spiele für das arme Kind von Hennegau, meine gnädige Herrin, auf deren Schultern die Lehnskleinode von Badutz ruhen.

Aus den ſieben Schichten der jungfräulichen Erde ließ der Herr ſich den edelſten Staub durch den Engel reichen und bildete den erſten Menſchen daraus, und da er ihm eine lebendige Seele eingeblaſen, ward der Reſt jenes Staubes ein Fels der köſtlichſten Edelſteine, worin alle Art und Kraft und alles Geheimniß jener zwölf Edelſteine vereinigt war, die in ſpäteren Zeiten auf dem Bruſtſchild und den Schulterſpangen Aaron's ſchimmerten. Dieſer Fels ward mit Adam in das Paradies verſetzet, und er wohnte bei ihm. Er war ſein Altar, und von ihm aus ſprach der Herr mit ihm. Als unſere erſten Eltern nach der Sünde aus dem Paradies auf die Erde geſtoßen wurden, ward auch der Edelſteinfelſen hinabgeworfen; er zertrümmerte und ward in vielen Theilen über die Erde zerſtreut.

Als die Menſchen nun Kleider empfingen, ſich zu bedecken, ward das Kleid Eva's mit Spangen von Einhorn, worin Körnlein dieſes Edelſteins, auf den Schultern geſchürzt. Wie nun jetzt im Herzen des Menſchen Gutes und Böſes, Rechtes und Linkes war, ſo war auch ein Widerſpruch in die Trümmer dieſes Felſens gekommen. Alle Stücke der linken Seite wirkten irdiſch und leiblich, alle Trümmer der rechten Seite aber himmliſch und geiſtlich. — Wo die Menſchen Altäre bauten, fügten ſie Bruchſtücke dieſes Felſens hinein. Abel's Altar enthielt Trümmer der rechten, Kain's der linken Seite.

Die Töchter der Menſchen ſuchten funkelnde Körnlein der linken Seite des Felſens, die ſchöner ſchimmerten, und ſchmückten ihre Schultern damit, wodurch ſie böſen Zauber übten. — Ein großes Bruchſtück des Felſens, das auf die Erde fiel, hieß

Sakrath und war das Fundament des wunderbaren Berges Kaf, der die ganze Erde umfaßt. Wer ein kleines Körnlein dieſes Steines Sakrath beſitzt, kann große Wunder thun. Als Noah in die Arche ging, trug ſein Weib die Achſelſpangen Eva's auf den Schultern. Nach der Sündfluth waren die Trümmer jenes Felſens noch weiter zerſtreut, und der Fundamentſtein des Berges Kaf, der Stein Sakrath, war herausgewälzt und lag im Lande Kanaan. — Abraham wußte, daß die linke Schulterſpange Eva's in Laban's Familie in Meſopotamien war. Er ſelbſt beſaß nur die rechte Spange, und er ſendete ſeinen Knecht Elieſer dahin, die Beſitzerin dieſes Kleinodes für Iſaak zum Weibe zu holen. Als nun dieſer dort zum Brunnen kam, und Rebekka den Krug von der Schulter nahm, um ihm zu trinken zu geben, ſah er, daß ſie die Spange auf der Schulter trug, und erkannte daraus, daß ſie die Frau Iſaak's werden ſolle; denn die Trümmer des Edelſteinfelſens waren heilige Zeichen, wo ſie ſich fanden, und die Altväter ſuchten ſie überall auf, und brachten ſie zuſammen, wie ſie nur konnten, weil ſie eine Prophezeihung hatten, wenn der ganze, bei Adam's Fall zertrümmerte und über die Erde zerſtreute Edelſteinfelſen wieder beiſammen ſei, werde ein Tempel daraus gebaut werden, und in dieſem ſich die Verheißung erfüllen.

Unter den Geſchmeiden und Armbändern, welche der Knecht Abraham's der Rebekka als Brautgeſchenk am Brunnen anlegte, war auch das rechte Achſelband, und da nun die beiden Edelſteine auf ihren Schultern ruhten, war eine große Anmuth, ein ſchönes Ebenmaaß leiblicher und geiſtlicher, zeitlicher und ewiger Kraft in ihr. Als ſpäter Rebekka dem Jacob den Segen Iſaak's vor Eſau verſchaffen wollte, befeſtigte ſie ihm das Kleid von rauhen Fellen mit dieſen Spangen auf die Schultern, und da der Erſtgeborene dieſe Kleinode tragen ſollte, hielt ihn der blinde Iſaak für Eſau. Dieſer faßte Haß gegen Jacob und raubte

ihm die linke Spange, ſein Haß ward durch leibliches, irdiſches Gedeihen viel ungeſtümer und gewaltiger.

Als Jacob nach Meſopotamien zog, um ſich bei Laban, dem Bruder ſeiner Mutter, vor der Verfolgung Eſau's zu retten, kam er an die Stelle Lus in Kanaan, wo der Stein Sakrath lag. Und da er ſein Haupt darauf legte und ſchlief, ſah er eine Leiter von der Erde bis zum Himmel; die Engel ſtiegen auf ihr auf und nieder, und von Oben gab ihm Gott die Verheißung. Da richtete er den Stein Sakrath auf und ſalbte ihn mit Oel zu einem Altar, und er nannte den Ort Bethel. — Als Jacob mit Weib und Kind aus Meſopotamien zurückkehrte und ſich mit Eſau zu Mahanaim verſöhnte, gab ihm dieſer die linke Achſelſpange zurück, und Jacob wandelte wieder ruhig zwiſchen Beiden.

Von Jacob kamen nun dieſe Kleinode von Geſchlecht zu Geſchlecht bis zu dem hebräiſchen Manne, der ſie nach der Zerſtörung Jeruſalems nach Rom brachte und vor ſeinem Martertode dem guten Kaiſer Curio ſchenkte, von dem ſie auf die Lehnshulden von Vaduz gekommen ſind. — Der Stein Sakrath, auf welchem Jacob die Himmelsleiter geſehen, hieß fortan Bethel und war lange Zeit ein Ort der Anbetung, und es geſchah viel Gnade dort. — Ueberall, wo man Bruchſtücke des zertrümmerten Edelſteinfelſens aus dem Paradieſe fand, richteten die Menſchen ſie auf, ſalbten ſie zu Altären, und nannten ſie Bethel, und Viele, welche nur Bruchſtücke von der linken Seite des Felſens fanden und denen die Kenntniß der rechten nicht von Vater auf Sohn überliefert war, trieben Abgötterei bei denſelben.

Der weiſe König Salomo hatte einen Ring aus einem Edelſteine dieſes Felſens, mit deſſen Drehen am Finger er alle ſeine Wünſche erfüllen konnte. Es iſt auch eine alte Sage, dieſer Ring und die Achſelſpangen Rebekka's würden einſt in den Händen eines Dieners des Meſſias zuſammenkommen. Als der Tempel vollendet war, wollte Salomon den Stein Sakrath in deſſen Mitte

legen; aber seine Hände waren nicht mehr rein von Sünde und Abgötterei, und da er den Stein Sakrath berührte, zerbrach dieser in drei Stücke. Das eine Stück kam in den Tempel, wo es noch ruhet, das andere blieb zu Bethel, das dritte aber schenkte Salomo dem Könige Hiram von Tyrus, der ihm den Tempel zu bauen geholfen. Das Stück, welches zu Bethel geblieben, ward nach Salomo's Tod, da sich das Reich gespalten, von dem König Jerobeam von Israel durch Götzendienst entweiht; er ließ das Volk das goldene Kalb dort anbeten. Das dritte Stück, welches mit Hiram nach Phönizien gekommen, wurde von den Phöniziern, die eine Colonie im Lande Calläzien in Hispanien hatten, wohin sie vielen Handel trieben, dorthin in eine Stadt Brigantium gebracht, und dort von ihren kunstreichen Meistern in den Thronstuhl des schottischen Königes Gothol angebracht, der hier darauf sitzend regierte.

Nachher ward dieser Stein Jacob's ungefähr 700 Jahre vor Christi Geburt durch den König Simon Breach nach Irland übertragen, und später 330 Jahre vor Christi Geburt durch den König Fergus nach Schottland. Endlich im Jahre Christi 650 ließ der Schottenkönig Kenneth den heiligen Stein in die Abtei zu Scone in der Herrschaft Perth bringen und in den Sitz eines künstlich gemalten Krönungsstuhles von hartem Holz einschließen. In unseren Tagen aber, vor 21 Jahren, im Jahre 1296, als Eduard I., König von England, den Schottenkönig Johannes Baillot besiegte, hat er den Stuhl nach London der St. Eduard's Kapelle in der Westminster-Abtei gewidmet, wo er als Krönungsstuhl der englischen Könige bewahrt wird, und sind diesem Stuhle Pfleger bestellt, welches Amt bei den Grafen Gothol aus dem Geschlechte der alten Schottenkönige ist. — Hier endet, was ich von den Kleinoden von Badutz durch die Chronik von Bänderen und den Carthophylax erfahren. —

Abend des Johannistag. — Ich zog mit den Ordens-

geſpielen hinaus zur Bleiche; jede führte eine Schaar Kinder, welche alle Reiſer- oder Schilfbündlein trugen, jeder Schaar ward ein Blumenkranz vorgetragen. — Während ich bei den drei Fräulein in meinem Zelte war, das ſie mir ganz mit Blumenkränzen bedeckt hatten, legten meine Geſpielen die Reiſer- und Schilfbündel zu den Johannisfeuern zuſammen. Das erſte, mir zu Ehren, ordneten ſie vor Johannis Kapelle, welche am höchſten liegt. Jeder der acht Schaaren opferte ihre beſten Reiſer dazu, und Klareta hatte den ſchönen Blumenkranz geflochten, der darüber zwiſchen zwei Birkenſtämmchen aufgehängt ward. Dann baute jede Schaar der Anhöhe entlang ihren Schilfhaufen auf und hängte ihren Blumenkranz darüber, ſo daß am Waldrand um die Bleiche her neun Haufen errichtet waren.

Alle Jungfrauen und Jünglinge der Stadt zogen in ihrem ſchönſten Putz in Chören ſingend heran. Aus dem Walde kam nun auch die Kinderſchaar mit dem Johannisengel ſingend zur Kapelle gezogen. Die Sonne ſank, noch brannte kein Licht, außer die Lampe in der Kapelle. Der Johannisengel ward wieder wie am Morgen in den Blumenkranz mit ſeinem Lamme geſetzt, und ſeine roſigte Mutter Eliſabeth kniete hinter ihm. Es ſah gar lieblich aus, Alles war ſtill und dunkel umher, nur Immel und ſeine Mutter ſchimmerten, denn Beiden hatte man ſo viele leuchtende Johanniswürmchen in ihre Blumenkronen befeſtigt, als man nur finden konnte.

Jacob von Guiſe ſprach noch eine kleine Ermahnung über das heutige Feſt und den Gebrauch dieſer Feuer. Er ſprach: „Bei dieſen Feuern ſollet ihr gedenken, daß Johannes nicht das Licht war, das in die Finſterniß leuchtete, ſondern daß er Zeugniß davon gab, damit alle Menſchen an das Licht glaubten; — ihr ſollet denken bei dieſen Feuern, daß Johannes geſprochen: „Ich taufe euch mit Waſſer zur Buße, der aber nach mir kommt, wird euch mit dem heiligen Geiſt und mit Feuer taufen!“ Und wenn

ihr durch das Feuer ſpringet, ſollet ihr gedenken, daß wir Alle durch das Feuer der Läuterung gehen müſſen. — Wohlan, ſo erwäget die Worte der ewigen Wahrheit: „Johannes war eine brennende Leuchte, ihr aber wollet eine kleine Weile in ſeinem Lichte fröhlich ſein!“

Nach dieſen Worten ſegnete Jacob von Guiſe eine Kerze, zündete ſie an der Lampe an und überreichte ſie der Mutter des Johannisengels. Dieſe gab ſie dem Knaben hin und führte ihn zu den Reiſern, die er mit der Fackel entzündete. Hoch auf praſſelte die Gluth, wir ringten und reihten umher und ſangen:

„Feuerrothe Röſelein,
Aus der Erde ſpringt der Wein,
Aus dem Blute dringt der Schein,
Roth ſchwing ich mein Fähnelein!“

O, die ſchimmernden fröhlichen Kinder und Jungfrauen in ihrem Schmuck und der Blumenkranz über ihnen von der Flamme unter dem Sternhimmel beleuchtet! — Die roſigte Mutter mußte den Johannisengel feſt auf den Arm nehmen, er zappelte mit Händen und Füßen und wollte mit aller Gewalt durch das Feuer ſpringen. Wer kann ſagen, wie hinreißend ihr blühendes Antlitz neben dem freudigen Engelskopf Immel's im Lichte des Feuers glühte. Es war, als ringe eine Roſe mit einem Schmetterlinge, der ſie fortreißen will in die Gluth. — Da eilte ſie fort mit ihm zu dem zweiten Feuer, daß er es entzünde, dann zum dritten und bis zum neunten, wo ſchon ſein Wägelein harrte, in dem man ihn müde und entſchlummernd in die Stadt zurückführte.

Wie aber erging es mir? — Von allen vier Winden her lockten die Schallmeien der Hirten und der Geſang: „Feuerrothe Röſelein,“ wo ich hinblickte, loderte ein Feuer auf, überall war ich hingeriſſen; es war, als ſei ich ein ausgerüſtetes Schiff mit allen Segeln dem Winde Preis gegeben, alle ernſten Erfahrungen der letzten Tage lagen zwar wie ein ſchwerer Ballaſt in mir,

und wie kräftige Anker waren ſie ausgeworfen nach allen Seiten, — aber die Taue waren zu ſchwach oder zu kurz, ſie reichten nicht zum feſten Ankergrunde. Die Töne und Chöre hoben und wiegten mich mit ſtets höher ſchwellenden Wogen, die rings um bis zum fernſten Hintergrunde ſich mehrenden Feuer, von hüpfenden Schatten umkreiſt, lockten mich, alle Winde füllten meine Segel und riſſen mich dem ſchimmernden Ziel entgegen.

Ja, ich armes Kind von Hennegau war gleich einem Schmetterlinge, dem das Feuer als ein offenes Thor, zu dem Garten aller leuchtenden Luſt aus der traurigen Nacht führend, erſcheint, und der ſich hineinſtürzt. Oeffentlich ſchäme ich mich darüber, und ganz heimlich freue ich mich, daß es Alle geſehen haben, wie mich die allgemeine Freude überwältigte, wie der Sturm einen Vogel fortreißt. „Feuerrothe Röſelein“ lockten alle Chöre und antwortete meine Seele. — Mir blieb die Zeit nicht, zu fragen: „Was ſagt das fromme Hühnlein dazu, oder was macht das Büblein?“ — Auf die Frage aber: Was that das arme Kind von Hennegau? antworte ich: Es kreuzte die Hände ehrerbietig auf die Schulterbänder, als bitte es um deren Schutz; es rief: „Feuerrothe Röſelein!“ und ſprang freudig die Erſte durch das Feuer, und riß, wie üblich, im Sprung eins der Röslein ab, welche an rothen Wollfäden von dem großen grünen Kranz über jedem der Feuer niederhingen. Drüben flog ich einer Jungfrau in die Arme, ich wußte nicht welcher, ſo ſchnell riß ich mich los und ſprang durch das zweite Feuer. Und wieder fingen mich ſchützende Arme auf, und wieder entriß ich mich ihnen und ſprang über das dritte, vierte, fünfte, ſechste, ſiebente und achte Feuer, und an jedem riß ich ein Röslein vom Kranz, und alle Anderen ſprangen mir nach.

Hier aber ruhte ich wieder an einem ſorgenden Herzen. Es war Klareta, die mir immer vorgeeilt war und mich aufgefangen hatte. Jetzt aber ließ ſie mich nicht ſo ſchnell entwiſchen.

Sie trocknete mir den Schweiß von der Stirne, hüllte mich in ihren Mantel und sprach: „Amey, komme zu Athem, welcher Eifer ergriff dich? O lasse es gut sein! Sieh, dort ist das neunte Feuer, und alle deine Jungfrauen sind zurückgekehrt; denn es ist ein allgemein bekannter Aberglaube unter dem Volke, ein Mägdlein, das über neun Johannisfeuer springe, werde in diesem Jahre noch heirathen.“

Ich dankte Klareta herzlich, daß sie mich zurückgehalten, denn sonst wäre ich schon über diesem neunten Feuer drüben gewesen, und was hätten dann die Leute von mir gedacht? Denn keine Jungfrau, welche über die acht früheren Feuer gesprungen, sprang über dieses, um nicht der lärmenden Neckerei ausgesetzt zu sein. Mich verdroß der Aberglaube, ich war so schön im Zuge, ich wäre gern nochmals gesprungen. Ich sprach zu Klareta: „Komm führe mich in mein Bleichzelt, sonst stehe ich dir für Nichts gut, denn mir ist, als stecke mir noch ein Sprung in den Füßen.“ Wir mußten aber, um dem neunten Feuer auszuweichen, das am Ende eines Hohlweges brannte, eine Strecke zurückgehen. Sieh, da kam uns Gluth und Jauchzen entgegen; in schnellem Laufe trieben die jüngeren Burschе ein mit Stroh und Reisern umwickeltes, großes, brennendes Rad in den Hohlweg auf das Feuer los; vor dem Rade her floh eine Schaar von muthwilligen Mägdlein, welche sie neckend gegen das neunte Feuer hintreiben wollten. Es war kein Ausweg für mich zwischen dem Rad und dem Feuer. Klareta warf sich in einen Busch, mich trieb die Schaar der Mägdlein vor sich her. Ich war früher am Ziel und im schnellen Sprunge über die Flamme hinaus, und hatte nun auch das neunte Röslein erobert und in meinem geschürzten Vortuche bewahrt.

Man erkannte mich nicht in Klareta's Mantel. Ich eilte aus dem Getümmel und traf bald mit meinen Gespielen zusammen, welche singend mit ihren Kinderschaaren zur Stadt zurück-

zogen und mich an meinem Schlafzelt auf der Bleiche verließen. — Die Schweſtern Klareta's, welche auf der Bleiche wachend zurückgeblieben waren, boten mir vor meinem Zelte gute Nacht, küßten mir die Hände und verließen mich.

In dem Zelte fand ich Klareta. Sie ſaß dicht neben dem Eingang an der Erde. Ich ſah ſie, wendete mich aber nicht zu ihr. Von Thau benetzt, legte ich Klareta's Mantel ab und andere Schuhe an und ſtand einige Augenblicke ſtumm vor dem kleinen Tiſch, auf welchem meine Leuchte vor einem ſchönen Johannisblumentopf brannte und eine Schüſſel mit Brod und Früchten aufgetragen war. Klareta hatte für Alles geſorgt. Wie ich ſo ſtand, umfaßte ſie meine Füße und ſagte: „Gott ſei Dank, daß du da biſt ohne Unfall!" Nun nahm ſie die neun Röslein aus meiner Schürze und legte ſie auf einen Teller. „Sie ſind geſegnet," ſprach ſie, „die Mägdlein und Frauen tragen ſie an den rothen Wollfäden am Halſe, das deutet auf das Blut Johannis bei ſeiner Enthauptung. Sie tragen ſie in frommer Hoffnung, Gott möge ſie durch die Fürbitte des heiligen Täufers vor dem Veitstanz und allen Nervenübeln bewahren."

Ich ſchenkte die neun Röslein der Klareta, weil ich, Gott ſei Dank, nie eine Spur ſolcher Krankheiten gehabt; ſie dankte herzlich. Ich war gar einſilbig, ich war ermüdet und trotz meiner heftigen Theilnahme an der Johannisluſt innerlich ſchwer und traurig. Noch immer bewegte mein Herz der Feſtjubel durch Muſik, Geſang, Jauchzen und Feuer, die in mein Zelt hereinklangen und ſchimmerten, und doch trauerte ich und konnte nicht deutlich ſagen: um was. — Es iſt ein Hang nach Unabhängigkeit in mir, der mich verſchließt, wenn er gefeſſelt iſt. — Es war ſo viel Außerordentliches über mich gekommen, daß ich alle Aeußerung unterdrückte, aus Furcht irgend Jemandem eine Gewalt über meine Seele zuzugeſtehen.

„Soll ich das Nachtgebet mit dir beten?" fragte Klareta.

— „Ich will allein beten," antwortete ich und ſtand auf; da verließ ſie das Zelt. Ich betete vor meinem Lager kniend und ſie draus unter dem Sternhimmel. Als ſie durch meine Bewegung vernahm, daß ich geendet, fragte ſie um die Erlaubniß, zu mir zu kommen. Ich geſtattete es. Sie brachte ein Gefäß mit lauwarmem Waſſer und ſetzte es zu meinen Füßen vor mein Lager, auf dem ich ſaß. Stillſchweigend ließ ich mir die Haare von ihr flechten, ich war in einem dumpfen Hinbrüten, das nur dann und wann das ferne Singen: „Feuerrothe Röſelein!" unterbrach. Klareta wuſch mir die Füße; ich bedurfte es, ſie hatte es gefühlt, ich nicht begehrt. Als ſie aber ihre langen Haare auflöſte, um mir die Füße damit zu trocknen, weigerte ich mich des Dienſtes. Sie aber flehte: „O, laſſe es geſchehen, dieſe Haare haben mir bis jetzt nur zur Eitelkeit gedient, o, laſſe mich einen Dienſt der dankbaren Liebe mit ihnen verrichten, damit ſie doch ein Verdienſt haben, wenn ſie mir nun bald abgeſchnitten werden!" — Ich fügte mich ihrem Willen, aber ich war doch hart gegen ſie, indem ich ihre Hoffnung zum Kloſter gar nicht zu kennen ſchien und zu ihr ſprach: „Du wirſt doch deine ſchönen Haare nicht abſchneiden laſſen?" — Das that ihr weh, ich fühlte ihre Thränen auf meine Füße rinnen. Da ſprach ich: „Ich muß mir ſelbſt helfen, ſonſt erneuſt du das Fußbad." Da faßte ich ihre Haare und trocknete meine Füße. — Ich weiß nicht welches Gefühl mich erſchütterte, als ich ihre Haare faßte. Ich hatte ſie unausſprechlich lieb: — das heißt, ich hätte dieſe Neigung getödtet, wenn ich ſie ausgeſprochen. — „Gieße das Waſſer hinaus," ſprach ich, „damit die Gräslein und die Gänſeblümchen auch etwas von dem Feſte haben; es war ſo heiß heute, ſie fänftigen ja alle unſre Schritte mit ſolcher Liebe. Wir nehmen es an, als verdienten wir es, und treten ſie mit Füßen, als verdienten ſie das; ſo muß man nicht ſein."

Da ich nun hörte, daß ſie das Waſſer ausgoß, ſprach ich

vernehmlich: „Ach, wie das erquicket! Klareta, gib mir auch zu trinken.“ — Sie reichte mir ein Glas frisches Wasser, und hielt mir es erst durch eine Oeffnung des Zeltes gegen den Sternhimmel, damit ich seine Klarheit sehe. — „Das ist klar wie Klareta,“ sagte ich, und trank und gab ihr den Rest, und hatte das Gefühl, gar liebreich gewesen zu sein, schämte mich auch gar nicht, sondern lächelte, wie sehr ich die Tugend gegen die Gänseblümchen empfahl, die ich gegen Klareta vernachlässigte.

Ich streckte mich dann zum Schlafen aus, und da Klareta sich schweigend zu meinen Füßen legte, merkte ich es wohl, that aber nicht dergleichen. Ich träumte denselben Traum wie gestern, nur durch die vielen Eindrücke des Abends und mein Wissen von der Bedeutung der Kleinodien noch lebhafter und banger. Auch Klareta träumte dasselbe zugleich und weckte mich abermals mit ängstlicher Theilnahme. Wie gestern erzählte sie mir weit mehr aus meinem Traume, als ich ihr mitgetheilt hatte. Zum Beispiel sagte sie mir heute: „Die Löwen wollten dich hinausführen auf die Heide, auf das Moos, da solltest du die Kibitze hüten, aber des Hahnen Schrei hat die Löwen verscheucht und Verena ist mit dem frommen Hühnlein gekommen; denn nicht die Kibitzen sollst du hüten in der Wüste; nein, einen ganzen Hof schöner bunter Hühnchen, — nein, viele liebe, lustige, reine Lämmer, nein, viele fromme, freudige Kinder — und Friede wird wohnen auf deinen Schultern und Salomonis Ring wird dir erfüllen alle deine Wünsche; aber stifte uns ein Kloster Lilienthal, daß wir für dich beten, denn es ist Gefahr auf deinen Wegen.“

Bei diesen Worten umfaßte sie wieder meine Füße und schien sehr bewegt. Ich aber sagte zu ihr: „Klareta, sei nicht so ungestüm, das macht mich ganz krank; durch neun Feuer bin ich gesprungen, und doch bin ich viel kälter als du, die mich nach acht Feuern in den Armen auffing. Es ist in diesen Tagen so Vieles über mich gekommen, auch ist mir so traurig und schwer,

als ſolle ich bald von Allem ſcheiden, was mir lieb und theuer iſt. Als ich ſo durch die neun Feuer ſpringen mußte, war es mir, als ſollte ich Alles in mir verbrennen, was mich noch feßle. — Ich habe den Orden der freudig frommen Kinder geſtiftet; daß ich fromm ſei, gebe Gott! aber freudig bin ich nicht mehr. O Klareta! ich will ja das Kloſter Lilienthal ſtiften, aber du ſiehſt doch wohl ſelbſt ein, daß das tägliche Thun auch ſein Recht hat und ein reiner Boden nöthig iſt, um eine wichtige Sache würdig zu beginnen. So wirſt du dann auch wohl fühlen, daß ich nothwendig erſt meine große Wäſche wieder von der Bleiche in den Schränken haben muß, ehe ich an ſo etwas mit Ruhe denken kann; hilf mir ſchön morgen früh, wenn wir fertig, wollen wir ſehen, wie es mit dem Kloſter wird. Gute Nacht, jetzt bin ich müde!" — Da ging Klareta gegen die Thüre des Zeltes, aber ſie kehrte nochmals um und ſagte: „O, meine Herrin, ſenke doch einſchlafend dein Haupt zur rechten Seite, auf daß dir das Kleinod Friede gebe!" — Ich nickte und ſie ſchied. Ich wollte thun, wie ſie gebeten, aber entſchlummernd that ich das Gegentheil und erwachte unter Thränen.

St. Eligiustag nach des Täufers Tag. — Heute früh weckten mich meine Geſpielen mit liebem Geſang; als ich zum Zelte heraustrat, hing alles mein Geräthe ſchon auf den Leinen und wehte der aufgehenden Sonne entgegen. — Klareta und die Schweſtern hatten nicht geſchlafen, und Alles ſo geordnet. Um acht Uhr war Alles in Körben in das Schloß gefahren, und nun ſtrichen, plätteten und falteten wir Alle emſig darauf los. Wir waren ſechs und dreißig Mägdlein in drei Hallen arbeitend. Es war eine rechte Freude, Alles war ſchneeweiß und lind. St. Johannis Thau hatte mit vollem Segen gewirkt. Ich habe noch nie eine ſo geſegnete Wäſche gehabt. Noch vor Abend war Alles aufgeſchrieben und in den Schränken.

Nachdem wir ein kleines Mahl eingenommen, führte ich Alle

in den Grafenſaal, wo Jacob von Guiſe und mein Kanzler mit der Stiftungsurkunde von Kloſter Lilienthal im Ländchen Vaduz, die ich ihnen zu verfaſſen befohlen hatte, unſrer warteten. Ich begab mich mit den Ordensgeſpielen in meine Kleiderkammer und legte meinen Grafenmantel an und ſetzte die Krone auf; dann trat ich von meinen Geſpielen begleitet in den Saal und ſetzte mich auf den Grafenſtuhl. Die drei Fräulein zur Lilien knieten vor mir auf dem Teppich. Der Kanzler verlas die Urkunde, in welcher ich den drei Schweſtern zur Lilien: Felder, Wieſen und Gärten und mancherlei Zehnten anwies, um eine kleine Kloſtergemeinde zu erhalten; zugleich befahl ich meinem Kanzler, in Vaduz den drei Fräulein ein Kloſter mit Kirchlein und Garten und allem nöthigen Zubau in die Nähe der Hütte Jürgo's aus meinen Mitteln zu errichten. Dem Kloſter legte ich die Pflicht auf, auf meinem Grabe drei weiße Lilien zu erhalten und den Braut- und Leichenzügen jeder meiner weiblichen Nachkommen, welche die Lehnskleinode von Vaduz tragen, drei Schweſtern des Kloſters mit weißen Lilien folgen zu laſſen. Die Ordensregel überließ ich ihnen und Jacob von Guiſe, und ſtellte ſie unter das Kloſter Bändereu. Ich empfahl ihnen zur Aufnahme in ihre Regel Gebet und Arbeit, namentlich Erziehung verlaſſener Mägdlein, weil ſie ſelbſt ſolche waren, und Erbarmen gegen die nachgelaſſenen Töchter der Kreuzfahrer. Ihr Hauptgeſchäft ſollten ſie die Weberei zum Kirchenſchmuck bei Klareta ſein laſſen. Auch beſtellte ich eine große Tapete, die Geſchichte des Kaiſers Curio vorſtellend, und verſprach ihr reichlichen Lohn in das Kloſter.

Nachdem der Kanzler Alles dieſes geleſen hatte, reichte er mir die Urkunde. Ich ſiegelte ſie mit dem Kleinode der rechten Achſelſpange und überreichte ſie Klareta, die ſie küßte, und eben ſo ihre beiden Schweſtern; dann nahten ſie mir, berührten meine rechte Schulter mit der Stirn, ich umarmte ſie und verließ den Saal.

St. Johannis und Pauli, der Wetterherren Tag. — Ich ging vor Tag mit einer vertrauten Kammerfrau zu des Täufers Kapelle, von den drei Fräulein Abſchied zu nehmen. Ich hatte ihnen einige Roſſe und Knappen dahin beſtellt. Jacob von Guiſe wollte ſie geleiten, um ihnen in Badutz Alles einzurichten. Sie ſollten in den Frauenklöſtern ſeines Ordens unterwegs einkehren. Nachdem er den Gottesdienſt gehalten, gab er uns den Segen. — Man führte die Roſſe voraus, ich geleitete ſie eine Strecke in den Wald. Klareta folgte ſtill in einiger Entfernung, ich redete mit Jacob von Guiſe. Als die Stelle da war, wo die Roſſe ihrer harrten, und ich bereits Allen die Hände geboten hatte, wendete ich mich, auf dem Punkte zu ſcheiden, zu Klareta und fragte: „Wo warſt du denn geblieben?“ — Sie ſprach: „Ich überdachte Alles, was wir in dieſen Tagen erlebt und was du erfahren, und betete in deine Fußſtapfen, gedenke des Traumes!“ Dann warfen ſich die drei Schweſtern auf die Knie, dankten und reiſten von dannen. Ich eilte aber nach Haus, denn bei den Worten Klareta's: „Gedenke des Traumes!“ fiel mir ein, daß ich die verfloſſene Nacht viel von der amaranthſeidenen Decke von Hennegau geträumt hatte, welche zu dem Brautſchatze meiner Mutter gehörte, und auch über ihr Paradebett gebreitet geweſen iſt.

Was ich von dieſer Decke geträumt, wußte ich nicht mehr; aber die Mahnung Verena's bei ihrem Abſchied, ich ſolle beſonders auf die Decke achten, und die Stimme des frommen Hühnleins bei dieſer Mahnung fielen mir gar ſorglich auf das Herz. — Ich war in Sorgen um die Decke, ich erinnerte mich nicht, die Decke geſtern Abends bei dem Einräumen des Geräths an der gewöhnlichen Stelle im Schranke geſehen zu haben. Ich war geſtern ſo geſtört durch die vielen Erfahrungen. Ich eilte ſchnell nach Haus und war ſo voll Sorge um die Decke, daß ich die mich begleitende Kammerfrau nicht zu fragen wagte:

ob ſie die Decke geſehen? — Im Schloſſe durchſuchte ich alle Schränke und Behälter — die Decke fand ſich nicht. — Das machte mich ungemein traurig.

Dieſe Decke war mir immer das rührendſte unter all meinem Beſitze geweſen; ich hatte die bleiche erhabene Geſtalt meiner Mutter zum letzten Mal auf ihr erblickt. Sie war eine Art Schatz in der Familie, es hingen allerlei Weiſſagungen mit ihr zuſammen, die mir nie ganz eröffnet wurden. Die Mutter hat mir ſie oft gezeigt; ja, ſie hat ſie auch ausgebreitet, und mit mir darauf kniend mich beten gelehrt. Sie pflegte dann zu ſagen: „O, herzliebe Amey, du ſtickeſt mir ſo viele Tapeten und näheſt allerlei Bildwerk zu meiner Freude, hilf mir dieſe Decke mit Gebet zu verzieren. Wir wollen ſie ſchmücken mit Blumen der Andacht, daß ſie blühet wie ein Blumenbeet, und darin will ich ruhen im Tod, und auch du ſollſt auf dieſer Decke ſterben. O, hüte die Decke, laſſe ſie nicht entkommen!“ — Alles das fiel mir peinigend ein, und ich ſuchte ſie von neuem vergebens. — Als ich nun endlich meine Kammerfrauen nach der Decke fragte, ſagten ſie, allerdings ſei die Decke mit auf die Bleiche gekommen, um durch den Johannisthau vor Mottenfraß geſchützt zu werden, ſie hätten ſie aber bei dem Rückzug in die Stadt nicht mehr geſehen, und ſeien der Meinung geweſen, daß ſie in mein Schlafzelt gebracht worden.

Ich ſchwieg, um ſie durch den Verluſt nicht zu ſchrecken. Ich ſuchte einſam nochmals in allen Winkeln des Schloſſes und wurde von Minute zu Minute trauriger und ſehnſüchtiger nach der Decke. Ich ſuchte ſogar, wo ſie kaum Raum hatte zu ruhen. — Ich öffnete eine kleine Lade meiner Mutter, welche ich ſeit meiner Kindheit nicht geöffnet, denn ſie beſchämte mich, und auch jetzt befiel mich eine große Angſt, und geſchah mir etwas ſehr Seltſames.

Ich will hier niederſchreiben, was mir als Kind mit dieſer

Lade geſchah. — Meine Mutter bewahrte mancherlei Putz darin, unter anderm lag ihr Brautkränzchen von feinen, feinen amaranthfarbenen Seidenröschen und Perlen geflochten und ein Beſatz des Brautkleides darin, der für mich etwas ganz hinreißendes hatte. Um Bauſchen von weißem feinſtem Spitzengewebe ſchlangen ſich abwechſelnde Gewinde von unausſprechlich feinen, zierlichen kleinen Blümchen aus bunter Seide um Silberdraht gewickelt; hie und da blitzte ein Sternchen oder ſaß ein kleines Vögelchen bei einem Neſtchen, worin drei Perlen die Eier vorſtellten. Seit ich das zum erſten Male geſehen, konnte ich es nie wieder vergeſſen. Dieſer Schmuck webte ſich in meiner Kindheit Tags und Nachts in meine Gedanken, ich nannte ihn den Himmelsgarten. Manches Marienkäferchen ließ ich durch das Schlüſſelloch in die Lade laufen, und dachte, wie wunderglücklich es da drinnen in dem Himmelsgarten herumirren werde. Ja, ich ſelbſt wünſchte nichts ſehnlicher, als mit ihm hineinſchlüpfen zu können, und oft wandelte ich im Traum in dieſen Labyrinthen von zierlichen kleinen Blumen umher, und erlebte dort die artigſten Geſchichten.

Als ich mich einmal ungemein nach dem Anblicke dieſes Paradieſes ſehnte, ſchlich ich um die Lade und berührte den Deckel — und ſieh da, er war offen und ich öffnete. Die Wunderdinge lagen vor mir, ich unterlag der Verſuchung, ich nahm einen Theil des Blumenwerks, es war das Bruſtſtück. Mein Herz pochte, meine bebende Hand irrte, weiter ſuchend, zwiſchen den ſich deckenden Lagen des Beſatzes umher, und mich faßte ein großer Schreck; ich fühlte, als begegne mir eine andere Hand und ſchiebe mir einen Ring an den Finger; wie der Blitz zuckte ich mit der Hand zurück, ſchlug den Deckel zu und eilte mit dem Bruſtſtück in meine Kammer, und verſteckte es in meinem Bett.

Ich konnte nicht erwarten, bis ich zu Bette ging, ich heftete mir den kleinen Himmelsgarten im Dunkeln mit Nadeln auf

mein Nachtjäckchen. Ach, wohl mit Nadeln, sie stachen mich in der Nacht, ich konnte nicht ruhen, mein Gewissen stach mich. Ich hatte zum ersten Mal etwas entwendet, und doch hatte ich diese Tändeleien so lieb, so lieb; mein Herz pochte so laut und bang, daß ich es hörte. Ich wagte diesen Schmuck nicht zu berühren, ich zitterte immer, jene Hand möge mir entgegenkommen mit dem Ringe. Ich entschlief unter Thränen und träumte immer von dem Himmelsgarten, wie ich darin herumirre, und endlich, daß jene Hand wirklich in der meinen ruhe; da stachen mich wieder die Nadeln und ich erwachte. Der Tag schimmerte in die Kammer, die ersten Strahlen streiften über mein Bettchen durch die kleinen Blümchen des geraubten Paradieses zu meinen Augen. Ich schaute bang durch die kleinen Blumen gerade vor mich hin, ich wagte nicht links, nicht rechts zu blicken; ich fühlte Etwas schwer auf meinem Herzen, ich war so bang wegen der Hand mit dem Ringe; endlich schob ich meine Hand nach der Stelle, wo mich eine Nadel stach, um diese heraus zu ziehen; — aber welch ein Schrecken! wirklich faßte eine Hand die meinige fest, und eine Stimme sprach: „Halt den Dieb!“

Mit welcher Angst versteckte ich mich unter die Decke, aber ich war bald losgewickelt und sah zu meinem Troste Verena vor mir. Ein sorglicher Traum hatte sie zu mir geführt. Sie fand mich in fieberhafter Aufregung, sie legte mir die Hand aufs Herz, da begegnete sie meiner Hand, und ergriff sie. Sie kannte meine Begierde zu diesem Putze, den ich entwendet, und nahm mir das Paradies wie einen Stein vom Herzen, um es wieder zu verschließen. Ich weinte bitterlich an ihrem Hals um mein Unrecht. — „Kind,“ sprach sie, „du hast ein Stückchen Paradies verloren, das mußt du beichten. O sage es selbst der Mutter, sie wird dir gern verzeihen. — Kind, das fromme Hühnlein weiß Alles.“ — Da legte sie mich auf die rechte

Seite. Ich umarmte ſie und flüſterte die gewohnte Frage ihr ſchluchzend ins Ohr: „Was macht das Büblein?“ „Es macht ſein Sach wieder gut,“ erwiederte ſie, „das thue du auch!“ — Da verließ ſie mich. — Erſt jetzt, da ich weiß, daß das Büblein für den Erſatz ſeines Diebſtahls büßte, verſtehe ich, was Verena damals mit den Worten ſagte: „Es macht ſein Sach wieder gut, das thue du auch!“

Ich hatte dieſe Lade ſeitdem nicht wieder berühret; die liebe Mutter war ſchon in das wahre Paradies eingegangen, dieſes kindiſche Paradies der Tändelei, deſſen Verſuchung ich als Kind unterlag, war nun mein Eigenthum, ich hatte es ſeitdem nicht mehr geſehen. — Als ich die Lade öffnete, um nach der Decke zu ſuchen, als ich alle die artigen Blümchen wiederſah, kam mir Alles wieder lebhaft in Erinnerung. Ich nahm das amaranthfarbene Brautkrönchen heraus, und ſetzte es auf, ich nahm das Bruſtſtück, und ſteckte mir es vor, ich ſchob wieder meine Hand zwiſchen dieſe Dinge in die Lade; und war es Wahrheit, war es Täuſchung? — Die Hand mit dem Ringe begegnete wieder der meinigen — ich zuckte zurück wie damals und ſchlug die Lade zu. — Ich kam die Zimmer durchirrend auf die Stelle, wo ich mit der Mutter auf der verlornen Decke kniend gebetet hatte, ich ſah umher, als könne ſie noch da liegen.

Die untergehende Sonne ſtand tief am Himmelsrand und blickte durch die Fenſter herein; ich ſah heftig in ſie hinein, als wollte ich die rothe Decke in ihr ſuchen. Da ich aber meine Augen von dem Sonnenfeuer geblendet wegwendete, ſchwebte nun ein rother Fleck vor meinen Blicken, wohin immer ich auch ſchaute. Ich ließ meine Augen, als wolle ich dieſen rothen Fleck zwiſchen Gras und Blumen abſtreifen, eine Weile über die thauigte Wieſe hin und wieder ſchweifen, welche vor meinem Fenſter in den ſchrägen Strahlen der Abendſonne wie ein Schmaragd ſchimmerte, und ſieh da! — o Freude! ich ſah bald einen tiefrothen

Fleck darauf funkeln, welcher der Bewegung meiner Augen nicht folgte, ſondern feſt ruhte. — Die Decke, die liebe Decke! rief es in meinem Herzen. Ich ſchaute ſchärfer hinaus, ſie war es, gewiß, gewiß; der Wind hatte ſie wohl von der Bleiche dahin geweht. O, wie war ich froh. Schon begann ich zu ſingen:

„Feuerrothe Röſelein,
Aus der Erde ſpringt der Schein,
Aus der Erde dringt der Wein;
Roth ſchwing ich mein Fähnelein.“

Schon wollte ich hinab durch den Garten hinauseilen, als mich die Abendglocke unterbrach; man läutete den Engel des Herrn. Ich ſtand ſtill und betete den engliſchen Gruß, und indem ich immer hinaus nach dem rothen Flecken ſah, wurde mein Herz gar tief bewegt, und ich gedachte des Abends auf der Bleiche mit Klareta und ſang unter Thränen:

„O Stunde, da der Schiffende bang lauert
Und ſich zur Heimath ſehnet an dem Tage,
Da er von ſüßen Freunden iſt geſchieden,
Da in des Pilgers Herz die Liebe trauert
Auf erſter Fahrt, wenn ferner Glocken Klage
Den Tag beweinet, der da ſtirbt in Frieden!“

Ich war aber nun wegen der Decke beruhigt. Ich ſchob es noch ein Weilchen auf, die Decke auf der Wieſe zu holen, ich wußte ja, daß ſie dalag, und ſo ſetzte ich mich, um meine Tagesordnung nicht zu verletzen, wie immer, nach dem Abendgeläute an mein Tagebuch, um bis hieher zu ſchreiben; die Nächte auf der Bleiche hatten mich ohnedies ſchon gezwungen, Manches nachzuholen.

Jetzt aber blicke ich wieder hinaus nach der Decke, ſie ſchimmert noch roth im letzten Strahle der Sonne, jetzt will ich hineilen allein durch den Garten und will auf der Decke der Mutter gedenken, ihr Brautkrönchen habe ich auf dem Haupte,

das Paradiesgärtchen vor der Bruſt, die heiligen Kleinode von Vadutz auf den Schultern, o, wie will ich ſo gerüſtet, allein, allein, allein auf der Decke, auf welcher ich ſelbſt ſterben werde, den Tag beweinen, der da ſtirbt in Frieden! Ich hülle mich in meinen Schleier und gehe. —

Sechs Wochen ſpäter. — Gott ſei Lob und Dank! alle ſeine Führungen ſeien geſegnet. Ich war ſechs Monate von dieſen Blättern getrennt, ich habe ſie unter mancherlei harten Prüfungen und bitteren Leiden niedergeſchrieben, ſonſt wären ſie klarer und kindlicher, und Alles, was das Herz des armen Kindes von Hennegau darin bewegte, würde dann auch die Herzen aller anderen Kinder bewegen, welche ſie in Zukunft leſen mögen; — aller anderen Kinder, ſage ich, und verſtehe darunter meine Kinder, ſo Gott mir deren beſcheeren wird, denn für ſie allein ſind dieſe Blätter geſchrieben. Wie mir es aber nach dem obigen Schluſſe meines Tagebuches bis heute ergangen, mögen dieſe Kinder, wenn Gott ſie mir ſchenkt, aus meinem folgenden Brief an Klareta zur Lilien kürzlich vernehmen, den ich nicht abgeſendet habe.

„Liebe Klareta! Ich danke für dein und der Schweſtern Gebet. Es hat die ſchützenden Engel auf meine Wege gerufen, ſie haben mich gefunden, wenn du gleich nicht wußteſt, wo ich war. — Die Erfüllung folgte unſerm Doppeltraume ſo dicht auf den Ferſen, daß ſie meinem Traume beide Pantöffelchen ausgetreten haben würde, hätte er nicht das eine verloren, und dem deinen die Sandalen, wäre er nicht baarfuß gegangen. — Feuerrothe Röſelein habe ich geſucht, die Löwen haben mich entführt und bedrängt, der Hahn hat mich gerettet und — der Ring iſt an meinem Finger. — Höre! — Am Morgen des Wetterherrentages ſchied ich von dir und den Schweſtern im Walde — du ſagteſt: „Gedenke des Traumes!“ — Heimgekehrt vermißte ich die amaranthfeidne Decke von Hennegau, du kennſt ſie, ſie war nicht von der Bleiche nach Hauſe gebracht worden. — Ich ſuchte

den ganzen Tag in großen Aengſten nach ihr. — Am Abend aus dem Fenſter blickend ſah ich ſie im Schimmer der ſinkenden Sonne auf der entgegengeſetzten Seite der Wieſe tiefroth funkeln. Ich hatte ſuchend einen Theil des Brautſchmuckes meiner Mutter gefunden, ich hatte in kindiſcher Tändelei das Brautkränzchen aufgeſetzt und das ſogenannte Paradiesgärtchen — du kennſt Beides — vorgeſteckt; in meinen Schleier verhüllt eilte ich einſam und unbemerkt durch das Gartenpförtchen auf die Wieſe hin zu der ſchimmernden Decke.

Je näher ich dem rothen Fleck kam, je mehr vergaß ich die Decke, es war die Macht der rothen Farbe über mein Herz, die mich hinriß. Angelangt an die Stelle, flog ich auf die funkelnde Decke hin wie ein Schmetterling in die Flamme, und ich ſang und hörte das Lied im Walde ſingen: „Feuerrothe Röſelein!“ Ich fühlte mich ſo ermüdet, ich war ſeit mehreren Tagen von ſo vielen Eindrücken heftig bewegt, ich hatte alle dieſe Nächte ſchier gar nicht geſchlafen, vom früheſten Morgen war ich ganz ohne Ruhe geweſen. Ich konnte der Müdigkeit nicht widerſtehen; ich lag mehr auf der Decke, als ich ſaß. Der letzte Sonnenſtrahl ſtreifte über das Grüne der Wieſe, über die rothe Decke durch die ſchimmernden Blümchen des Paradiesgärtchens zwiſchen meine zuckenden Augenlieder, und ſie ſchloſſen ſich hinter dem Lichtſtrahle wie die Thüre deiner Zelle hinter dir, wenn du ſchlafen gehſt. — Leider entſchlief ich plötzlich, den Kopf nach der linken Seite ſenkend! — O Klareta! — wie geſchah mir! — Ich werde dich bald ſehen, da ſollſt du Alles hören. Hier nur Alles in kurzen Zügen.

Der Traum iſt erfüllt, die Löwen waren drei Ritter aus dem Thurgau, ſie hatten die Decke von der Bleiche entwendet, um mich durch ſie wie einen Vogel mit rothen Beeren zu fangen; ich ging in ihre Netze. Kaum war ich tief entſchlafen, als ſie die Decke wie einen Sack über mir zuſammenzogen, mir den

Mund zuhielten, mich auf ein Roß zwiſchen ſich banden und mit gewaltſamer Eile, immer nur des Nachts von Wald zu Wald reitend, fern von Hennegau entführten. Mein Hilfsgeſchrei verhinderten ſie durch die Drohung des Todes. Schon weit entfernt von meinem Vaterlande fragte ich ſie: „Wohin führt ihr mich?“ Da erwiederten ſie ſpottend, wie wir geträumt: „Auf die Haide, aufs Moos, da ſollſt du uns die Kibitze hüten!“

Ich ergab mich in mein Schickſal. Ich vertraute dem guten Ausgange des Traumes und betete für dieſe Elenden, daß Gott ſich ihrer erbarmen möge, wenn der Hahn über ſie komme; und dieſer blieb nicht aus. — Ich erkannte alle Gegenden auf der Reiſe wieder, die ich im Traume geſehen. Endlich nahten wir im Wald einer Linde; ich kannte ſie wohl. Da ſprachen ſie zu mir: „Entweder mußt du ſchwören einen von uns Dreien zum Gemahle zu nehmen, und ihn zum Grafen von Hennegau und Vadutz zu machen, oder du mußt uns die Kleinodien von Vadutz von deinen Schultern geben, dann magſt du heim ziehen.“

Da ich keines von Beiden eingehen wollte, wollten ſie mir bei der Linde die Achſelbänder von den Schultern reißen; mein Geſchrei erfüllte den Wald. Ich flehte zu Gott: „O, ſende den Hahn, die Löwen zu vertreiben; ich gelobe, ſo es dein Wille, wenn er mich rettet, den Ring demüthig von ihm zu empfangen!“ Da brach ein Ritter hervor mit einem lebendigen ſchwarzen Hahn auf dem Helme, ſein Schwerdt ſchlug meine drei Feinde nieder und der Hahn krähte ſiegreich auf ſeinem Helm. Er half mir, er tröſtete mich, er ſaß bei mir unter der Linde, er ſah mich freundlich lächelnd an und drehte einen koſtbaren Ring an ſeinem Finger, leiſe Worte murmelnd.

Ich wußte ſchon Alles aus dem Traum und that mir eine unwahre Gewalt an, ſeinen Ring nicht anzunehmen; ich ergab mich der ſchützenden Kraft des Achſelbandes, ich neigte das Haupt auf die rechte Schulter. Aber leider ſaß er mir zur rechten,

unwillkürlich ſtreckte ich den Ringfinger aus, und der Siegelring Salomonis umfaßte ihn, und das arme Kind von Hennegau war die verlobte Braut des Raugrafen Gockel von Hanau auf Gockelsruhe.

Das Brautkrönchen der Mutter hatte ich auf dem Kopfe, das Paradiesgärtchen vor der Bruſt, ſeit ich entführt ward; mir fiel ein, wie ich einmal als Kind geglaubt, da ich in dieſem Schmucke herum fühlte, es begegne mir eine Hand mit einem Ringe. Das war alſo nun auch erfüllt. Und noch mehr — im Augenblicke, da der Ritter mir den Ring an den Finger ſteckte, krähte der ſchwarze Hahn Alektryo auf ſeinem Helm und flog nieder gegen ein Gebüſch, aus welchem Verena mit dem frommen Hühnlein Gallina hervortrat, das ſie in ihrem langen Korbe trug. Du kannſt dir meine Freude denken. — Sie war am Johannisvorabend wie gewöhnlich zur Höhle Salmo's gewallfahrtet, das fromme Hühnlein aber war weiter und weiter gelaufen bis hieher, und die gute Verena, die das Hühnlein verſtand, war gefolgt. Als Verena vor mir ſtand, ſprach ſie: „Goldne Amey, ich brauche dich nicht zur rechten Seite zu wenden, du biſt ſchon ſelbſt dahin gewendet, das fromme Hühnlein hat mich hergeführt, es weiß Alles.“ Da fragte ich wie gewohnt: „Was macht das Büblein?“ und ſie erwiederte:

„Es hat ſein Sach gemacht,
Es hat ſein Sach gut gemacht;
Du haſt ſein Bündlein zugemacht,
Es hat es freudig heimgebracht.
Hat angeklopfet ſein und ſacht,
Die Mutter hat ihm aufgemacht,
Der Vater hat es angelacht.
Dann hat es gleich an uns gedacht,
Hat dich auf deinem Weg bewacht,
Hat mich und's Hühnlein hergebracht,
Daß ich hier Alles nehm' in Acht,
Bis daß die Hochzeit iſt vollbracht!“

So weit hatte ich Alles in dem Brief an Klareta geſchrieben, als Verena mich mit den Worten unterbrach: „Warum ſchreibſt du; haſt du nicht den Ring Salomonis am Finger? Hat denn dein Bräutigam dich, liebſte Dirne aus Hennegau, durch einen Brief oder durch den Ring hieher gebracht? So thue du auch.“ — Da drehte ich ſchnell den Ring und wünſchte die drei Schweſtern aus Kloſter Lilienthal, und meine Ordens-Geſpielinnen und Jacob von Guiſe aus Hennegau zu mir, und daß ſie mir alles das Nöthigſte von dem Meinigen mitbrächten. Und alsbald kamen die Schweſtern mit ihren drei Lilien und die Geſpielinnen mit ihren Pflichthühnern zum erſten Male zur Hochzeit. Jacob von Guiſe, der ſie begleitet hatte, vollzog die Trauung in der Schloßkapelle und ſegnete das ganze Haus. Verena gab das Hühnlein Gallina zu dem Hahn Alektryo in das Raugraf Gockel'ſche Gallinarium; und ſie ſah Nachts das Büblein ganz leuchtend, wie es ihnen goldnen Weizen ſtreute und dann verſchwand.

Jacob von Guiſe kehrte mit den Geſpielen in's Hennegau, Verena zog mit den drei Schweſtern in's Kloſter Lilienthal. Mein Eheherr beſchloß, mit mir ein Drittheil des Jahrs in Gockelsruh, ein Drittheil in Vaduz, ein Drittheil in Hennegau zu leben. — Bis hieher habe ich mein Tagebuch, das die Geſpielen mir aus Hennegau mitgebracht, ſelbſt geſchrieben, das Folgende habe ich durch den Ring Salomonis hinein gedreht.

In der Nacht vor meiner Trauung hatte ich folgenden ſeltſamen Traum. — Ich war mit Verena zu einem Erndtefeſt geladen und ſollte den Kranz flechten. Es war eine mühſelige Reiſe; wir gingen durch Wälder, Felder, Gärten, Wildniß und Wüſte Jahrhunderte lang und kamen doch nicht weiter, als um Gockelsruh und Gelnhauſen herum. Es war, als bewegten wir nur die Füße, blieben aber auf demſelben Flecke. Nur die Zeiten drehten ſich um uns. Unzählige Male kamen wir durch die Höfe und Gärten von Gockelsruh und ſahen immer andere Geſichter,

andere Kleider und neue Grabsteine an der Schloßkapelle aufgerichtet. Von Zeit zu Zeit begegneten uns drei Klosterfrauen aus Lilienthal mit Lilien in den Händen und acht Ordensgespielen aus Hennegau mit ihren Pflichthühnern. Oft kündete uns der Schrei eines Alektryo, einer Gallina die Zeit. Alles wechselte um uns her, nur Eines fanden wir bei jeder Rückkehr festbestehend und gesund wieder — die treue, dunkellaubige Linde, unter welcher Gockel mich von den Räubern befreit und mir den Ring gegeben hatte, breitete ihre Zweige immer reicher und mütterlicher umher, gleich einer Henne, die den Frühling ausbrütet. O wie oft kamen wir vorüber und waren wie die Bienen, die um sie schwärmten, trunken von dem Honigdufte des Frühlings in ihren Blüthen, und sahen sie bald winterlich entlaubet und dann wieder blühend.

Fünfzig Mal mochten wir zur Linde gekommen sein, da war ich so müd, so müd und sehnte mich wie ein Kind in meinem Bettchen zu sein. Da kamen so viele arme Kinder, die bauten mir eine Wiege von unzähligen Blumen, und zogen mich aus, und legten mir ein gar wunderschön Schlafröckchen an, und wuschen mich, und beteten das Nachtgebet mit mir, und legten mich in die Blumenwiege auf die Amaranthseidendecke von Hennegau und sangen ein Schlummerlied um mich her. — Meine Gespielen mit den Pflichthühnern und die drei Nönnchen mit den Lilien standen um die Wiege und ich schlief unter der Linde ein. — Aber es war seltsam, ich stand auch daneben und sah nur meinen schönen Mantel in der Wiege liegen und zog mit Verena von dannen in die Runde, und als wir wieder zur Linde kamen, sahen wir ein Rasenhüglein darunter, und ein Steinkreuz, worauf eine Henne abgebildet, zu dessen Häupten.

Da knieten wir nieder und beteten. Und als wir weiter gingen sagte ich zu Verena: „Ich danke dir, lieb Breneli für das arme Kind von Hennegau.“ — Einige Male begegnete uns

viele Noth auf unſerem Wege; wir mußten uns durch tobende Kriegsſchaaren drängen, durch Brand und Verwüſtung fliehen und über viele Grabhügel ſteigen. — Da fanden wir Gockelsruhe wie eine eroberte Burg. Die Wildniß hatte ihre Fahnen auf den zerſtörten Mauern aufgepflanzt, der wilde Wald lagerte rauſchend in allen Höfen und brauſte aus den Fenſtern wie Kriegsvolk. Da hörten wir den freudigen Ruf Alektryos, des Schloßwächters, nicht mehr, aber wohl das Wehegeſchrei der Todesmahnerinnen, der Eulen, und die wildentbrannten Weiſen der Waldvögelein, über deren Brut die Geier drohend kreiſten. — O da war es gar traurig hier, und ich wendete mich im Traume zu meiner Begleiterin und ſprach: „Verena! Iſt das Gockelsruhe? — Sage: Wo ſind meine Kindeskinder?" Sie führte mich aber hin zur Linde, die war größer und ſchöner als je, ihr Blühen duftete ſüßen Frieden. Das Hügelein unten war eingeſunken. Das dicht bemooſte Kreuz neigte ſich zur Rechten, als ziehe es das Kleinod nieder, das unter dem Hügelein ruht. — Keine Kloſterfrauen, keine Ordensgeſpielen ſtanden umher, aber drei einſame Lilien und die acht Pflanzen, die meinen Jungfrauen den Namen gegeben, leiſteten um das Hügelein blühend ihre Lehnspflicht.

Die Bienen ſummten wie ein Traum um die Linde und die Blumen, und ſammelten Wachs und Honig; und dieſer Traum ſummte mir durch alle Glieder, und ich lag ſelbſt unter dem Hügelein und ſah Alles, und hatte das Haupt geneigt zur rechten Schulter, und ich war wie eine Bienenkönigin. Sie trugen mir Wachs und Honig ein und ich hatte mein Körbchen voll ſüßer Honigbrode und reiner Wachskerzen und war allein, allein da unten. Es kam aber ein Kind zu mir gelaufen mit einer Puppe, und ſprach zu mir: „Keine Puppe, ſondern nur eine ſchöne Kunſtfigur!" und ich gab ihm all meinen Honig, all mein Wachs. Da ſpielte es um das Hügelein gar lieblich, und ich richtete mich

auf und ſpielte mit, und auch Verena ſpielte mit. Wir waren Kinder. Es ſauſte aber der Sturm wieder durch das walddurchwachſene Schloß und wir drängten uns bei der Linde zuſammen und ſangen:

„Treu, dunkellaubige Linde,
Wenn rings die Windsbraut tobt,
Dein Säuſeln lieblich linde
Den Frieden Gottes lobt.

Treu, dunkellaubige Linde,
Wie fährt all' Gut und Blut
Fort, fort im Sturm geſchwinde,
Nur du hegſt feſten Muth.

Treu, dunkellaubige Linde,
Wie biſt du ſtark und gut,
Wohl dem, der mit dem Kinde
Bei dir im Hüg'lein ruht!"

Indem wir aber ſo ſangen, hörte ich den Alektryo wieder krähen und ſah mich um, und Alles war verändert. — Gockelsruhe ſtand wieder in vollem Glanz, und es war eine freudige Hochzeit, und ich zog mit dem Brautzug und Leichenzug durch die geſchmückte Schloßkapelle, in der mir mein Mantel und mein Tagebuch genommen ward.

Hierauf zog ich mit Verena wieder umher durch die Gegend. Wir eilten immer ſchneller, wurden immer müder und kamen endlich in der Mitternacht in ein weites Erndtefeld. Wir zogen dem Senſenklang und dem Schalle der Schnitterlieder nach, Verena las Aehren und ich ſammelte Blumen zum Erndtekranz. Endlich kamen wir mitten in dem Aehrenfeld auf einen kleinen freien Raum, wo der Kranz ſollte geflochten werden, da ſahen wir Seltſames. St. Eduard's Thronſtuhl, in deſſen Sitz der Schlummerſtein Jacob's bewahrt iſt, ſtand zwiſchen zwei hohen Lilien

vor den Aehren. Aus dem Sitze des Stuhles ſtrahlte eine Mohnpflanze von Licht mit acht Blumen zum Nachthimmel hinauf. In der Mitte der Pflanze unter dem Monde ſaß die Nacht, eine liebe mütterliche Frau, und ihr zur Rechten und Linken auf den acht Mohnblumen acht Sterne als ſinnende Knaben. Es ſchwebte aber von dem Thronſtuhl an dem Mohnſtengel ein ernſtes kleines Mägdlein zum Sternhimmel empor, und zwei Engel ſenkten Sterne in die beiden Lilien zur Seite des Thrones; dazu ſangen die Knaben auf den Mohnblumen oben:

„O Stern und Blume, Geiſt und Kleid,
Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit!"

Die Senſe des Schnitters ſauſte immer näher durch die Halmen, und da ich mich niederſetzte, den Kranz aus den geſammelten Blumen zu flechten, ſah ich zu meinen Füßen dicht vor dem Thronſtuhl auf einem Kinderſtühlchen einen Knaben ſchlummernd ſitzen. Er hatte eine Feder hinter dem Ohr und ſchlief, den Kopf auf den Arm lehnend, auf dem ſcharfen Rande des Thronſtuhls. Ich ſagte zu Verena: „Was macht das Büblein?" Da ſprach ſie, des langen Mitleides gewohnt: „Es hat ſeine Sach vollbracht und iſt dicht an der Grube vor Müdigkeit entſchlafen; ſieh, wie hart es da auf dem Rande liegt! Ich habe Aehren leſend eine kleine feine Garbe in meinen Korb geſammelt, o lege ſie ihm unter das Haupt, damit es nicht darbt, wenn der Schnitter es weckt; horch, ſchon naht er in den wogenden Halmen." Ich legte ihm die Garbe in den Arm, und ſah. O Wunder! zu ſeinen Füßen ruhte mein Tagebuch, und ich las gar Vieles mehr darin, als ich hineingeſchrieben, z. B. dieſen ganzen Traum, und daß Verena geſtorben ſei und mir zwölf Franken vermacht habe. „Iſt das wahr, Verena?" fragte ich. Und ſie ſprach: „Gewiß, gewiß, und es hat große Zinſen gebracht im Almoſenſtock, wie das Schärflein der Wittwe."

Da ſah ich den Knaben nochmals an, konnte ihn aber nicht erkennen; er hatte ſein Angeſicht feſt in die Garbe verborgen, denn die Thränen floſſen von ſeinen Wangen. „Verena," ſprach ich, „iſt denn dies wirklich daſſelbe Büblein, welches dem frommen Hühnlein des Salmo die Weizenkörner entwendet und das Zauberhühnlein der Weiſſagerin damit gefüttert hat?" — „Ach," erwiederte Verena, „warum daſſelbe Büblein? Alle thun ſo und auch wir. Sieh in das Buch, da wirſt du den Weizen finden!" — „O, wie ſoll er das alles erſetzen!" rief ich aus. Und Verena ſprach: „Durch unſer Gebet und Almoſen. O drehe den Ring Salomonis, daß ſein Getreide ſich mehre. — Horch! das Lied des Schnitters nahet, ſchon fallen die Aehren über den Getreidekaſten nieder, geſchwind beginne den Kranz zu flechten!" — Da ſah ich hinüber und ſah die Senſe des Schnitters durch die Halmen greifen, und ſie ſanken über einen Kaſten nieder, gerade ſo groß, wie das Büblein; er war gemacht von fünf Brettern und zwei Brettchen, und ſtand über einer Grube vor einem Feldkreuz, auf dem Alektryo und Gallina ſchlafend ſaßen.

Ich machte zuerſt ein Kränzlein und legte es auf den Kaſten, dann aber drehte ich den Ring Salomonis gar flehentlich am Finger:

„Salomo, du weiſer König,
Dem die Geiſter unterthänig,
Bring' doch all den Weizen wieder,
Der da auf den Weg fiel nieder
Und von Vögeln ward gefreſſen,
Und von Füßen ward zertreten.
All den Weizen ungemeſſen,
Den ſie auf das Steinfeld ſäeten,
Wo, ſo ſchnell er aufgeblüht,
In der Sonne er verglüht.
Bring' zurück die Weizenkörner,
Die erſtickten durch die Dörner.

Was in guten Grund gefallen,
Laſſe fruchtend überwallen,
Daß der Weizen dreißigfältig,
Sechszigfältig, hundertfältig
Alles Unkraut überwältig',
Das der Feind hineingeſäet.
Schnell, o ſchnell, es iſt ſchon ſpät!
Ringlein, Ringlein dreh dich um,
Fruchte ſchnell, ich bitt' dich drum!"

Kaum hatte ich, den Ring drehend, dieſen Wunſch ausgeſprochen und mitleidig nach dem Knaben hingeſchaut, als ich etwas gar Rührendes ſah. Er blickte mich, ohne den Kopf zu heben, mit ſtillem Dank an. Thränenſtröme rannen von ſeinen Augen auf die Garbe unter ſeinem Haupte nieder, und alle die Thränen waren Weizenkörnlein, und die Garbe wuchs und mehrte ſich. Und als ob ſie mit dem Knaben weine, goſſen ſich aus ihren Aehren hundertfältige Weizenkörnlein nieder und aus allen Blättern des Buches rannen Fruchtkörner heraus, und mein Herz war ſo bewegt, daß auch ich auf einer Garbe ſitzend gar reich und mildiglich weinte, und Verena, die neben mir betend kniete, weinte auch. Und alle unſere Thränen waren Weizenkörner, und ſie keimten und ſchoſſen ſchnell auf in reichen, goldenen Aehren und füllten die Grube und den Getreidekaſten, und umgaben den Thronſtuhl und das Kinderſtühlchen und den Knaben und Verena und mich. Und alle Aehren wehten durcheinander und Keines ſah das Andere mehr; denn Alles war nun Eines. — Der Schnitter aber nahte immer mehr und konnte kaum Alles ſchneiden, was aufſchoß; es wuchs ihm unter der Senſe empor. Während dem Allem flocht ich am Erndtekranz aus vielen Blumen und ſtimmte in das Lied des Schnitters ein:

„Es iſt ein Schnitter, der heißt Tod,
Er mäht das Korn, wenn's Gott gebot;
Schon wetzt er die Senſe,
Daß ſchneidend ſie glänze;
Bald wird er dich ſchneiden,
Du mußt es nur leiden;
Mußt in den Erndtekranz hinein.
Hüte dich, ſchönes Blümelein!

Was heut' noch friſch und blühend ſteht
Wird morgen ſchon hinweggemäht;
Ihr edlen Narciſſen,
Ihr ſüßen Meliſſen,
Ihr ſehnenden Winden,
Ihr Leid-Hyacinthen,
Müßt in den Erndtekranz hinein.
Hüte dich, ſchönes Blümelein!

Viel hunderttauſend ohne Zahl,
Ihr ſinket durch der Senſe Stahl;
Weh' Roſen, weh' Lilien,
Weh' krauſe Baſilien!
Selbſt euch Kaiſerkronen
Wird er nicht verſchonen,
Ihr müßt zum Erndtekranz hinein.
Hüte dich, ſchönes Blümelein!

Du himmelfarben Ehrenpreis,
Du Träumer, Mohn, roth, gelb und weiß,
Aurikeln, Ranunkeln,
Und Nelken, die funkeln,
Und Malven und Narden
Braucht nicht lang zu warten,
Müßt in den Erndtekranz hinein.
Hüte dich, ſchönes Blümelein!

Du farbentrunkner Tulpenflor,
Du tauſendſchöner Floramor,
Ihr Blutes-Verwandten,
Ihr Gluth-Amaranthen,
Ihr Veilchen, ihr ſtillen,
Ihr frommen Camillen,
Müßt in den Erndtekranz hinein.
Hüte dich, ſchönes Blümelein!

Du ſtolzer, blauer Ritterſporn,
Ihr Klapperroſen in dem Korn,
Ihr Röslein Adonis,
Ihr Siegel Salomonis,
Ihr blauen Cyanen
Braucht ihn nicht zu mahnen,
Müßt in den Erndtekranz hinein.
Hüte dich, ſchönes Blümelein.

Lieb' Denkeli, Vergißmeinnicht,
Er weiß ſchon, was dein Name ſpricht,
Dich Seufzer-umſchwirrte
Brautkränzende Myrthe,
Selbſt euch Immortellen
Wird alle er fällen!
Müßt in den Erndtekranz hinein.
Hüte dich, ſchönes Blümelein!

Des Frühlings Schatz und Waffenſaal,
Ihr Kronen, Zepter ohne Zahl,
Ihr Schwerter und Pfeile,
Ihr Speere und Keile,
Ihr Helme und Fahnen
Unzähliger Ahnen,
Müßt in den Erndtekranz hinein.
Hüte dich, ſchönes Blümelein!

Des Maies Brautſchmuck auf der Au,
Ihr Kränzlein reich von Perlenthau,
Ihr Herzen umſchlungen,
Ihr Flammen und Zungen,
Ihr Händlein in Schlingen
Von ſchimmernden Ringen,
Müßt in den Erndtekranz hinein.
Hüte dich, ſchönes Blümelein!

Ihr ſammtnen Roſen-Miederlein,
Ihr ſeidnen Lilien-Schleierlein,
Ihr lockenden Glocken,
Ihr Schräubchen und Flocken,
Ihr Träubchen, ihr Becher,
Ihr Häubchen, ihr Fächer,
Müßt in den Erndtekranz hinein.
Hüte dich, ſchönes Blümelein!

Herz, tröſte dich, ſchon kömmt die Zeit,
Die von der Marter dich befreit,
Ihr Schlangen, ihr Drachen,
Ihr Zähne, ihr Rachen,
Ihr Nägel, ihr Kerzen,
Sinnbilder der Schmerzen,
Müßt in den Erndtekranz hinein.
Hüte dich, ſchönes Blümelein!

O heimlich Weh, halt dich bereit!
Bald nimmt man dir dein Troſtgeſchmeid',
Das duftende Sehnen
Der Kelche voll Thränen,
Das hoffende Ranken
Der kranken Gedanken
Muß in den Erndtekranz hinein.
Hüte dich, ſchönes Blümelein!

Ihr Bienlein ziehet aus dem Feld,
Man bricht euch ab das Honigzelt,
Die Bronnen der Wonnen,
Die Augen, die Sonnen,
Der Erdſterne Wunder,
Sie ſinken jetzt unter,
All in den Erndtekranz hinein.
Hüte dich, ſchönes Blümelein!

O Stern und Blume, Geiſt und Kleid,
Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit!
Den Kranz helft mir winden,
Die Garbe helft binden,
Kein Blümlein darf fehlen,
Jed' Körnlein wird zählen
Der Herr auf ſeiner Tenne rein.
Hüte dich, ſchönes Blümelein!"

Unter dem Sauſen der Senſe, dem Sinken und Aufſteigen der Aehren, dem Niederſtrömen meiner Thränen in den Blumenkranz, der mich ſchon ganz umwand, verſtummte endlich das Lied, und ich ſah nichts mehr Einzelnes. Der Traum ward nun recht wie ein Traum, ich ſaß darin und fühlte mich wie der bittere Kern in einer ſüßen Frucht, die der Morgenwind auf dem Zweige wiegt. Ich unterſchied nichts mehr deutlich; dichte weiße Thaunebel lagen überm Stoppelfeld; ich fühlte mich emporgehoben, ich ſaß in dem thauigten Erndtekranz hoch zwiſchen Garben. Ich ſaß auf dem Erndtewagen, er ſchwankte unter mir vorwärts; es war kalt, ich war naß von Thau und Thränen; ich hörte Lieder um mich und ſah die Singenden nicht. Da krähte Alektryo, der mit Gallina vorn auf dem Erndtewagen ſaß und ich erwachte, und hörte den Hahnenſchrei wirklich draußen in dem Schloßhof.

Ich konnte mich nicht gleich finden, meine Augen waren noch voll Thränen; ich hörte das Singen noch, aber ich ſaß auf keinem Erndtewagen, ich lag auf meinem Bettchen; ich drehte

den Ring und wünschte: Es möge doch mein ganzer Traum wahr werden und von dem Knaben auf dem Kinderstühlchen mit allen Liedern und was darauf folgte in mein Tagebuch eingeschrieben stehen. — Da ich nun ganz erwacht war, trat Verena zu mir und sprach: „Gesegne dich Gott, goldne Amey, du schöne Braut! Das fromme Hühnlein schickt mich, es weiß Alles. Segne uns Gott, daß wir von der langen künftigen Reise glücklich zurückgekommen sind, vom Erndtewagen auf den Brautwagen. Schön Dank, du hast auf der rechten Seite geruht. Ende gut, Alles gut! — Aber stehe auf, daß ich dich schmücke als Braut, hörst du, deine elf Kränzeljungfern, die drei Schwestern mit den Lilien und die acht Ordensgespielen mit den Pflichthühnern singen schon unten die Brautlieder." — Ich erwiederte ihr nach alter Gewohnheit: „Vreneli, was macht's Büblein?" Und sie sprach:

„Es hat sein Sach ganz gut gemacht,
Der Wagen trug dich fort mit Pracht,
Ich bin bei ihm geblieben;
Hab, als es vom Geräusch erwacht
Und still sein Gärbchen angelacht,
Ihm Aehren ausgerieben.
Die Körnlein hat es in der Nacht
Gar treu gezählt und mit Bedacht
Sie hüben und auch drüben
In's Soll und Haben rein und sacht,
Wie du es liebst, zu Buch gebracht,
Bis Morgens früh geschrieben."

„Gott sei Dank!" sagte ich, „so hast du denn Alles mit mir geträumt, und Alles wird im Tagebuche stehen, ich habe den Ring Salomonis darum gedreht." — Der Gesang aber tönte näher und näher, und Verena sprach: „Geschwind, stehe auf, daß ich dich ankleide, die Brautjungfern sind schon unter dem Fenster!" — Ich sprang aber auf und fuhr mit dem linken

Fuße zuerſt in den Pantoffel, und öffnete das Fenſter. Draußen lag ein dichter weißer Nebel, die Lieder klangen mir ſo traurig hindurch. Der Nebel fiel mir ins Geſicht, ich ward ſchwermüthig und kriegte den Schnupfen. Ich weinte, konnte nicht ſprechen; jedes Wort ſchnürte mir die Kehle zu. Und da Verena mir den ganzen Brautſchmuck meiner ſeligen Mutter anlegte, und das Bruſtſtück mit den vielen feinen ſchönen Seidenröschen, und das Amaranthen-Brautkränzchen, Alles, was ich ſonſt ſo geliebt, ſtrömten meine Thränen nieder. Oft fragte ſie um die Urſache meiner Thränen, meiner Stummheit, aber ich antwortete nicht.

Als ich ganz geſchmückt war, traten die Brautführerinnen, die Kloſterfrauen mit den Lilien, die Geſpielen mit den Pflichthühnern herein, und nun begann der Zug. Voran ging Verena mit dem langen Korbe; dann folgten meine acht Geſpielen mit den Ordenszeichen der freudig frommen Kinder, ſie trugen die Pflichthühner in ſchön geflochtenen Neſtkörben unter dem einen Arm und faßten mit der andern Hand an die amaranthſeidene Decke von Hennegau, die ſie zwiſchen ſich ausgebreitet trugen; dann folgte ich armes Kind von Hennegau im Brautkleide meiner Mutter, die Kleinode von Badutz und das Hühnlein Gallina auf der Schulter, an jeder Seite eine der Lilienfräulein mit ihren Lilien und hinter mir Klareta, die mir die Schleppe trug. So zog ich zur Kapelle und war nicht luſtig, der Inhalt des Brautgeſanges machte mich noch trauriger, meine Thränen ſtrömten immer reichlicher. Sie ſangen aber abwechſelnd:

Die Geſpielen.

„Komm heraus, komm heraus, o du ſchöne, ſchöne Braut,
Deine guten Tage ſind nun alle, alle aus.
Dein Schleierlein weht ſo feucht und thränenſchwer,
O, wie weinet die ſchöne Braut ſo ſehr!
Mußt die Mägdlein laſſen ſtehn,
Mußt nun zu den Frauen gehn.

Die Lilienfräulein.

Ihr klugen Jungfrau'n zieht hinaus,
Die Lampen ſind geſchmücket,
An's Herz den reinen Blumenſtrauß
Der Bräutigam nun drücket;
Ihr Lilien, gebt der Braut Geleit,
Ihr tragt ein ſchönres Ehrenkleid,
Ein hochzeitlicheres Geſchmeid,
Als Salomo in Herrlichkeit.

Die Geſpielen.

Lege an, lege an heut' auf kurze, kurze Zeit
Deine Seidenröslein, dein reiches Bruſtgeſchmeid',
Dein Schleierlein weht ſo feucht und thränenſchwer,
O, wie weinet die ſchöne Braut ſo ſehr!
Mußt die Zöpflein ſchließen ein
Unter'm goldnen Häubelein.

Die Lilienfräulein.

Heb' an, du liebe Nachtigall,
Dein kunſtreich Figuriren,
Hilf uns mit deinem ſüßen Schall
Das Brautlied muſiziren,
Das Lerchlein ſoll ſein — „Dir, dir, dir,
Dir Gott ſei Lob" auch für und für
Erſchwingen in dem höchſten Ton
Bis auf zu Gott im Himmelsthron.

Die Geſpielen.

Lache nicht, lache nicht, deine Gold- und Perlen-Schuh,
Werden dich ſchon drücken, ſind eng genug dazu.
Dein Schleierlein weht ſo feucht und thränenſchwer,
O, wie weinet die ſchöne Braut ſo ſehr!
Wenn die Andern tanzen gehn
Mußt du bei der Wiege ſtehn.

Die Lilienfräulein.

Du, blauer Himmel, ſpann ein Zelt
Den Bräutigam [illegible],
Ihr Blümlein, webet über's Feld
Den Teppich ihm zu Füßen,
Ihr Lüftlein, reget dann geſchwind
Die Glöcklein, daß ſie duftend lind
Thauperlen ſtreuen auf der Au
Um's arme Kind von Hennegau.

Die Geſpielen.

Winke nur, winke nur, ſind gar leichte, leichte Wink',
Bis den Finger drücket der goldne Treuering.
Dein Schleierlein weht ſo feucht und thränenſchwer,
O, wie weinet die ſchöne Braut ſo ſehr!
Ringlein ſehn heut' lieblich aus,
Morgen werden Feſſeln draus.

Die Lilienfräulein.

Wir Lilien aus dem Lilienthal,
Wir kehren einſtens wieder,
Dann in ein Bettchen eng und ſchmal
Sinkt müd dein Brautkleid nieder,
Dann naht der Seelenbräutigam,
Das Lamm von königlichem Stamm,
Und wer ihm nicht entgegengeht,
Bleibt unerhört und unerhöht.

Die Geſpielen.

Springe heut', ſpringe heut' deinen letzten, letzten Tanz,
Welken erſt die Roſen, ſtehen Dornen in dem Kranz.
Dein Schleierlein weht ſo feucht und thränenſchwer,
O, wie weinet die ſchöne Braut ſo ſehr!
Mußt die Blümlein laſſen ſtehn,
Mußt nun auf den Acker gehn.

Die Lilienfräulein.

Führt ſternenreine Engelein
Die Braut auf guter Weide,
Durch Lieb' und Leid, bis klar und rein,
Der Geiſt im Lilienkleide
Sich ſcheidet von dem Dornenthal
Und mit uns ſingt beim Hochzeitsmahl:
O Stern und Blume, Geiſt und Kleid,
Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit!"

Es wird Jedermann leicht einſehen, daß alles dieſes mehr zum Weinen als zum Lachen war. Erſt die kühlen Nächte auf der Bleiche in Hennegau, dann die Geſchichte der Kleinodien von Badutz, dann durch neun Feuer geſprungen, dann die Angſt um die amaranthſeidene Decke, dann die lange gewaltſame Entführung zu Pferd, dann der Kampf unter der Linde, dann die plötzliche Verlobung durch die Gewalt des Salomonsringes, dann die Jahrhunderte von Meilen lange Traumreiſe mit Verena zum Erndtekranz und das mühſelige Weinen von Weizenkörnern für das Büblein, dann noch pudelnaß von Thränen aus dem Schlafe geweckt durch ein wehklagendes Hochzeitslied, dann in den linken Pantoffel zuerſt geſchlüpft, dann den Kopf durchs Fenſter hinaus in den kalten Nebel, wie in einen naſſen Mehlſack geſteckt, dann mühſelig eingeſchnürt in der verſtorbenen Mutter Brautkleid, das mir viel zu eng iſt, dann hinter der Sterbedecke meiner Mutter her, auf der auch ich einſt ſterben ſollte, durch den kalten Nebel von lamentabelm Geſange begleitet. — Sollte ich nicht ſchwer und krank und müde ſein, und den Schnupfen ganz entſetzlich haben?

Das Fatalſte war noch, daß das Hühnlein Gallina ganz naß und kalt die Flügel hängen ließ, und da ich ſehr oft und ungemein ſtark nieſte, fuhr es erſchreckt zuſammen und mir mit den naßkalten Flügeln an den Hals, wodurch ich gewiß einen

Halskrampf bekommen hätte, denn der Schluchser ſtellte ſich ſchon ein; jedoch Klareta hängte mir die neun Röslein, die ich beim Johannisfeuer erobert hatte, um den Hals, das half ſo ziemlich. Aber ich mußte alle Augenblicke denken: Wäre ich nicht über das neunte Feuer geſprungen, ſo brauchte ich nicht hier im Nebel zu gehn.

Ich werde mein Leben lang an dieſen Brautzug denken, wenn ich verdrießlich bin. Man kann ſich keine verdrießlichere Braut denken als mich, Alles ärgerte mich, ſelbſt daß ich keine Wand ſah, an der mich eine Fliege hätte ärgern können. — Ach! dachte ich, wäre doch der fatale Ring Salomonis nicht, der mit der Erfüllung aller Wünſche einem ſchier die Thür einrennt, das plötzliche Glück trifft einen wie ein Schlagfluß, es wird mir Nichts zu wünſchen übrig bleiben, das iſt die größte Armuth. Gockel mag es gut meinen, aber was iſt das für eine Heirath über Hals und Kopf? Alle Schränke ſind voll und eingeräumt, und keinen Faden habe ich geſponnen, gewebt, gebleicht, genäht. Ach, die Freuden einer großen Wäſche ſind nun ewig für mich verloren! O, unausſtehliche Vollkommenheit aller Mobilien — nichts zu beſorgen, auszuſuchen, zu beſtellen; nur wünſchen, wünſchen, wünſchen und auch gleich beſitzen — o verwünſchtes Wünſchen!

In ſolchen Jammergedanken nahten wir der Kapelle, und ich hatte noch eine neue Urſache, mich zu ärgern. Die Brautgeſchenke Gockel's zogen mir entgegen, er hatte die Geſchenke Salomo's und der Königin von Saba durch den Ring herbei gewünſcht, und das war eine Toilette aus einem goldnen Hahn und einer goldnen Henne beſtehend von ſo kunſtreichem Innern und Aeußern, daß mir der Geduldfaden ganz riß, all das Zeug anzuſehen.

Was mir in der Kapelle geſchah, würde ich hier gar nicht ſagen, wenn es nicht meiner Verdrießlichkeit die Krone aufgeſetzt

hätte. Graf Gockel erwartete mich am Altar, ich ſah ihn nicht an, er ward ſehr betrübt über meinen Unmuth, er bat mich dringend um die Urſache, ich antwortete nicht. Da ward dem Alektryo auf ſeiner Schulter der Kamm ganz blutroth, und er ließ drohende Töne hören; — das fand ich impertinent. Daß aber Gallina auf meiner Schulter ſich darauf einließ, mit freundlicher Stimme zu antworten, verdroß mich mehr als Alles. — Ich meinte, ſie habe mir etwas von meinem Rechte vergeben, und hätte ſie ſchier herabgeſtoßen. Aber Verena flüſterte: „Das fromme Hühnlein weiß Alles!“ — das verdroß mich wieder. Doch nun trat Jacob von Guiſe vor den Altar und hielt die Trauungsrede, und als wir die Ringe wechſelten und ich das Jawort ſagen wollte, mußte ich ſo entſetzlich nieſen, daß ich ſelbſt und alle Anweſenden in lautes Lachen ausbrachen. Gockel drehte den Ring mit dem lauten Wunſche: „Zur Geſundheit!“ — Da wirkte mein Nieſen und Gockel's Proſit plötzlich. Der Nebel zerriß, die Sonne ſtand am blauen Himmel, aller Schnupfen fiel mir wie Schuppen von den Augen, ich war luſtig und froh wie ein Kind, und hätte allen Menſchen mögen um den Hals fallen. Anfangs ärgerte mich das noch ein wenig, darum mag es hier ſtehen, aber weil auch dieſer Aerger bald ganz abzog — ſo will ich nichts weiter ſagen.

Als wir die Kapelle verließen, gab mir Gockel den Ring Salomonis wieder, und ich drehte ihn geſchwind mit dem Wunſche, mein Tagebuch zu haben, um zu ſehen, ob mehr darin ſtehe, als hier geſchrieben ſteht. Da trat auf einmal das Büblein zu mir hin mit dem Buch. Es bückte ſich und wollte Staub vom Boden auf die friſche Schrift ſtreuen und dann die Feder an den Aermel wiſchen; ich klopfte ihm aber auf die Finger und ſagte: „Pfui,“ und drehte den Ring Salomonis mit den Worten:

„Salomo du weiſer König,
Dem die Geiſter unterthänig,
Bilde aus dem Nebel mir
Gleich rein Seidenlöſchpapier.
Zephyr ſoll ein ganzes Buch,
Wie gewebt aus Wohlgeruch,
Sänftlich zu mir niederhauchen
Nach Belieben es zu brauchen.
Vieles leg ich auf die Locken,
Bis ſie von dem Thaue trocken;
Ein Blatt muß in's Tagbuch hier,
Denn ſonſt möchte das Geſchmier
Von dem Büblein es beſchmutzen,
Ein Blatt mag es ſelbſt benutzen,
Seine Feder auszuputzen.
Ringlein, Ringlein dreh' dich um,
Schnell ein Fließblatt! bitt' dich drum."

Da kam ein leiſes, lindes Wehen angeſtrömt, es hauchte fünf und zwanzigmal, und mit jedem Hauche ward der Himmel blauer, ſchien die Sonne heller, und ein wunderlieblicher geflügelter Jüngling ſchwebte durch die ſäuſelnden Bäume und über die wiegenden Blumenglocken zu mir nieder. Er trug eine Blumenkrone, eine Wolke von Wohlgeruch duftete um ihn, es ſpielte ein Buch des feinſten Seidenpapiers in ſeiner Hand, vom Hauche ſeines Mundes und dem Schlage ſeiner Flügel durchfächelt. Er überreichte es mir, ſpielte in meinen Locken und entſchwebte mit einem Seufzer, ohne die Locken meiner Brautjungfern zu berühren, die mit Hyacinthen bekränzt ihm wehmüthige Gedanken erregten.

Ich zählte das Buch Seidenpapier der Ordnung halber, und es waren richtig fünf und zwanzig Bogen von feinem Nebel vor der Sonne getrocknet. Ich hielt einen Bogen vor die Sonne, um das Papierzeichen kennen zu lernen, und ſah das Himmelszeichen der Plejaden, der Glucknenne mit ihren Küchlein darauf abgebildet

und die Worte umher: „Vivat, die goldene Amey!“ eine Aufmerkſamkeit Salomon's, welche mir ſehr ſchmeichelte. Ich trocknete meine Locken mit einem Theile der Bogen, legte einen Bogen in das Tagebuch, und reichte den letzten, der ohnedies etwas ſchadhaft war, dem Büblein, ſeine Feder daran zu reinigen. Es that dies und verſchwand, das Papier mit einem Tintenflecken fiel mir zu Füßen. Das Büblein war fort; es war, als habe es ſein eignes Daſein aus der Feder geputzt. Ich legte das Blatt auch in das Buch, als ein Andenken an das arme Büblein, und las die letzten Worte, die es in das Tagebuch geſchrieben:

„Was reif in dieſen Zeilen ſteht,
Was lächelnd winkt und ſinnend fleht,
Das ſoll kein Kind betrüben.
Die Einfalt hat es ausgeſät,
Die Schwermuth hat hindurch geweht,
Die Sehnſucht hat's getrieben.
Und iſt das Feld einſt abgemäht,
Die Armuth durch die Stoppeln geht,
Sucht Aehren, die geblieben,
Sucht Lieb', die für ſie untergeht,
Sucht Lieb', die mit ihr auferſteht,
Sucht Lieb', die ſie kann lieben.
Und hat ſie einſam und verſchmäht
Die Nacht durch dankend in Gebet
Die Körner ausgerieben,
Lieſt ſie, als früh der Hahn gekräht,
Was Lieb' erhielt, was Leid verweht,
An's Feldkreuz angeſchrieben:
O Stern und Blume, Geiſt und Kleid,
Lieb', Leid und Zeit und Ewigkeit!“

Geſchichte

vom

braven Kasperl und dem ſchönen Annerl.

Es war Sommers-Frühe. Die Nachtigallen ſangen erſt ſeit einigen Tagen durch die Straßen, und verſtummten heut' in einer kühlen Nacht, welche von fernen Gewittern zu uns herwehte. Der Nachtwächter rief die elfte Stunde an. Da ſah ich, nach Hauſe gehend, vor der Thür eines großen Gebäudes einen Trupp von allerlei Geſellen, die vom Biere kamen, um Jemand, der auf den Thürſtufen ſaß, verſammelt. Ihr Antheil ſchien mir ſo lebhaft, daß ich irgend ein Unglück beſorgte und mich näherte.

Eine alte Bäuerin ſaß auf der Treppe, und ſo lebhaft die Geſellen ſich um ſie bekümmerten, ſo wenig ließ ſie ſich von den neugierigen Fragen und gutmüthigen Vorſchlägen derſelben ſtören. Es hatte etwas ſehr Befremdendes, ja ſchier Großes, wie die gute alte Frau ſo ſehr wußte, was ſie wollte, daß ſie, als ſei ſie ganz allein in ihrem Kämmerlein, mitten unter den Leuten es ſich unter freiem Himmel zur Nachtruhe bequem machte. Sie nahm ihre Schürze als ein Mäntelchen um, zog ihren großen ſchwarzen wachsleinenen Hut tiefer in die Augen, legte ſich ihr Bündel unter den Kopf zurecht und gab auf keine Frage Antwort.

„Was fehlt dieſer alten Frau?" fragte ich einen der Anweſenden. Da kamen Antworten von allen Seiten: „Sie kommt ſechs Meilen Weges vom Lande, ſie kann nicht weiter, ſie weiß nicht Beſcheid in der Stadt, ſie hat Befreundete am andern Ende der Stadt und kann nicht hin finden." „Ich wollte ſie führen," ſagte Einer, „aber es iſt ein weiter Weg und ich habe meinen Hausſchlüſſel nicht bei mir. Auch würde ſie das Haus nicht kennen, wo ſie hin will." „Aber hier kann die Frau nicht liegen bleiben," ſagte ein Neuhinzugetretener. „Sie will aber platterdings," antwortete der Erſte, „ich habe es ihr längſt

geſagt: ich wolle ſie nach Haus bringen; doch ſie redet ganz verwirrt, ja ſie muß wohl betrunken ſein. — Ich glaube, ſie iſt blödſinnig. Aber hier kann ſie doch in keinem Falle bleiben," wiederholte Jener, „die Nacht iſt kühl und lang."

Während allem dieſem Gerede war die Alte, gerade als ob ſie taub und blind ſei, ganz ungeſtört mit ihrer Zubereitung fertig geworden, und da der Letzte abermals ſagte: „Hier kann ſie doch nicht bleiben," erwiederte ſie mit einer wunderlich tiefen und ernſten Stimme:

„Warum ſoll ich nicht hier bleiben, iſt dies nicht ein herzogliches Haus? Ich bin acht und achtzig Jahre alt, und der Herzog wird mich gewiß nicht von ſeiner Schwelle treiben. Drei Söhne ſind in ſeinem Dienſte geſtorben, und mein einziger Enkel hat ſeinen Abſchied genommen; — Gott verzeiht es ihm gewiß, und ich will nicht ſterben, bis er in ſeinem ehrlichen Grabe liegt."

„Acht und achtzig Jahre und ſechs Meilen gelaufen!" ſagten die Umſtehenden, „ſie iſt müd' und kindiſch, in ſolchem Alter wird der Menſch ſchwach."

„Mutter, Sie kann aber den Schnupfen kriegen und ſehr krank werden hier, und Langeweile wird Sie auch haben," ſprach nun einer der Geſellen und beugte ſich näher zu ihr.

Da ſprach die Alte wieder mit ihrer tiefen Stimme, halb bittend, halb befehlend:

„O, laßt mir meine Ruhe, und ſeid nicht unvernünftig; ich brauch' keinen Schnupfen, ich brauche keine Langeweile; es iſt ja ſchon ſpät an der Zeit, acht und achtzig bin ich alt, der Morgen wird bald anbrechen, da geh' ich zu meinen Befreundeten. Wenn ein Menſch fromm iſt, und hat Schickſale, und kann beten, ſo kann er die paar armen Stunden auch noch wohl hinbringen."

Die Leute hatten ſich nach und nach verloren, und die letzten, welche noch da ſtanden, eilten auch hinweg, weil der Nachtwächter

durch die Straße kam und sie sich von ihm ihre Wohnungen wollten öffnen lassen. So war ich allein noch gegenwärtig. Die Straße ward ruhiger. Ich wandelte nachdenkend unter den Bäumen des vor mir liegenden freien Platzes auf und nieder; das Wesen der Bäuerin, ihr bestimmter ernster Ton, ihre Sicherheit im Leben, das sie acht und achtzigmal mit seinen Jahreszeiten hatte zurückkehren sehen, und das ihr nur wie ein Vorsaal im Bethause erschien, hatten mich mannichfach erschüttert. Was sind alle Leiden, alle Begierden meiner Brust, die Sterne gehen ewig unbekümmert ihren Weg, wozu suche ich Erquickung und Labung, und von wem suche ich sie und für wen? Alles, was ich hier suche und liebe und erringe, wird es mich je dahin bringen, so ruhig, wie diese gute fromme Seele, die Nacht auf der Schwelle des Hauses zubringen zu können, bis der Morgen erscheint, und werde ich dann den Freund finden, wie sie? Ach, ich werde die Stadt nicht erreichen, ich werde, wegemüde, schon in dem Sande vor dem Thor umsinken und vielleicht gar in die Hände der Räuber fallen. So sprach ich zu mir selbst, und als ich durch den Lindengang mich der Alten wieder näherte, hörte ich sie halb laut mit gesenktem Kopfe vor sich hin beten. Ich war wunderbar gerührt, und trat zu ihr hin und sprach: „Mit Gott, fromme Mutter, bete Sie auch ein wenig für mich!“ — bei welchen Worten ich ihr einen Thaler in die Schürze warf.

Die Alte sagte hierauf ganz ruhig: „Hab' tausend Dank, mein lieber Herr, daß du mein Gebet erhört.“

Ich glaubte, sie spreche mit mir und sagte: „Mutter, habt Ihr mich denn um etwas gebeten? ich wüßte nicht.“

Da fuhr die Alte überrascht auf und sprach: „Lieber Herr, gehe Er doch nach Haus und bete Er fein, und lege Er sich schlafen. Was zieht Er so spät noch auf der Gasse herum? Das ist jungen Gesellen gar nichts nütze, denn der Feind geht

um und ſuchet, wo er ſich Einen erfange. Es iſt Mancher durch ſolch Nachtlaufen verdorben. Wen ſucht er? Den Herrn? Der iſt in des Menſchen Herz, ſo er züchtiglich lebt, und nicht auf der Gaſſe. Sucht Er aber den Feind, ſo hat Er ihn ſchon; gehe Er hübſch nach Haus und bete Er, daß Er ihn los werde. Gute Nacht!"

Nach dieſen Worten wendete ſie ſich ganz ruhig nach der andern Seite, und ſteckte den Thaler in ihren Reiſeſack. Alles, was die Alte that, machte einen eigenthümlichen ernſten Eindruck auf mich, und ich ſprach zu ihr: „Liebe Mutter, Ihr habt wohl recht, aber Ihr ſelbſt ſeid es, was mich hier hält. Ich hörte Euch beten und wollte Euch anſprechen, meiner dabei zu gedenken."

„Das iſt ſchon geſchehen," ſagte ſie. „Als ich Ihn ſo durch den Lindengang wandeln ſah, bat ich Gott: er möge Euch gute Gedanken geben. Nun habe Er ſie, und gehe Er fein ſchlafen."

Ich aber ſetzte mich zu ihr nieder auf die Treppe, und ergriff ihre dürre harte Hand und ſagte: „Laſſet mich hier bei Euch ſitzen die Nacht hindurch, und erzählet mir, woher Ihr ſeid und was Ihr hier in der Stadt ſucht; Ihr habt hier keine Hilfe, in Eurem Alter iſt man Gott näher als den Menſchen; die Welt hat ſich verändert, ſeit Ihr jung waret." —

„Das ich nicht wüßte," erwiederte die Alte, „ich hab's mein Lebetag ganz einerlei gefunden. Er iſt noch zu jung, da verwundert man ſich über Alles; mir iſt Alles ſchon ſo oft wieder vorgekommen, daß ich es nur noch mit Freuden anſehe, weil es Gott ſo treulich damit meint. Aber man ſoll keinen guten Willen von ſich weiſen, wenn er Einem auch gerade nicht noth thut, ſonſt möchte der liebe Freund ausbleiben, wenn er ein andermal gar willkommen wäre; bleibe Er drum immer ſitzen, und ſehe Er, was Er mir helfen kann. Ich will Ihm

erzählen, was mich in die Stadt den weiten Weg hertreibt? Ich hätt' es nicht gedacht, wieder hierher zu kommen. Es ſind ſiebzig Jahre, daß ich hier im Hauſe als Magd gedient habe, auf deſſen Schwelle ich ſitze, ſeitdem war ich nicht mehr in der Stadt; was die Zeit herumgeht? Es iſt, als wenn man eine Hand umwendet. Wie oft habe ich hier am Abend geſeſſen vor ſiebzig Jahren, und habe auf meinen Schatz gewartet, der bei der Garde ſtand. Hier haben wir uns auch verſprochen. Wenn er hier — aber ſtill, da kömmt die Runde vorbei."

Da hob ſie an mit gemäßigter Stimme, wie etwa junge Mägde und Diener in ſchönen Mondnächten, vor der Thüre zu ſingen, und ich hörte mit innigem Vergnügen folgendes ſchöne alte Lied von ihr:

„Wann der jüngſte Tag wird werden,
Dann fallen die Sternelein auf die Erden.
Ihr Todten, ihr Todten ſollt auferſtehn,
Ihr ſollt vor das jüngſte Gerichte gehn;
Ihr ſollt treten auf die Spitzen,
Da die lieben Engelein ſitzen.
Da kam der liebe Gott gezogen
Mit einem ſchönen Regenbogen.
Da kamen die falſchen Juden gegangen,
Die führten einſt unſern Herrn Chriſtum gefangen.
Die hohen Bäum' erleuchten ſehr,
Die harten Stein' zerknirſchten ſehr.
Wer dies Gebetlein beten kann,
Der bet's des Tages nur einmal,
Die Seele wird vor Gott beſtehn,
Wann wir werden zum Himmel eingehn!" Amen.

Als die Runde uns näher kam, wurde die gute Alte gerührt. „Ach, ſagte ſie, es iſt heute der ſechzehnte Mai, es iſt doch Alles einerlei, gerade wie damals, nur haben ſie andere Mützen auf und keine Zöpfe mehr. Thut nichts, wenn's Herz nur gut iſt!"

Der Offizier der Runde blieb bei uns ſtehen und wollte eben fragen, was wir hier ſo ſpät zu ſchaffen hätten, als ich den Fähnrich Graf Groſſinger, einen Bekannten, in ihm erkannte. Ich ſagte ihm kurz den ganzen Handel, und er ſagte, mit einer Art von Erſchütterung: „Hier haben Sie einen Thaler für die Alte und eine Roſe," — die er in der Hand trug, — „ſo alte Bauersleute haben Freude an Blumen. Bitten Sie die Alte, Ihnen Morgen das Lied in die Feder zu ſagen, und bringen Sie mir es. Ich habe lange nach dem Liede getrachtet, aber es nie ganz habhaft werden können." Hiermit ſchieden wir, denn der Poſten der nahe gelegenen Hauptwache, bis zu welcher ich ihn über den Platz begleitet hatte, rief: „Wer da!" Er ſagte mir noch, daß er die Wache am Schloſſe habe, ich ſollte ihn dort beſuchen. Ich ging zu der Alten zurück, und gab ihr die Roſe und den Thaler.

Die Roſe ergriff ſie mit einer rührenden Heftigkeit, und befeſtigte ſie ſich auf ihren Hut, indem ſie mit einer etwas feineren Stimme und faſt weinend die Worte ſprach:

„Roſen die Blumen auf meinem Hut,
Hätt' ich viel Geld, das wäre gut,
Roſen und mein Liebchen."

Ich ſagte zu ihr: „Ei, Mütterchen, Ihr ſeid ja ganz munter geworden." Und ſie erwiederte:

„Munter, munter,
Immer bunter,
Immer runder.
Oben ſtund er,
Nun bergunter,
'S iſt kein Wunder!"

„Schau er, lieber Menſch, iſt es nicht gut, daß ich hier ſitzen geblieben? Es iſt Alles einerlei, glaub' er mir. Heute ſind es ſiebzig Jahre, da ſaß ich hier vor der Thür, ich war eine

flinke Magd und ſang gern alle Lieder. Da ſang ich auch das Lied vom jüngſten Gericht, wie heute, da die Runde vorbeiging, und da warf mir ein Grenadier im Vorübergehen eine Roſe in den Schooß, — die Blätter hab' ich noch in meiner Bibel liegen — das war meine erſte Bekanntſchaft mit meinem ſeligen Mann. Am andern Morgen hatte ich die Roſe vorgeſteckt in der Kirche, und da fand er mich, und es ward bald richtig. Drum hat es mich gar ſehr gefreut, daß mir heute wieder eine Roſe ward. Es iſt ein Zeichen, daß ich zu ihm kommen ſoll, und darauf freu' ich mich herzlich. Vier Söhne und eine Tochter ſind mir geſtorben, vorgeſtern hat mein Enkel ſeinen Abſchied genommen, — Gott helfe ihm und erbarme ſich ſeiner! — und morgen verläßt mich eine andere gute Seele, aber was ſag' ich morgen, iſt es nicht ſchon Mitternacht vorbei?"

„Es iſt Zwölfe vorüber" erwiederte ich, verwundert über ihre Rede.

„Gott gebe ihr Troſt und Ruhe die vier Stündlein, die ſie noch hat," ſagte die Alte und ward ſtill, indem ſie die Hände faltete. Ich konnte nicht ſprechen, ſo erſchütterten mich ihre Worte und ihr ganzes Weſen. Da ſie aber ganz ſtille blieb und der Thaler des Offiziers noch in ihrer Schürze lag, ſagte ich zu ihr: „Mutter, ſteckt den Thaler zu Euch, Ihr könntet ihn verlieren."

„Den wollen wir nicht weglegen, den wollen wir meiner Befreundeten ſchenken in ihrer letzten Noth!" erwiederte ſie. „Den erſten Thaler nehm' ich morgen wieder mit nach Haus, der gehört meinem Enkel, der ſoll ihn genießen. Ja ſeht, es iſt immer ein herrlicher Junge geweſen, und hielt etwas auf ſeinen Leib und auf ſeine Seele — ach Gott, auf ſeine Seele! — Ich habe gebetet den ganzen Weg, es iſt nicht möglich, der liebe Herr läßt ihn gewiß nicht verderben. Unter allen Burſchen war er immer der reinlichſte und fleißigſte in der Schule, aber

auf die Ehre war er vor Allem ganz erſtaunlich. Sein Lieutenant hat auch immer geſprochen: „Wenn meine Schwadron Ehre im Leibe hat, ſo ſitzt ſie bei dem Finkel im Quartier.“ Er war unter den Uhlanen. Als er zum erſten Mal aus Frankreich zurück kam, erzählte er allerlei ſchöne Geſchichten, aber immer war von der Ehre dabei die Rede. Sein Vater und ſein Stiefbruder waren bei dem Landſturm, und kamen oft mit ihm wegen der Ehre in Streit, denn was er zuviel hatte, hatten ſie nicht genug. Gott verzeih' mir meine ſchwere Sünde, ich will nicht ſchlecht von ihnen reden, Jeder hat ſein Bündel zu tragen: aber meine ſelige Tochter, ſeine Mutter, hat ſich zu Tode gearbeitet bei dem Faulpelz, ſie konnte nicht erſchwingen, ſeine Schulden zu tilgen. Der Uhlane erzählte von den Franzoſen, und als der Vater und Stiefbruder ſie ganz ſchlecht machen wollten, ſagte der Uhlane: „Vater, das verſteht Ihr nicht, ſie haben doch viel Ehre im Leibe.“ Da ward der Stiefbruder tückiſch und ſagte: „Wie kannſt du deinem Vater ſo viel von der Ehre vorſchwatzen? war er doch Unteroffizier im N...ſchen Regiment, und muß es beſſer als du verſtehen, der nur Gemeiner iſt.“ „Ja,“ ſagte da der alte Finkel, der nun auch rebelliſch ward, „das war ich, und habe manchem vorlauten Burſchen Fünf und zwanzig aufgezählt; hätte ich nur Franzoſen in der Compagnie gehabt, die ſollten ſie noch beſſer gefühlt haben, mit ihrer Ehre.“ Die Rede that dem Uhlanen gar weh, und er ſagte: „Ich will ein Stückchen von einem franzöſiſchen Unteroffizier erzählen, das gefällt mir beſſer. Unterm vorigen Könige ſollten auf einmal die Prügel bei der franzöſiſchen Armee eingeführt werden. Der Befehl des Kriegsminiſters wurde zu Straßburg bei einer großen Parade bekannt gemacht, und die Truppen hörten in Reih' und Glied die Bekanntmachung mit ſtillem Grimm an. Da aber noch am Schluß der Parade ein Gemeiner einen Exzeß machte, wurde

ſein Unteroffizier vorcommandirt, ihm zwölf Hiebe zu geben. Es wurde ihm mit Strenge befohlen, und er mußte es thun. Als er aber fertig war, nahm er das Gewehr des Mannes, den er geſchlagen hatte, ſtellte es vor ſich an die Erde, und drückte mit dem Fuße los, daß ihm die Kugel durch den Kopf fuhr und er todt niederſank. Das wurde an den König berichtet, und der Befehl, Prügel zu geben, ward gleich zurückgenommen. Seht, Vater, das war ein Kerl, der Ehre im Leibe hatte!" „Ein Narr war es," ſprach der Bruder. — „Freß deine Ehre, wenn du Hunger haſt!" brummte der Vater. Da nahm mein Enkel ſeinen Säbel und ging aus dem Hauſe und kam zu mir in mein Häuschen, und erzählte mir Alles und weinte die bitteren Thränen. Ich konnte ihm nicht helfen. Die Geſchichte, die er mir auch erzählte, konnte ich zwar nicht ganz verwerfen, aber ich ſagte ihm doch immer zuletzt: „Gib Gott allein die Ehre!" Ich gab ihm noch den Segen, denn ſein Urlaub war am andern Tag aus, und er wollte noch eine Meile umreiten nach dem Orte, wo ein Pathchen von mir auf dem Edelhofe diente, auf die er gar viel hielt, er wollte einmal mit ihr hauſen. — Sie werden auch wohl bald zuſammen kommen, wenn Gott mein Gebet erhört. Er hat ſeinen Abſchied ſchon genommen, mein Pathchen wird ihn heut' erhalten, und die Ausſteuer hab ich auch ſchon beiſammen, es ſoll auf der Hochzeit weiter Niemand ſein, als ich." Da ward die Alte wieder ſtill und ſchien zu beten. Ich war in allerlei Gedanken über die Ehre, und ob ein Chriſt den Tod des Unteroffiziers ſchön finden dürfe? Ich wollte, es ſagte mir einmal Einer etwas Hinreichendes darüber.

Als der Wächter Ein Uhr anrief, ſagte die Alte: „Nun habe ich noch zwei Stunden. Ei, Er iſt noch da, warum geht Er nicht ſchlafen? Er wird morgen nicht arbeiten können und mit ſeinem Meiſter Händel kriegen; von welchem Handwerk iſt Er denn, mein guter Menſch?"

Da wußte ich nicht recht, wie ich es ihr deutlich machen ſollte, daß ich ein Schriftſteller ſei. Ich bin ein Geſtudirter durfte ich nicht ſagen, ohne zu lügen. Es iſt wunderbar, daß ein Deutſcher immer ſich ein wenig ſchämt, zu ſagen: er ſei ein Schriftſteller. Zu Leuten aus den untern Ständen ſagt man es am ungernſten, weil dieſen gar leicht die Schriftgelehrten und Phariſäer aus der Bibel dabei einfallen. Der Name Schriftſteller iſt nicht ſo eingebürgert bei uns, wie das homme de lettres bei den Franzoſen, welche überhaupt als Schriftſteller zünftig ſind, und in ihren Arbeiten mehr hergebrachtes Geſetz haben, ja bei denen man auch fragt: où avez-vous fait votre Philosophie, wo haben ſie ihre Philoſophie gemacht? wie denn ein Franzoſe ſelbſt viel mehr von einem gemachten Manne hat. Doch dieſe nicht deutſche Sitte iſt es nicht allein, welche das Wort Schriftſteller ſo ſchwer auf der Zunge macht, wenn man am Thore um ſeinen Charakter gefragt wird, ſondern eine gewiſſe innere Scham hält uns zurück, ein Gefühl, welches Jeden befällt, der mit freien und geiſtigen Gütern, mit unmittelbaren Geſchenken des Himmels Handel treibt. Gelehrte brauchen ſich weniger zu ſchämen als Dichter, denn ſie haben gewöhnlich Lehrgeld gegeben, ſind meiſt in Aemtern des Staates, ſpalten an groben Klötzen, oder arbeiten in Schachten, wo viel wilde Waſſer auszupumpen ſind. Aber ein ſogenannter Dichter iſt am übelſten daran, weil er meiſtens aus dem Schulgarten nach dem Parnaß entlaufen, und es iſt auch wirklich ein verdächtiges Ding um einen Dichter von Profeſſion, der es nicht nur nebenher iſt. Man kann ſehr leicht zu ihm ſagen: Mein Herr, ein jeder Menſch hat, wie Hirn, Herz, Magen, Milz, Leber und dergleichen, auch eine Poeſie im Leibe; wer aber eines dieſer Glieder überfüttert, verfüttert oder mäſtet, und es über alle andre hinüber treibt, ja es gar zum Erwerbzweige macht, der muß ſich ſchämen vor ſeinem ganzen übrigen Menſchen. Einer, der von der Poeſie

lebt, hat das Gleichgewicht verloren, und eine übergroße Gänseleber, ſie mag noch ſo gut ſchmecken, ſetzt doch immer eine kranke Gans voraus. Alle Menſchen, welche ihr Brod nicht im Schweiß ihres Angeſichts verdienen, müſſen ſich einigermaßen ſchämen; und das fühlt Einer, der noch nicht ganz in der Tinte war, wenn er ſagen ſoll, er ſei ein Schriftſteller.) So dachte ich Allerlei, und beſann mich, was ich der Alten ſagen ſollte, welche, über mein Zögern verwundert, mich anſchaute und ſprach:

„Welch ein Handwerk Er treibt?" frage ich? „Warum will Er mir's nicht ſagen? Treibt Er kein ehrlich Handwerk, ſo greif Er's noch an, es hat einen goldnen Boden. Er iſt doch nicht etwa gar ein Henker oder Spion, der mich ausholen will? Meinethalben ſei Er, wer Er will, ſag' Er's, wer Er iſt! Wenn Er bei Tage ſo hier ſäße, würde ich glauben, Er ſei ein Lehnerich, ſo ein Tagedieb, der ſich an die Häuſer lehnt, damit er nicht umfällt vor Faulheit."

Da fiel mir ein Wort ein, das mir vielleicht eine Brücke zu ihrem Verſtändniß ſchlagen könnte: „Liebe Mutter," ſagte ich, „ich bin ein Schreiber." „Nun," ſagte ſie, „das hätte Er gleich ſagen ſollen. Er iſt alſo ein Mann von der Feder, dazu gehören feine Köpfe und ſchnelle Finger, und ein gutes Herz, ſonſt wird Einem drauf geklopft. Ein Schreiber iſt Er? Kann er mir dann wohl eine Bittſchrift aufſetzen an den Herzog, die aber gewiß erhört wird und nicht bei den vielen anderen liegen bleibt?"

„Eine Bittſchrift, liebe Mutter," ſprach ich, „kann ich Ihr wohl aufſetzen, und ich will mir alle Mühe geben, daß ſie recht eindringlich abgefaßt ſein ſoll."

„Nun, das iſt brav von Ihm," erwiederte ſie. „Gott lohn' es Ihm, und laſſe Ihn älter werden, als mich, und gebe Ihm auch in Seinem Alter einen ſo geruhigen Muth und eine

ſo ſchöne Nacht mit Roſen und Thalern, wie mir, und auch einen Freund, der Ihm eine Bittſchrift macht, wenn es Ihm Noth thut. Aber jetzt gehe Er nach Haus, lieber Freund, und kaufe Er ſich einen Bogen Papier und ſchreibe Er die Bittſchrift; ich will hier auf Ihn warten. Noch eine Stunde, dann gehe ich zu meiner Pathe, Er kann mitgehen; ſie wird ſich auch freuen an der Bittſchrift. Sie hat gewiß ein gut Herz, aber Gottes Gerichte ſind wunderbar!"

Nach dieſen Worten ward die Alte wieder ſtill, ſenkte den Kopf und ſchien zu beten. Der Thaler lag noch auf ihrem Schooße. Sie weinte. „Liebe Mutter, was fehlt Euch, was thut Euch ſo weh? Ihr weinet?" ſprach ich.

„Nun, warum ſoll ich denn nicht weinen, ich weine auf den Thaler, ich weine auf die Bittſchrift, auf Alles weine ich. Aber es hilft Nichts, es iſt doch Alles viel, viel beſſer auf Erden, als wir Menſchen es verdienen, und gallenbittre Thränen ſind noch viel zu ſüße. Sehe Er nur einmal das goldne Kameel da drüben, an der Apotheke. Wie doch Gott Alles ſo herrlich und wunderbar geſchaffen hat; aber der Menſch erkennt es nicht. Und ein ſolch' Kameel geht eher durch ein Nadelöhr, als ein Reicher in das Himmelreich. — Aber, was ſitzt Er denn immer da, gehe Er, den Bogen Papier zu kaufen, und bringe Er mir die Bittſchrift."

„Liebe Mutter," ſagte ich, „wie kann ich Euch die Bittſchrift machen, wenn Ihr mir nicht ſagt, was ich hineinſchreiben ſoll."

„Das muß ich Ihm ſagen?" erwiederte ſie, „dann iſt es freilich keine Kunſt, und wundre ich mich nicht mehr, daß Er ſich einen Schreiber zu nennen ſchämte, wenn man Ihm Alles ſagen ſoll. Nun, ich will mein Mögliches thun. Setz' Er in die Bittſchrift, daß zwei Liebende bei einander ruhen ſollen, und daß ſie Einen nicht auf die Anatomie bringen ſollen, damit man ſeine Glieder beiſammen hat, wenn es heißt:

„Ihr Todten, ihr Todten ſollt auferſtehn, ihr ſollt vor das jüngſte Gericht gehn.““ Da fing ſie wieder bitterlich an zu weinen.

Ich ahnte, ein ſchweres Leid müſſe auf ihr laſten, aber ſie fühle bei der Bürde ihrer Jahre nur in einzelnen Momenten ſich ſchmerzlich gerührt. Sie weinte, ohne zu klagen, ihre Worte waren immer gleich ruhig und kalt. Ich bat ſie nochmals, mir die ganze Veranlaſſung zu ihrer Reiſe in die Stadt zu erzählen, und ſie ſprach:

„Mein Enkel, der Uhlane, von dem ich Ihm erzählte, hatte doch mein Pathchen ſehr lieb, wie ich Ihm vorher ſagte, und ſprach der ſchönen Annerl, wie die Leute ſie ihres glatten Spiegels wegen nannten, immer von der Ehre vor, und ſagte ihr immer: ſie ſolle auf ihre Ehre halten und auch auf ſeine Ehre. Da kriegte dann das Mädchen etwas ganz Appartes in ihr Geſicht und ihre Kleidung von der Ehre. Sie war feiner und manierlicher, als alle andere Dirnen. Alles ſaß ihr knapper am Leib, und wenn ſie ein Burſche einmal ein wenig derb beim Tanze anfaßte, oder ſie etwa höher als den Steg der Baßgeige ſchwang, ſo konnte ſie bitterlich darüber bei mir weinen, und ſprach dabei immer: „Es ſei wider ihre Ehre.“ Ach, das Annerl iſt ein eignes Mädchen immer geweſen. Manchmal, wenn kein Menſch es ſich verſah, fuhr ſie mit beiden Händen nach ihrer Schürze, und riß ſie ſich vom Leib, als ob Feuer drinn ſei, und dann fing ſie gleich entſetzlich an zu weinen. Aber das hat ſeine Urſache, es hat ſie mit Zähnen hingeriſſen, der Feind ruht nicht. Wäre das Kind nur nicht ſtets ſo hinter der Ehre her geweſen, und hätte ſich lieber an unſern lieben Gott gehalten, hätte ihn nie von ſich gelaſſen, in aller Noth, und hätte ſeinetwillen Schande und Verachtung ertragen ſtatt ihrer Menſchenehre: der Herr hätte ſich gewiß erbarmt, und wird es auch noch. Ach, ſie kommen gewiß zuſammen. Gottes Wille geſchehe!

„Der Uhlane ſtand wieder in Frankreich, er hatte lange nicht geſchrieben, und wir glaubten ihn faſt todt und weinten oft um ihn. Er war aber im Hoſpital an einer ſchweren Bleſſur krank gelegen, und als er wieder zu ſeinen Kameraden kam und zum Unteroffizier ernannt wurde, fiel ihm ein, daß ihm vor zwei Jahren ſein Stiefbruder ſo übers Maul gefahren: „Er ſei nur Gemeiner und der Vater Korporal," und dann die Geſchichte von dem franzöſiſchen Unteroffizier, und wie er ſeinem Annerl von der Ehre ſo viel geredet, als er Abſchied genommen. Da verlor er ſeine Ruhe und kriegte das Heimweh und ſagte zu ſeinem Rittmeiſter, der ihn um ſein Leid fragte: „Ach, Herr Rittmeiſter, es iſt, als ob es mich mit den Zähnen nach Hauſe zöge." Da ließen ſie ihn heimreiten mit ſeinem Pferde, denn alle ſeine Offiziere trauten ihm. Er kriegte auf drei Monate Urlaub, und ſollte mit der Remonte wieder zurückkommen. Er eilte, ſo ſehr er konnte, ohne ſeinem Pferde wehe zu thun, welches er beſſer pflegte als jemals, weil es ihm war anvertraut worden. An einem Tage trieb es ihn ganz entſetzlich, nach Hauſe zu eilen. Es war der Tag vor dem Sterbetage ſeiner Mutter, und es war ihm immer, als laufe ſie vor ſeinem Pferde her und riefe: „Kasper, thue mir eine Ehre an!" Ach, ich ſaß an dieſem Tag auf ihrem Grabe ganz allein, und dachte auch, wenn Kasper doch bei mir wäre! Ich hatte Blümelein Vergißnichtmein in einen Kranz gebunden und an das eingeſunkene Kreuz gehängt, und maß mir den Platz umher aus, und dachte: Hier will ich liegen, und da ſoll Kasper liegen, wenn ihm Gott ſein Grab in der Heimath ſchenkt, daß wir fein beiſammen ſind, wenn's heißt: „Ihr Todten, ihr Todten ſollt auferſtehn, ihr ſollt zum jüngſten Gerichte gehn!" Aber Kasper kam nicht, ich wußte auch nicht, daß er ſo nahe war und wohl hätte kommen können. Es trieb ihn auch gar ſehr zu eilen, denn er hatte wohl oft an

dieſen Tag in Frankreich gedacht, und hatte einen kleinen Kranz von ſchönen Goldblumen von daher mitgebracht, um das Grab ſeiner Mutter zu ſchmücken, und auch einen Kranz für Annerl, den ſollte ſie ſich bis zu ihrem Ehrentage bewahren.“ —

Hier ward die Alte ſtill und ſchüttelte mit dem Kopf; als ich aber die letzten Worte wiederholte: „Den ſollte ſie ſich bis zu ihrem Ehrentage bewahren,“ — fuhr ſie fort: „Wer weiß, ob ich es nicht erflehen kann, ach, wenn ich den Herzog nur wecken dürfte!“ — „Wozu?“ fragte ich, „welch' Anliegen habt ihr denn, Mutter?“ Da ſagte ſie ernſt: „O, was läge am ganzen Leben, wenn's kein End' nähme; was läge am Leben, wenn es nicht ewig wäre!“ und fuhr dann in ihrer Erzählung fort:

„Kaſper wäre noch recht gut zu Mittag in unſerm Dorf angekommen, aber morgens hatte ihm ſein Wirth im Stalle gezeigt, daß ſein Pferd gedrückt ſei, und dabei geſagt: „Mein Freund, das macht dem Reiter keine Ehre.“ Das Wort hatte Kaſper tief empfunden, er legte deswegen den Sattel hohl und leicht auf, that Alles, ihm die Wunde zu heilen, und ſetzte ſeine Reiſe, das Pferd am Zügel führend, zu Fuße fort. So kam er am ſpäten Abend bis an eine Mühle, eine Meile von unſerm Dorf, und weil er den Müller als einen alten Freund ſeines Vaters kannte, ſprach er bei ihm ein, und wurde wie ein recht lieber Gaſt aus der Fremde empfangen. Kaſper zog ſein Pferd in den Stall, legte den Sattel und ſein Felleiſen in einen Winkel, und ging nun zu dem Müller in die Stube. Da fragte er dann nach den Seinigen, und hörte, daß ich alte Großmutter noch lebe, und daß ſein Vater und ſein Stiefbruder geſund ſeien, und daß es recht gut mit ihnen gehe. Sie wären erſt geſtern mit Getreide auf der Mühle geweſen; ſein Vater habe ſich auf den Roß- und Ochſenhandel gelegt und gedeihe dabei recht gut, auch halte er jetzt etwas auf ſeine Ehre, und

gehe nicht mehr ſo zerriſſen umher. Darüber war der gute Kaſper nun herzlich froh, und da er nach der ſchönen Annerl fragte, ſagte ihm der Müller, Er kenne ſie nicht, aber wenn es die ſei, die auf dem Roſenhofe gedient habe, die hätte ſich, wie er gehört, in der Hauptſtadt vermiethet, weil ſie da eher etwas lernen könne und mehr Ehre dabei ſei; ſo habe er vor einem Jahre von dem Knecht auf dem Roſenhofe gehört. Das freute den Kaſper auch. Wenn es ihm gleich leid that, daß er ſie nicht gleich ſehen ſollte, ſo hoffte er ſie doch in der Hauptſtadt bald recht fein und ſchmuck zu finden, daß es ihm, als einem Unteroffizier, auch eine rechte Ehre ſei, mit ihr am Sonntage ſpazieren zu gehen. Nun erzählte er dem Müller noch Mancherlei aus Frankreich; ſie aßen und tranken mit einander, er half ihm Korn aufſchütten, und dann brachte ihn der Müller in die Oberſtube zu Bett, und legte ſich ſelbſt unten auf einigen Säcken zur Ruhe. Das Geklapper der Mühle und die Sehnſucht nach der Heimath ließen den guten Kaſper, wenn er gleich ſehr müde war, nicht feſt einſchlafen. Er war ſehr unruhig und dachte an ſeine ſelige Mutter und an das ſchöne Annerl, und an die Ehre, die ihm bevorſtehe, wenn er als Unteroffizier vor die Seinigen treten würde. So entſchlummerte er endlich leiſ' und wurde von ängſtlichen Träumen oft aufgeſchreckt. Es war ihm mehrmals, als trete ſeine ſelige Mutter zu ihm und bäte ihn händeringend um Hilfe; dann war es ihm, als ſei er geſtorben und würde begraben, gehe aber ſelbſt zu Fuß als Todter mit zu Grabe, und ſchön Annerl gehe ihm zur Seite; er weinte heftig, daß ihn ſeine Kameraden nicht begleiteten, und da er auf den Kirchhof komme, ſei ſein Grab neben dem ſeiner Mutter; und Annerl's Grab ſei auch dabei, und er gebe Annerl das Kränzlein, das er ihr mitgebracht und hänge das der Mutter an ihr Grab, und dann habe er ſich umgeſchaut und Niemand mehr geſehen als mich, und die

Annerl, die habe Einer an der Schürze ins Grab geriſſen, und er ſei dann auch ins Grab geſtiegen, und habe geſagt: Iſt denn Niemand hier, der mir die letzte Ehre anthut, und mir ins Grab ſchießen will als einem braven Soldaten? und da habe er ſein Piſtol gezogen und ſich ſelbſt ins Grab geſchoſſen. Ueber den Schuß wachte er mit großem Schrecken auf, denn es war ihm, als klirrten die Fenſter davon. Er ſah um ſich in der Stube; da hörte er noch einen Schuß fallen, und hörte Getöſe in der Mühle und Geſchrei durch das Geklapper. Er ſprang aus dem Bett und griff nach ſeinem Säbel. In dem Augenblicke ging ſeine Thür auf, und er ſah beim Vollmondſcheine zwei Männer mit berußten Geſichtern mit Knitteln auf ſich zuſtürzen. Aber er ſetzte ſich zur Wehre und hieb den Einen über den Arm, und ſo entflohen Beide, indem ſie die Thüre, welche nach Außen aufging und einen Riegel draußen hatte, hinter ſich verriegelten. Kaſper verſuchte umſonſt, ihnen nachzukommen, endlich gelang es ihm, eine Tafel in der Thür einzutreten. Er eilte durch das Loch die Treppe hinunter, und hörte das Wehgeſchrei des Müllers, den er geknebelt zwiſchen den Kornſäcken liegend fand. Kaſper band ihn los, und eilte dann gleich in den Stall, nach ſeinem Pferd und Felleiſen, aber Beides war geraubt. Mit großem Jammer eilte er in die Mühle zurück und klagte dem Müller ſein Unglück, daß ihm all ſein Hab und Gut und das ihm anvertraute Pferd geſtohlen ſei, über welches letztere er ſich gar nicht zufrieden geben konnte. Der Müller aber ſtand mit einem vollen Geldſack vor ihm, er hatte ihn in der Oberſtube aus dem Schranke geholt und ſagte zu dem Uhlanen: Lieber Kaſper, ſei Er zufrieden, ich verdanke Ihm die Rettung meines Vermögens. Auf dieſen Sack, der oben in Seiner Stube lag, hatten es die Räuber gemünzt, und Seiner Vertheidigung danke ich Alles, mir iſt nichts geſtohlen. Die Sein Pferd und Sein Felleiſen im Stalle fanden,

müſſen ausgeſtellte Diebeswachen geweſen ſein, ſie zeigten durch die Schüſſe an, daß Gefahr da ſei, weil ſie wahrſcheinlich am Sattelzeug erkannten, daß ein Kavalleriſt im Hauſe herberge. Nun ſoll Er meinethalben keine Noth haben, ich will mir alle Mühe geben und kein Geld ſparen, Ihm Seinen Gaul wieder zu finden, und finde ich ihn nicht, ſo will ich Ihm einen kaufen, ſo theuer er ſein mag. Kaſper ſagte: Geſchenkt nehme ich Nichts, das iſt gegen meine Ehre; aber wenn Er mir im Nothfalle ſiebzig Thaler vorſchießen will, ſo kriegt er meine Verſchreibung, ich ſchaffe ſie in zwei Jahren wieder. Hierüber wurden ſie einig, und der Uhlane trennte ſich von ihm, um nach ſeinem Dorfe zu eilen, wo auch ein Gerichtshalter der umliegenden Edelleute wohnt, bei dem er die Sache berichten wollte. Der Müller blieb zurück, um ſeine Frau und ſeinen Sohn zu erwarten, welche auf einem Dorf in der Nähe bei einer Hochzeit waren. Dann wollte er dem Uhlanen nachkommen, und die Anzeige vor Gericht auch machen.

„Er kann ſich denken, lieber Herr Schreiber, mit welcher Betrübniß der arme Kaſper den Weg nach unſerm Dorf eilte, zu Fuß und arm, wo er hatte ſtolz einreiten wollen; ein und fünfzig Thaler, die er erbeutet hatte, ſein Patent als Unteroffizier, ſein Urlaub, und die Kränze auf ſeiner Mutter Grab und für die ſchöne Annerl waren ihm geſtohlen. Es war ihm ganz verzweifelt zu Muth. Und ſo kam er um ein Uhr in der Nacht in ſeiner Heimath an, und pochte gleich an der Thüre des Gerichtshalters, deſſen Haus das erſte vor dem Dorf iſt. Er ward eingelaſſen und machte ſeine Anzeige, und gab Alles an, was ihm geraubt worden war. Der Gerichtshalter trug ihm auf, er ſolle gleich zu ſeinem Vater gehen, welches der einzige Bauer im Dorfe ſei, der Pferde habe, und ſolle mit dieſem und ſeinem Bruder in der Gegend herum patrouliren, ob er vielleicht den Räubern auf die Spur komme; indeſſen wolle er andere

Leute zu Fuß ausſenden, und den Müller, wenn er komme, um die weiteren Umſtände vernehmen. Kaſper ging nun von dem Gerichtshalter weg nach dem väterlichen Hauſe. Da er aber an meiner Hütte vorüber mußte, und durch das Fenſter hörte, daß ich ein geiſtliches Lied ſang, wie ich denn vor Gedanken an ſeine ſelige Mutter nicht ſchlafen konnte, ſo pochte er an und ſagte: „Gelobt ſei Jeſus Chriſtus! Liebe Großmutter, Kaſper iſt hier. Ach! wie fuhren mir die Worte durch Mark und Bein, ich ſtürzte an das Fenſter, öffnete es und küßte und drückte ihn mit unendlichen Thränen. Er erzählte mir ſein Unglück mit großer Eile, und ſagte welchen Auftrag er an ſeinen Vater vom Gerichtshalter habe; er müſſe darum jetzt gleich hin, um den Dieben nachzuſetzen, denn ſeine Ehre hänge davon ab, daß er ſein Pferd wieder erhalte.

„Ich weiß nicht, aber das Wort Ehre fuhr mir recht durch alle Glieder, denn ich wußte ſchwere Gerichte, die ihm bevorſtanden. „Thue deine Pflicht und gib Gott allein die Ehre," ſagte ich; und er eilte von mir nach Finkel's Hof, der am andern Ende des Dorfes liegt. Ich ſank, als er fort war, auf die Knie und betete zu Gott, er möge ihn doch in ſeinen Schutz nehmen; ach! betete mit einer Angſt wie niemals, und mußte dabei immer ſagen: „Herr, dein Wille geſchehe wie im Himmel, ſo auf Erden."

„Der Kaſper lief zu ſeinem Vater mit einer entſetzlichen Angſt. Er ſtieg hinten über den Gartenzaun, er hörte die Pumpe gehen, er hörte im Stall wiehern, das fuhr ihm durch die Seele; er ſtand ſtill. Er ſah im Mondſcheine, daß zwei Männer ſich wuſchen, es wollte ihm das Herz brechen. Der eine ſprach: „Das verfluchte Zeug geht nicht herunter," da ſagte der andere: „Komm' erſt in den Stall, dem Gaul den Schwanz abzuſchlagen und die Mähnen zu verſchneiden. Haſt du das Felleiſen auch tief genug unterm Miſt begraben?" „Ja," ſagte

der andere. Da gingen ſie nach dem Stall, und Kaſper, vor Jammer wie ein Raſender, ſprang hervor und ſchloß die Stallthüre hinter ihnen, und ſchrie: „Im Namen des Herzogs! Ergebt euch; wer ſich widerſetzt, den ſchieße ich nieder!“ Ach, da hatte er ſeinen Vater und ſeinen Stiefbruder als die Räuber ſeines Pferdes gefangen. „Meine Ehre, meine Ehre iſt verloren!“ ſchrie er, „ich bin der Sohn eines ehrloſen Diebes.“ Als die Beiden im Stalle dieſe Worte hörten, iſt ihnen bös zu Muthe geworden; ſie ſchrien: „Kaſper, lieber Kaſper, um Gotteswillen, bringe uns nicht ins Elend. Kaſper, du ſollſt ja Alles wieder haben, um deiner ſeligen Mutter willen, deren Sterbetag heute iſt, erbarme dich deines Vaters und Bruders.“ Kaſper aber war wie verzweifelt, er ſchrie nur immer: „Meine Ehre, meine Pflicht!“ Und da ſie nun mit Gewalt die Thür erbrechen wollten, und ein Fach in der Lehmwand einſtießen, um zu entkommen, ſchoß er ein Piſtol in die Luft und ſchrie: „Hilfe, Hilfe, Diebe, Hilfe!“ Die Bauern, von dem Gerichtshalter erweckt, welche ſchon herannahten, um ſich über die verſchiedenen Wege zu bereden, auf denen ſie die Einbrecher in die Mühle verfolgen wollten, ſtürzten auf den Schuß und das Geſchrei ins Haus. Der alte Finkel flehte immer noch, der Sohn ſolle ihm die Thür öffnen, der aber ſagte: „Ich bin ein Soldat und muß der Gerechtigkeit dienen.“ Da traten der Gerichtshalter und die Bauern heran. Kaſper ſagte: „Um Gottes Barmherzigkeit willen, Herr Gerichtshalter, mein Vater, mein Bruder ſind ſelbſt die Diebe, o daß ich nie geboren wäre! hier im Stalle hab ich ſie gefangen, mein Felleiſen liegt im Miſte vergraben.“ Da ſprangen die Bauern in den Stall und banden den alten Finkel und ſeinen Sohn und ſchleppten ſie in ihre Stube. Kaſper aber grub das Felleiſen hervor und nahm die zwei Kränze heraus, und ging nicht in die Stube, er ging nach dem Kirchhof an das Grab ſeiner Mutter. Der Tag war

angebrochen. Ich war auf der Wieſe geweſen, und hatte für mich und für Kaſper zwei Kränze von Blümelein Vergißnichtmein geflochten; ich dachte: er ſoll mit mir das Grab ſeiner Mutter ſchmücken, wenn er von ſeinem Ritte zurückkommt. Da hörte ich allerlei ungewohnten Lärm im Dorf, und weil ich das Getümmel nicht mag und am liebſten allein bin, ſo ging ich ums Dorf herum nach dem Kirchhofe. Da fiel ein Schuß, ich ſah den Dampf in die Höhe ſteigen, ich eilte auf den Kirchhof, o du lieber Heiland! erbarme dich ſein. Kaſper lag todt auf dem Grabe ſeiner Mutter. Er hatte ſich die Kugel durch das Herz geſchoſſen, auf welches er ſich das Kränzlein, das er für ſchön Annerl mitgebracht, am Knopfe befeſtigt hatte, durch dieſen Kranz hatte er ſich ins Herz geſchoſſen. Den Kranz für die Mutter hatte er ſchon an das Kreuz befeſtigt. Ich meinte, die Erde thäte ſich unter mir auf bei dem Anblick. Ich ſtürzte über ihn hin und ſchrie immer: Kaſper, o du unglückſeliger Menſch, was haſt du gethan? Ach, wer hat dir denn dein Elend erzählt? O warum habe ich dich von mir gelaſſen, ehe ich dir Alles geſagt! Gott, was wird dein armer Vater, dein Bruder ſagen, wenn ſie dich ſo finden. Ich wußte nicht, daß er ſich wegen dieſen das Leid angethan; ich glaubte, es habe eine ganz andere Urſache. Da kam es noch ärger. Der Gerichtshalter und die Bauern brachten den alten Finkel und ſeinen Sohn mit Stricken gebunden. Der Jammer erſtickte mir die Stimme in der Kehle, ich konnte kein Wort ſprechen. Der Gerichtshalter fragte mich: ob ich meinen Enkel nicht geſehen? Ich zeigte hin, wo er lag. Er trat zu ihm, er glaubte, er weine auf dem Grabe; er ſchüttelte ihn: da ſah er das Blut niederſtürzen. „Jeſus Maria!“ rief er aus, „der Kaſper hat Hand an ſich gelegt.“ Da ſahen die beiden Gefangenen ſich ſchrecklich an; man nahm den Leib des Kaſper's und trug ihn neben ihnen her nach dem Hauſe des Gerichtshalters. Es war ein Wehgeſchrei im ganzen

Dorfe, die Bauernweiber führten mich nach. Ach, das war wohl der ſchrecklichſte Weg in meinem Leben!"

Da ward die Alte wieder ſtill, und ich ſagte zu ihr: „Liebe Mutter, Euer Leid iſt entſetzlich, aber Gott hat Euch auch recht lieb; die er am härteſten ſchlägt, ſind ſeine liebſten Kinder. Sagt mir nun, liebe Mutter, was Euch bewogen hat, den weiten Weg hierher zu gehen, und um was Ihr die Bittſchrift einreichen wollt?"

„Ei, das kann Er ſich doch wohl denken," fuhr ſie ganz ruhig fort, „um ein ehrliches Grab für Kaſper und die ſchöne Annerl, der ich das Kränzlein zu ihrem Ehrentage mitbringe. Es iſt ganz mit Kaſper's Blut unterlaufen, ſeh' Er einmal!"

Da zog ſie einen kleinen Kranz von Flittergold aus ihrem Bündel, und zeigte ihn mir. Ich konnte bei dem anbrechenden Tage ſehen, daß er vom Pulver geſchwärzt und mit Blut beſprengt war. Ich war ganz zerriſſen von dem Unglücke der guten Alten, und die Größe und Feſtigkeit, womit ſie es trug, erfüllte mich mit Verehrung. „Ach, liebe Mutter," ſagte ich, „wie werdet Ihr der armen Annerl aber ihr Elend beibringen, daß ſie nicht gleich vor Schrecken todt niederſinkt, und was iſt denn das für ein Ehrentag, zu welchem Ihr dem Annerl den traurigen Kranz bringt?"

„Lieber Menſch," ſprach ſie, „komme Er nur mit, Er kann mich zu ihr begleiten, ich kann doch nicht geſchwind fort, ſo werden wir ſie gerade noch zu rechter Zeit finden. Ich will Ihm unterwegs noch Alles erzählen.

Nun ſtand ſie auf, und betete ihren Morgenſegen ganz ruhig, und brachte ihre Kleider in Ordnung, und ihren Bündel hängte ſie dann an meinen Arm. Es war zwei Uhr des Morgens, der Tag graute und wir wandelten durch die ſtillen Gaſſen.

„Seh' Er," erzählte die Alte fort, „als der Finkel und ſein Sohn eingeſperrt waren, mußte ich zum Gerichtshalter auf

die Gerichtsſtube. Der todte Kasper wurde auf einen Tiſch gelegt und mit ſeinem Uhlanenmantel bedeckt hereingetragen, und nun mußte ich Alles dem Gerichtshalter ſagen, was ich von ihm wußte und was er mir heute Morgen durch das Fenſter geſagt hatte. Das ſchrieb er Alles auf ſein Papier nieder, das vor ihm lag. Dann ſah er die Schreibtafel durch, die ſie bei Kasper gefunden; da ſtanden mancherlei Rechnungen drin, einige Geſchichten von der Ehre und auch die von dem franzöſiſchen Unteroffizier, und hinter ihr war mit Bleiſtift etwas geſchrieben.“ Da gab mir die Alte die Brieftaſche, und ich las folgende letzte Worte des unglücklichen Kaspers: „Auch ich kann meine Schande nicht überleben. Mein Vater und mein Bruder ſind Diebe, ſie haben mich ſelbſt beſtohlen; mein Herz brach mir, aber ich mußte ſie gefangen nehmen und den Gerichten übergeben, denn ich bin ein Soldat meines Fürſten, und meine Ehre erlaubt mir keine Schonung. Ich habe meinen Vater und Bruder der Rache übergeben, um der Ehre willen. Ach! bitte doch Jedermann für mich, daß man mir hier, wo ich gefallen bin, ein ehrliches Grab neben meiner Mutter vergönne. Das Kränzlein, durch welches ich mich erſchoſſen, ſoll die Großmutter der ſchönen Annerl ſchicken und ſie von mir grüßen. Ach! ſie thut mir leid durch Mark und Bein, aber ſie ſoll doch den Sohn eines Diebes nicht heirathen, denn ſie hat immer viel auf Ehre gehalten. Liebe, ſchöne Annerl, mögeſt du nicht ſo ſehr erſchrecken über mich, gib dich zufrieden, und wenn du mir jemals ein wenig gut warſt, ſo rede nicht ſchlecht von mir. Ich kann ja nichts für meine Schande! Ich hatte mir ſo viele Mühe gegeben, in Ehren zu bleiben mein Leben lang, ich war ſchon Unteroffizier und hatte den beſten Ruf bei der Schwadron, ich wäre gewiß noch einmal Offizier geworden, und Annerl, dich hätte ich doch nicht verlaſſen, und hätte keine Vornehmere gefreit — aber der Sohn eines Diebes,

der seinen Vater aus Ehre selbst fangen und richten lassen muß, kann seine Schande nicht überleben. Annerl, liebes Annerl, nimm doch ja das Kränzlein, ich bin dir immer treu gewesen, so Gott mir gnädig sei! Ich gebe dir nun deine Freiheit wieder, aber thue mir die Ehre, und heirathe nie Einen, der schlechter wäre, als ich. Und wenn du kannst, so bitte für mich: daß ich ein ehrliches Grab neben meiner Mutter erhalte. Und wenn du hier in unserm Orte sterben solltest, so lasse dich auch bei uns begraben; die gute Großmutter wird auch zu uns kommen, da sind wir Alle beisammen. Ich habe fünfzig Thaler in meinem Felleisen, die sollen auf Interessen gelegt werden für dein erstes Kind. Meine silberne Uhr soll der Herr Pfarrer haben, wenn ich ehrlich begraben werde. Mein Pferd, die Uniform und Waffen gehören dem Herzoge, diese meine Brieftasche gehört dein. Adies, herztausender Schatz, Adies, liebe Großmutter, betet für mich und lebt Alle wohl. — Gott erbarme sich meiner. — Ach, meine Verzweiflung ist groß!"

Ich konnte diese letzten Worte eines gewiß edeln unglücklichen Menschen nicht ohne bittere Thränen lesen. — „Der Kasper muß ein gar guter Mensch gewesen sein, liebe Mutter," sagte ich zu der Alten, welche nach diesen Worten stehen blieb und meine Hand drückte und mit tief bewegter Stimme sagte: „Ja, es war der beste Mensch auf der Welt. Aber die letzten Worte von der Verzweiflung hätte er nicht schreiben sollen, die bringen ihn um sein ehrliches Grab, die bringen ihn auf die Anatomie. Ach, lieber Schreiber, wenn Er hierin nur helfen könnte."

„Wie so, liebe Mutter?" fragte ich, „was können diese letzten Worte dazu beitragen?" „Ja gewiß," erwiederte sie, „der Gerichtshalter hat es mir selbst gesagt. Es ist ein Befehl an alle Gerichte ergangen, daß nur die Selbstmörder aus

Melancholie ehrlich ſollen begraben werden; Alle aber, die aus Verzweiflung Hand an ſich gelegt, ſollen auf die Anatomie, und der Gerichtshalter hat mir geſagt, daß er den Kasper, weil er ſelbſt ſeine Verzweiflung eingeſtanden, auf die Anatomie ſchicken müſſe.

„Das iſt ein wunderlich Geſetz," ſagte ich, „denn man könnte wohl bei jedem Selbſtmord einen Proceß anſtellen: ob er aus Melancholie oder Verzweiflung entſtanden, der ſo lange dauern müßte, daß der Richter und die Advocaten darüber in Melancholie und Verzweiflung fielen und auf die Anatomie kämen. Aber ſeid nur getröſtet, liebe Mutter, unſer Herzog iſt ein ſo guter Herr, wenn er die ganze Sache hört, wird er dem armen Kasper gewiß ſein Plätzchen neben der Mutter vergönnen."

„Das gebe Gott!" erwiederte die Alte; „ſehe er nun, lieber Menſch, als der Gerichtshalter Alles zu Papier gebracht hatte, gab er mir die Brieftaſche und den Kranz für die ſchöne Annerl, und ſo bin ich dann geſtern hierher gelaufen, damit ich ihr an ihrem Ehrentage den Troſt noch mit auf den Weg geben kann. — Der Kasper iſt zu rechter Zeit geſtorben, hätte er Alles gewußt, er wäre närriſch geworden vor Betrübniß."

Was iſt es denn nun mit der ſchönen Annerl?" fragte ich die Alte. „Bald ſagt Ihr, ſie habe nur noch wenige Stunden, bald ſprecht Ihr von ihrem Ehrentag, und ſie werde Troſt gewinnen durch Eure traurige Nachricht. Sagt mir doch Alles heraus, will ſie Hochzeit halten mit einem Andern, iſt ſie todt, krank? Ich muß Alles wiſſen, damit ich es in die Bittſchrift ſetzen kann."

Da erwiederte die Alte: „Ach, lieber Schreiber, es iſt nun ſo! Gottes Wille geſchehe! Sehe Er, als Kasper kam, war ich doch nicht recht froh, als Kasper ſich das Leben nahm, war ich doch nicht recht traurig; ich hätte es nicht überleben können, wenn Gott ſich meiner nicht erbarmt gehabt hätte mit größerem Leid. Ja, ich ſage Ihm: es war mir ein Stein

vor das Herz gelegt, wie ein Eisbrecher, und alle die Schmerzen, die wie Grundeis gegen mich stürzten und mir das Herz gewiß abgestoßen hätten, die zerbrachen an diesem Stein und trieben kalt vorüber. Ich will Ihm etwas erzählen, das ist betrübt:

„Als mein Pathchen, die schöne Annerl, ihre Mutter verlor, die eine Base von mir war und sieben Meilen von uns wohnte, war ich bei der kranken Frau. Sie war die Wittwe eines armen Bauern, und hatte in ihrer Jugend einen Jäger lieb gehabt, ihn aber wegen seines wilden Lebens nicht genommen. Der Jäger war endlich in solch' Elend gekommen, daß er auf Tod und Leben wegen eines Mordes gefangen saß. Das erfuhr meine Base auf ihrem Krankenlager, und es that ihr so weh, daß sie täglich schlimmer wurde, und endlich in ihrer Todesstunde, als sie mir die liebe schöne Annerl als mein Pathchen übergab und Abschied von mir nahm, noch in den letzten Augenblicken zu mir sagte: „Liebe Anne Margareth, wenn du durch das Städtchen kömmst, wo der arme Jürge gefangen liegt, so lasse ihm sagen durch den Gefangenwärter, daß ich ihn bitte auf meinem Todesbett: er solle sich zu Gott bekehren, und daß ich herzlich für ihn gebetet habe in meiner letzten Stunde, und daß ich ihn schön grüßen lasse." — Bald nach diesen Worten starb die gute Base, und als sie begraben war, nahm ich die kleine Annerl, die drei Jahr alt war, auf den Arm und ging mit ihr nach Haus.

„Vor dem Städtchen, durch das ich mußte, kam ich an der Scharfrichterei vorüber, und weil der Meister berühmt war als ein Viehdoctor, sollte ich einige Arznei mitnehmen für unsern Schulzen. Ich trat in die Stube und sagte dem Meister, was ich wollte, und er antwortete, daß ich ihm auf den Boden folgen solle, wo er die Kräuter liegen habe, und ihm helfen aussuchen. Ich ließ Annerl in der Stube und folgte ihm. Als wir zurück in die Stube traten, stand Annerl vor einem

kleinen Schranke, der an der Wand befeſtigt war, und ſprach: „Großmutter, da iſt eine Maus drin, hört, wie es klappert, da iſt eine Maus drin!“

„Auf dieſe Rede des Kindes machte der Meiſter ein ſehr ernſthaftes Geſicht, riß den Schrank auf und ſprach: „Gott ſei uns gnädig!“ denn er ſah ſein Richtſchwerdt, das allein in dem Schrank an einem Nagel hing, hin und her wanken. Er nahm das Schwerdt herunter und mir ſchauderte. „Liebe Frau,“ ſagte er, „wenn Ihr das kleine liebe Annerl lieb habt, ſo erſchreckt nicht, wenn ich ihr mit meinem Schwerdte rings um das Hälschen die Haut ein wenig aufritze; denn das Schwerdt hat vor ihm gewankt, es hat nach ſeinem Blute verlangt, und wenn ich ihm den Hals damit nicht ritze, ſo ſteht dem Kinde groß Elend im Leben bevor.“ Da faßte er das Kind, welches entſetzlich zu ſchreien begann, ich ſchrie auch und riß das Annerl zurück. Indem trat der Bürgermeiſter des Städtchens herein, der von der Jagd kam und dem Richter einen kranken Hund zur Heilung bringen wollte. Er fragte nach der Urſache des Geſchreis. Annerl ſchrie: „Er will mich umbringen!“ Ich war außer mir vor Entſetzen. Der Richter erzählte dem Bürgermeiſter das Ereigniß. Dieſer verwies ihm ſeinen Aberglauben, wie er es nannte, heftig und unter ſcharfen Drohungen. Der Richter blieb ganz ruhig dabei und ſprach: „So haben's meine Väter gehalten, ſo halt' ich's“ Da ſprach der Bürgermeiſter: „Meiſter Franz, wenn Ihr glaubt, Euer Schwerdt habe ſich gerührt, weil ich Euch hiermit anzeige, daß morgen früh um ſechs Uhr der Jäger Jürge von Euch ſoll geköpft werden, ſo wollt' ich es noch verzeihen; aber daß Ihr daraus etwas auf dies liebe Kind ſchließen wollt, das iſt unvernünftig und toll. Es könnte ſo etwas einen Menſchen in Verzweiflung bringen, wenn man es ihm ſpäter in ſeinem Alter ſagte, daß es ihm in ſeiner Jugend geſchehen ſei. Man ſoll keinen Menſchen in

Verſuchung führen." — „Aber auch keines Richters Schwerdt," ſagte Meiſter Franz vor ſich, und hing ſein Schwerdt wieder in den Schrank. Nun küßte der Bürgermeiſter das Annerl und gab ihm eine Semmel aus ſeiner Jagdtaſche, und da er mich gefragt, wer ich ſei, wo ich her komme und wo ich hin wolle? und ich ihm den Tod meiner Baſe erzählt hatte, und auch den Auftrag an den Jäger Jürge, ſagte er mir: „Ihr ſollt ihn ausrichten, ich will Euch ſelbſt zu ihm führen. Er hat ein hartes Herz, vielleicht wird ihn das Andenken einer guten Sterbenden in ſeinen letzten Stunden rühren." Da nahm der gute Herr mich und Annerl auf ſeinen Wagen, der vor der Thüre hielt, und fuhr mit uns in das Städtchen hinein.

„Er hieß mich zu ſeiner Köchin gehn; da kriegten wir gutes Eſſen, und gegen Abend ging er mit mir zu dem armen Sünder. Und als ich dem die letzten Worte meiner Baſe erzählte, fing er bitterlich an zu weinen und ſchrie: „Ach, Gott! wenn ſie mein Weib geworden, wäre es nicht ſo weit mit mir gekommen." Dann begehrte er, man ſolle den Herrn Pfarrer doch noch einmal zu ihm bitten, er wolle mit ihm beten. Das verſprach ihm der Bürgermeiſter und lobte ihn wegen ſeiner Sinnesveränderung, und fragte ihn: ob er vor ſeinem Tode noch einen Wunſch hätte, den er ihm erfüllen könne. Da ſagte der Jäger Jürge: „Ach, bittet hier die gute alte Mutter, daß ſie doch morgen mit dem Töchterlein ihrer ſeligen Baſe bei meinem Rechte zugegen ſein möge, das wird mir das Herz ſtärken in meiner letzten Stunde." Da bat mich der Bürgermeiſter, und ſo graulich es mir war, ſo konnte ich es dem armen elenden Menſchen nicht abſchlagen. Ich mußte ihm die Hand geben und es ihm feierlich verſprechen, und er ſank weinend auf das Stroh. Der Bürgermeiſter ging dann mit mir zu ſeinem Freunde, dem Pfarrer, dem ich nochmals Alles erzählen mußte, ehe er ſich ins Gefängniß begab.

„Die Nacht mußte ich mit dem Kinde in des Bürgermeiſters Haus ſchlafen, und am andern Morgen ging ich den ſchweren Gang zu der Hinrichtung des Jägers Jürge. Ich ſtand neben dem Bürgermeiſter im Kreis, und ſah, wie er das Stäblein brach. Da hielt der Jäger Jürge noch eine ſchöne Rede, und alle Leute weinten, und er ſah mich und die kleine Annerl, die vor mir ſtand, gar beweglich an, und dann küßte er den Meiſter Franz, der Pfarrer betete mit ihm, die Augen wurden ihm verbunden und er kniete nieder. Da gab ihm der Richter den Todesſtreich. Jeſus, Maria, Joſeph! ſchrie ich aus; denn der Kopf des Jürgen flog gegen Annerl zu und biß mit ſeinen Zähnen dem Kinde in ſein Röckchen, das ganz entſetzlich ſchrie. Ich riß meine Schürze vom Leibe und warf ſie über den ſcheußlichen Kopf, und Meiſter Franz eilte herbei, riß ihn los und ſprach: „Mutter, Mutter, was habe ich geſtern Morgen geſagt; ich kenne mein Schwerdt, es iſt lebendig!“ — Ich war niedergeſunken vor Schreck, das Annerl ſchrie entſetzlich. Der Bürgermeiſter war ganz beſtürzt und ließ mich und das Kind nach ſeinem Hauſe fahren. Da ſchenkte mir ſeine Frau andere Kleider für mich und das Kind, denn die unſrigen waren von Jürge's Blut beſpritzt, und Nachmittags ſchenkte uns der Bürgermeiſter noch Geld, und viele Leute des Städtchens auch, die Annerl ſehen wollten, ſo daß ich an zwanzig Thaler und viele Kleider für ſie bekam. Am Abend kam der Pfarrer ins Haus und redete mir lange zu, daß ich das Annerl nur recht in der Gottesfurcht erziehen ſollte, und auf alle die betrübten Zeichen gar nichts geben, das ſeien nur Schlingen des Satans, die man verachten müſſe, und dann ſchenkte er mir noch eine ſchöne Bibel für das Annerl, die ſie noch hat; und dann ließ uns der gute Bürgermeiſter am andern Morgen noch an drei Meilen weit nach Haus fahren. Ach, du mein Gott, und Alles iſt doch eingetroffen!“ ſagte die Alte und ſchwieg.

Eine ſchauerliche Ahnung ergriff mich, die Erzählung der Alten hatte mich ganz zermalmt. „Um Gottes willen, Mutter!“ rief ich aus, „was iſt es mit der armen Annerl geworden, iſt denn gar nicht zu helfen?“

„Es hat ſie mit den Zähnen dazu geriſſen,“ ſagte die Alte. „Heut wird ſie gerichtet; aber ſie hat es in der Verzweiflung gethan, die Ehre, die Ehre lag ihr im Sinne. Sie war zu Schanden gekommen aus Ehrſucht, ſie wurde verführt von einem Vornehmen, er hat ſie ſitzen laſſen, ſie hat ihr Kind erſtickt in derſelben Schürze, die ich damals über den Kopf des Jägers Jürge warf, und die ſie mir heimlich entwendet hat. Ach, es hat ſie mit Zähnen dazu geriſſen, ſie hat es in der Verwirrung gethan. Der Verführer hatte ihr die Ehe verſprochen und geſagt: Der Kasper ſei in Frankreich geblieben. Dann iſt ſie verzweifelt und hat das Böſe gethan, und hat ſich ſelbſt bei den Gerichten angegeben. Um vier Uhr wird ſie gerichtet. Sie hat mir geſchrieben: Ich möchte noch zu ihr kommen; das will ich nun thun und ihr das Kränzlein und den Gruß von dem armen Kasper bringen, und die Roſe, die ich heut' Nacht erhalten, das wird ſie tröſten. Ach, lieber Schreiber, wenn Er es nur in der Bittſchrift auswirken kann: daß ihr Leib und auch der Kasper dürfen auf unſern Kirchhof gebracht werden.

„Alles, Alles will ich verſuchen!“ rief ich aus. „Gleich will ich nach dem Schloſſe laufen; mein Freund, der Ihr die Roſe gab, hat die Wache dort, er ſoll mir den Herzog wecken. Ich will vor ſein Bett knien, und ihn um Pardon für Annerl bitten.“

„Pardon?“ ſagte die Alte kalt. „Es hat ſie ja mit Zähnen dazu gezogen; hör' Er, lieber Freund, Gerechtigkeit iſt beſſer als Pardon; was hilft aller Pardon auf Erden, wir müſſen doch Alle vor das Gericht:

„Ihr Todten, ihr Todten ſollt auferſtehn,
Ihr ſollt vor das jüngſte Gerichte gehn.“

„Seht, ſie will keinen Pardon, man hat ihn ihr angeboten, wenn ſie den Vater des Kindes nennen wolle. Aber das Annerl hat geſagt: „Ich habe ſein Kind ermordet und will ſterben, und ihn nicht unglücklich machen; ich muß meine Strafe leiden, daß ich zu meinem Kinde komme, aber ihn kann es verderben, wenn ich ihn nenne.“ Darüber wurde ihr das Schwerdt zuerkannt. Gehe Er zum Herzog, und bitte Er für Kasper und Annerl um ein ehrlich Grab. Gehe Er gleich. Seh' Er: dort geht der Herr Pfarrer in's Gefängniß; ich will ihn anſprechen, daß er mich mit hinein zum ſchönen Annerl nimmt. Wenn Er ſich eilt, ſo kann Er uns draußen am Gerichte vielleicht den Troſt noch bringen: mit dem ehrlichen Grabe für Kasper und Annerl.“

Unter dieſen Worten waren wir mit dem Prediger zuſammengetroffen. Die Alte erzählte ihr Verhältniß zu der Gefangenen und er nahm ſie freundlich mit zum Gefängniß. Ich aber eilte nun, wie ich noch nie gelaufen, nach dem Schloß, und es machte mir einen tröſtenden Eindruck, es war mir wie ein Zeichen der Hoffnung, als ich an Graf Groſſinger's Hauſe vorüberſtürzte und aus einem offenen Fenſter des Gartenhauſes eine liebliche Stimme zur Laute ſingen hörte:

„Die Gnade ſprach von Liebe,
Die Ehre aber wacht,
Und wünſcht voll Lieb' der Gnade
In Ehren gute Nacht.

Die Gnade nimmt den Schleier,
Wenn Liebe Roſen gibt,
Die Ehre grüßt den Freier,
Weil ſie die Gnade liebt.“

Ach, ich hatte der guten Wahrzeichen noch mehr! Einhundert Schritte weiter fand ich einen weißen Schleier auf der Straße liegend; ich raffte ihn auf, er war voll von duftenden Rosen. Ich hielt ihn in der Hand und lief weiter, mit dem Gedanken: Ach, Gott, das ist die Gnade. Als ich um die Ecke bog, sah ich einen Mann, der sich in seinem Mantel verhüllte als ich vor ihm vorüber eilte, und mir heftig den Rücken wandte, um nicht gesehen zu werden. Er hätte es nicht nöthig gehabt, ich sah und hörte nichts in meinem Innern, als: Gnade, Gnade! und stürzte durch das Gitterthor in den Schloßhof. Gott sei Dank, der Fähndrich, Graf Grossinger, der unter den blühenden Kastanienbäumen vor der Wache auf und ab ging, trat mir schon entgegen.

„Lieber Graf," sagte ich mit Ungestüm, „Sie müssen mich gleich zum Herzoge bringen, gleich auf der Stelle, oder Alles ist zu spät, Alles ist verloren!"

Er schien verlegen über diesen Antrag und sagte: „Was fällt Ihnen ein, zu dieser ungewohnten Stunde? Es ist nicht möglich. Kommen Sie zur Parade, da will ich Sie vorstellen."

Mir brannte der Boden unter den Füßen. „Jetzt," rief ich aus, „oder nie! Es muß sein! Es betrifft das Leben eines Menschen."

„Es kann jetzt nicht sein," erwiederte Grossinger scharf absprechend. „Es betrifft meine Ehre; es ist mir untersagt, heute Nacht irgend eine Meldung zu thun."

Das Wort Ehre machte mich verzweifeln. Ich dachte an Kasper's Ehre, an Annerl's Ehre, und sagte: „Die vermaledeite Ehre! Gerade um die letzte Hilfe zu leisten, welche so eine Ehre übrig gelassen, muß ich zum Herzoge. Sie müssen mich melden, oder ich schreie laut nach dem Herzoge."

„So Sie sich rühren," sagte Grossinger heftig, „lasse ich

Sie in die Wache werfen. Sie ſind ein Phantaſt, Sie kennen keine Verhältniſſe.“

„O ich kenne Verhältniſſe, ſchreckliche Verhältniſſe! Ich muß zum Herzoge, jede Minute iſt unerkauflich!“ verſetzte ich. „Wollen Sie mich nicht gleich melden, ſo eile ich allein zu ihm.“

Mit dieſen Worten wollte ich nach der Treppe, die zu den Gemächern des Herzogs hinaufführte, als ich den nämlichen, in einem Mantel Verhüllten, der mir begegnete, nach dieſer Treppe eilend, bemerkte. Groſſinger drehte mich mit Gewalt um, daß ich dieſen nicht ſehen ſollte. „Was machen Sie, Thöriger!“ flüſterte er mir zu. „Schweigen Sie, ruhen Sie. Sie machen mich unglücklich.“

„Warum halten Sie den Mann nicht zurück, der da hinauf ging?“ ſagte ich. „Er kann nichts Dringenderes vorzubringen haben, als ich. Ach, es iſt ſo dringend, ich muß, ich muß! Es betrifft das Schickſal eines unglücklichen, verführten, armen Geſchöpfes.“

Groſſinger erwiederte: „Sie haben den Mann hinaufgehen ſehen; wenn Sie je ein Wort davon äußern, ſo kommen Sie vor meine Klinge. Gerade, weil Er hinauf ging, können Sie nicht hinauf, der Herzog hat Geſchäfte mit ihm.“

Da erleuchteten ſich die Fenſter des Herzogs. „Gott, er hat Licht, er iſt auf!“ ſagte ich. „Ich muß ihn ſprechen, um des Himmels willen, laſſen Sie mich, oder ich ſchreie Hilfe.“

Groſſinger faßte mich beim Arm und ſagte: „Sie ſind betrunken, kommen Sie in die Wache; ich bin Ihr Freund, ſchlafen Sie aus und ſagen Sie mir das Lied, das die Alte heute Nacht an der Thüre ſang, als ich die Runde führte; das Lied intereſſirt mich ſehr.“

„Gerade wegen der Alten und den Ihrigen muß ich mit dem Herzoge ſprechen!“ rief ich aus.

„Wegen der Alten?“ verſetzte Groſſinger. „Wegen der

ſprechen Sie mit mir, die großen Herren haben keinen Sinn für ſo etwas. Geſchwind kommen Sie nach der Wache."

Er wollte mich fortziehen, da ſchlug die Schloßuhr halb Vier. Der Klang ſchnitt mir wie ein Schrei der Noth durch die Seele, und ich ſchrie aus voller Bruſt zu den Fenſtern des Herzogs hinauf:

„Hilfe! um Gottes willen, Hilfe für ein elendes, verführtes Geſchöpf!" Da ward Groſſinger wie unſinnig. Er wollte mir den Mund zuhalten, aber ich rang mit ihm; er ſtieß mich in den Nacken, er ſchimpfte; ich fühlte, ich hörte Nichts. Er rief nach der Wache; der Korporal eilte mit etlichen Soldaten herbei, mich zu greifen. Aber in dem Augenblicke ging des Herzogs Fenſter auf, und es rief herunter:

„Fähndrich Graf Groſſinger, was iſt das für ein Scandal? Bringen Sie den Menſchen herauf, gleich auf der Stelle!"

Ich wartete nicht auf den Fähndrich; ich ſtürzte die Treppe hinauf, ich fiel nieder zu den Füßen des Herzogs, der mich betroffen und unwillig aufſtehen hieß. Er hatte Stiefel und Sporen an, und doch einen Schlafrock, den er ſorgfältig über der Bruſt zuſammen hielt.

Ich trug dem Herzog Alles, was mir die Alte von dem Selbſtmorde des Uhlanen, von der Geſchichte der ſchönen Anterl erzählt hatte, ſo gedrängt vor, als es die Noth erforderte, und flehte ihn wenigſtens um den Aufſchub der Hinrichtung auf wenige Stunden und um ein ehrliches Grab für die beiden Unglücklichen an, wenn Gnade unmöglich ſei. — „Ach, Gnade, Gnade!" rief ich aus, indem ich den gefundenen weißen Schleier voll Roſen aus dem Buſen zog; dieſer Schleier, den ich auf meinem Wege hierher gefunden, ſchien mir Gnade zu verheißen."

Der Herzog griff mit Ungeſtüm nach dem Schleier und war heftig bewegt; er drückte den Schleier in ſeinen Händen,

und als ich die Worte aussprach: „Euere Durchlaucht! Dieses arme Mädchen ist ein Opfer falscher Ehrsucht; ein Vornehmer hat sie verführt und ihr die Ehe versprochen. Ach, sie ist so gut, daß sie lieber sterben will, als ihn nennen" — da unterbrach mich der Herzog mit Thränen in den Augen und sagte: „Schweigen Sie, ums Himmels willen, schweigen Sie!" — Und nun wendete er sich zu dem Fähndrich, der an der Thüre stand, und sagte mit dringender Eile: „Fort, eilend zu Pferde mit diesem Menschen hier; reiten sie das Pferd todt; nur nach dem Gerichte hin. Heften Sie diesen Schleier an Ihren Degen, winken und schreien Sie Gnade, Gnade! Ich komme nach."

Grossinger nahm den Schleier. Er war ganz verwandelt, er sah aus wie ein Gespenst vor Angst und Eile. Wir stürzten in den Stall, saßen zu Pferd und ritten im Galopp; er stürmte wie ein Wahnsinniger zum Thore hinaus. Als er den Schleier an seine Degenspitze heftete, schrie er: „Herr Jesus, meine Schwester!" Ich verstand nicht, was er wollte. Er stand hoch im Bügel, und wehte und schrie: „Gnade, Gnade!" Wir sahen auf dem Hügel die Menge um das Gericht versammelt. Mein Pferd scheute vor dem wehenden Tuch. Ich bin ein schlechter Reiter, ich konnte den Grossinger nicht einholen; er flog im schnellsten Carriere: ich strengte alle Kräfte an. Trauriges Schicksal! Die Artillerie exerzirte in der Nähe; der Kanonendonner machte es unmöglich, unser Geschrei aus der Ferne zu hören. Grossinger stürzte, das Volk stob auseinander, ich sah in den Kreis, ich sah einen Stahlblitz in der frühen Sonne — ach Gott, es war der Schwerdtblitz des Richters! — Ich sprengte heran, ich hörte das Wehklagen der Menge. „Pardon, Pardon!" schrie Grossinger und stürzte mit wehendem Schleier durch den Kreis wie ein Rasender. Aber der Richter hielt ihm das blutende Haupt der schönen Annerl entgegen, das ihn wehmüthig anlächelte. Da schrie er: „Gott sei mir gnädig!"

und fiel auf die Leiche hin zur Erde. „Tödtet mich, tödtet mich, ihr Menſchen! Ich habe ſie verführt, ich bin ihr Mörder!“

Eine rächende Wuth ergriff die Menge. Die Weiber und Jungfrauen drangen heran und riſſen ihn von der Leiche, und traten ihn mit Füßen, er wehrte ſich nicht; die Wachen konnten das wüthende Volk nicht bändigen. Da erhob ſich das Geſchrei: „Der Herzog, der Herzog!“ — Er kam im offenen Wagen gefahren; ein blutjunger Menſch, den Hut tief ins Geſicht gedrückt, in einen Mantel gehüllt, ſaß neben ihm. Die Menſchen ſchleifen Groſſinger herbei: „Jeſus, mein Bruder!“ ſchrie der junge Offizier mit der weiblichſten Stimme aus dem Wagen. Der Herzog ſprach beſtürzt zu ihm: „Schweigen Sie!“ Er ſprang aus dem Wagen, der junge Menſch wollte folgen; der Herzog drängte ihn ſchier unſanft zurück; aber ſo beförderte ſich die Entdeckung, daß der junge Menſch die, als Offizier verkleidete, Schweſter Groſſinger's ſei. Der Herzog ließ den mißhandelten, blutenden, ohnmächtigen Groſſinger in den Wagen legen, die Schweſter nahm keine Rückſicht mehr, ſie warf ihren Mantel über ihn. Jedermann ſah ſie in weiblicher Kleidung. Der Herzog war verlegen; aber er ſammelte ſich, und befahl, den Wagen ſogleich umzuwenden, und die Gräfin mit ihrem Bruder nach ihrer Wohnung zu fahren. Dieſes Ereigniß hatte die Wuth der Menge einigermaßen geſtillt. Der Herzog ſagte laut zu dem wachthabenden Offiziere: „Die Gräfin Groſſinger hat ihren Bruder an ihrem Hauſe vorbei reiten ſehen, den Pardon zu bringen, und wollte dieſem freudigen Ereigniß beiwohnen; als ich zu demſelben Zwecke vorüber fuhr, ſtand ſie am Fenſter und bat mich, ſie in meinem Wagen mitzunehmen, ich konnte es dem gutmüthigen Kinde nicht abſchlagen. Sie nahm einen Mantel und Hut ihres Bruders, um kein Aufſehen zu erregen, und hat, von dem unglücklichen Zufall überraſcht, die Sache gerade dadurch zu einem abenteuerlichen Scandale

gemacht. Aber wie konnten Sie, Herr Lieutenant, den unglücklichen Grafen Groſſinger nicht vor dem Pöbel ſchützen? Es iſt ein gräßlicher Fall daß er, mit dem Pferde ſtürzend, zu ſpät kam; er kann doch aber nichts dafür. Ich will die Mißhandler des Grafen verhaftet und beſtraft wiſſen."

Auf dieſe Rede des Herzogs erhob ſich ein allgemeines Geſchrei: „Er iſt ein Schurke, er iſt der Verführer, der Mörder der ſchönen Annerl geweſen; er hat es ſelbſt geſagt, der elende, der ſchlechte Kerl!"

„Als dieß von allen Seiten her tönte und auch der Prediger und der Offizier und die Gerichtsperſonen es beſtätigten, war der Herzog ſo tief erſchüttert, daß er nichts ſagte, als: „Entſetzlich, entſetzlich, o, der elende Menſch!"

Nun trat der Herzog blaß und bleich in den Kreis; er wollte die Leiche der ſchönen Annerl ſehen. Sie lag auf dem grünen Raſen in einem ſchwarzen Kleide mit weißen Schleifen. Die alte Großmutter, welche ſich um Alles, was vorging, nicht bekümmerte, hatte ihr das Haupt an den Rumpf gelegt und die ſchreckliche Trennung mit ihrer Schürze bedeckt. Sie war beſchäftigt, ihr die Hände über die Bibel zu falten, welche der Pfarrer in dem kleinen Städtchen der kleinen Annerl geſchenkt hatte; das goldene Kränzlein band ſie ihr auf den Kopf und ſteckte die Roſe vor die Bruſt, welche ihr Groſſinger in der Nacht gegeben hatte, ohne zu wiſſen, wem er ſie gab.

Der Herzog ſprach bei dieſem Anblicke: „Schönes, unglückliches Annerl! Schändlicher Verführer, du kamſt zu ſpät! — Arme alte Mutter, du biſt ihr allein treu geblieben bis in den Tod!" Als er mich bei dieſen Worten in ſeiner Nähe ſah, ſprach er zu mir: „Sie ſagten mir von einem letzten Willen des Korporal Kaſper, haben Sie ihn bei ſich?" Da wendete ich mich zu der Alten und ſagte: „Arme Mutter, gebt mir die Brieftaſche Kaſper's; Seine Durchlaucht wollen ſeinen letzten Willen leſen."

Die Alte, welche ſich um nichts bekümmerte, ſagte mürriſch: „Iſt Er auch wieder da? Er hätte lieber ganz zu Hauſe bleiben können. Hat Er die Bittſchrift? Jetzt iſt es zu ſpät. Ich habe dem armen Kinde den Troſt nicht geben können, daß ſie zu Kaſper in ein ehrliches Grab ſoll; ach, ich hab es ihr vorgelogen, aber ſie hat mir nicht geglaubt!“

Der Herzog unterbrach ſie und ſprach: „Ihr habt nicht gelogen, gute Mutter. Der Menſch hat ſein Möglichſtes gethan, der Sturz des Pferdes iſt an Allem ſchuld. Aber ſie ſoll ein ehrliches Grab haben bei ihrer Mutter und bei Kaſper, der ein braver Kerl war. Es ſoll ihnen Beiden eine Leichenpredigt gehalten werden über die Worte: „Gebt Gott allein die Ehre!“ Der Kaſper ſoll als Fähndrich begraben werden, ſeine Schwadron ſoll ihm dreimal ins Grab ſchießen und des Verderbers Groſſinger's Degen ſoll auf ſeinen Sarg gelegt werden.“

Nach dieſen Worten ergriff er Groſſinger's Degen, der mit dem Schleier noch an der Erde lag, nahm den Schleier herunter, bedeckte Annerl damit und ſprach: „Dieſer unglückliche Schleier, der ihr ſo gern Gnade gebracht hätte, ſoll ihr die Ehre wieder geben. Sie iſt ehrlich und begnadigt geſtorben, der Schleier ſoll mit ihr begraben werden.“

Den Degen gab er dem Offizier der Wache mit den Worten: „Sie werden heute noch meine Befehle wegen der Beſtattung des Uhlanen und dieſes armen Mädchens bei der Parade empfangen.“

Nun las er auch die letzten Worte Kasper's laut mit vieler Rührung. Die alte Großmutter umarmte mit Freudenthränen ſeine Füße, als wäre ſie das glücklichſte Weib. Er ſagte zu ihr: „Gebe Sie ſich zufrieden, Sie ſoll eine Penſion haben bis an Ihr ſeliges Ende, ich will Ihrem Enkel und der Annerl einen Denkſtein ſetzen laſſen.“ Nun befahl er dem Prediger, mit der Alten und einem Sarge, in welchem die

Gerichtete gelegt wurde, nach ſeiner Wohnung zu fahren, und ſie dann nach ihrer Heimath zu bringen und das Begräbniß zu beſorgen. Da während dem ſeine Adjutanten mit Pferden gekommen waren, ſagte er noch zu mir: „Geben Sie meinem Adjutanten ihren Namen an, ich werde Sie rufen laſſen. Sie haben einen ſchönen menſchlichen Eifer gezeigt.“ Der Adjutant ſchrieb meinen Namen in ſeine Schreibtafel und machte mir ein verbindliches Compliment. Dann ſprengte der Herzog, von den Segenswünſchen der Menge begleitet, in die Stadt. Die Leiche der ſchönen Annerl ward nun mit der guten alten Großmutter in das Haus des Pfarrers gebracht, und in der folgenden Nacht fuhr dieſer mit ihr nach der Heimath zurück. Der Offizier traf, mit dem Degen Groſſinger's und einer Schwadron Uhlanen, auch daſelbſt am folgenden Abend ein. Da wurde nun der brave Kasper, mit Groſſinger's Degen auf der Bahre und dem Fähndrichs-Patent, neben der ſchönen Annerl zur Seite ſeiner Mutter begraben. Ich war auch hingeeilt und führte die alte Mutter, welche kindiſch vor Freude war, aber wenig redete; und als die Uhlanen dem Kasper zum dritten Mal ins Grab ſchoſſen fiel ſie mir todt in die Arme. Sie hat ihr Grab auch neben den Ihrigen empfangen. Gott gebe ihnen Allen eine freudige Auferſtehung!

Sie ſollen treten auf die Spitzen,
Wo die lieben Engelein ſitzen,
Wo kömmt der liebe Gott gezogen,
Mit einem ſchönen Regenbogen;
Da ſollen ihre Seelen vor Gott beſtehn,
Wann wir werden zum Himmel eingehn! Amen.

Als ich in die Hauptſtadt zurück kam, hörte ich: Graf Groſſinger ſei geſtorben, er habe Gift genommen. In meiner Wohnung fand ich einen Brief von ihm. Er ſagte mir darin:

„Ich habe Ihnen viel zu danken. Sie haben meine Schande, die mir lange das Herz abnagte, zu Tage gebracht. Jenes Lied der Alten kannte ich wohl; die Annerl hatte es mir oft vorgesagt, sie war ein unbeschreiblich edles Geschöpf. Ich war ein elender Verbrecher. Sie hatte ein schriftliches Eheversprechen von mir gehabt, und hat es verbrannt. Sie diente bei einer alten Tante von mir, sie litt oft an Melancholie. Ich habe mich durch gewisse medizinische Mittel, die etwas Magisches haben, ihrer Seele bemächtigt. — Gott sei mir gnädig! — Sie haben auch die Ehre meiner Schwester gerettet. Der Herzog liebt sie, ich war sein Günstling — die Geschichte hat ihn erschüttert — Gott helfe mir! Ich habe Gift genommen.

Joseph Graf Grossinger."

Die Schürze der schönen Annerl, in welche ihr der Kopf des Jägers Jürge bei seiner Enthauptung gebissen, ist auf der herzoglichen Kunstkammer bewahrt worden. Man sagt: Die Schwester des Grafen Grossinger werde der Herzog mit dem Namen: „Voile de Grace," auf deutsch: „Gnadenschleier," in den Fürstenstand erheben und sich mit ihr vermählen. Bei der nächsten Revue in der Gegend von D.... soll das Monument auf den Gräbern der beiden unglücklichen Ehrenopfer auf dem Kirchhofe des Dorfs errichtet und eingeweiht werden. Der Herzog wird mit der Fürstin selbst zugegen sein. Er ist ausnehmend zufrieden damit; die Idee soll von der Fürstin und dem Herzoge zusammen erfunden sein. Es stellt die falsche und wahre Ehre vor, die sich vor einem Kreuze beiderseits gleich tief zur Erde beugen; die Gerechtigkeit steht mit dem geschwungenen Schwerdte zur einen Seite, die Gnade zur andern Seite und wirft einen Schleier heran. Man will im Kopfe der Gerechtigkeit Aehnlichkeit mit dem Herzog, in dem Kopfe der Gnade Aehnlichkeit mit dem Gesichte der Fürstin finden.

Die mehreren Wehmüller

und

ungarischen Nationalgesichter.

Gegen Ende des Sommers, während der Peſt in Croatien, hatte Herr Wehmüller, ein reiſender Maler, von Wien aus einen Freund beſucht, der in dieſer öſterreichiſchen Provinz als Erzieher auf dem Schloſſe eines Grafen Giulowitſch lebte. Die Zeit, welche ihm ſeine Geſchäfte zu dem Beſuch erlaubten, war vorüber. Er hatte von ſeiner jungen Frau, welche ihm nach Siebenbürgen vorausgereiſt war, einen Brief aus Stuhlweißenburg erhalten, daß er ſie nicht mehr länger allein laſſen möge; es erwarte ihn das Offizier-Corps des dort liegenden hochlöblichen ungariſchen Grenadier- und Huſaren-Regiments ſehnſüchtig, um von ſeiner Meiſterhand gemalt ſich in dem Andenken mannichfaltiger ſchöner Freundinnen zu erhalten, da ein naher Garniſonswechſel manches engverknüpfte Liebes- und Freundſchaftsband zu zerreißen drohte. Dieſer Brief brachte den Herrn Wehmüller in große Unruhe, denn er war viermal ſo lange unterwegs geblieben als gewöhnlich, und dermaßen durch die Quarantaine zerſtochen und durchräuchert worden, daß er die ohnedies nicht allzuleſerliche Hand ſeiner guten Frau, die mit oft gewäſſerter Dinte geſchrieben hatte, nur mit Mühe leſen konnte. Er eilte in die Stube ſeines Freundes Lury und ſagte zu ihm: „Ich muß gleich auf der Stelle fort nach Stuhlweißenburg, denn die hochlöblichen Grenadier- und Huſaren-Regimenter ſind im Begriffe von dort abzuziehen; leſen Sie, der Brief iſt an fünf Wochen alt.“ Der Freund verſtand ihn nicht, nahm aber den Brief und las. Wehmüller lief ſogleich zur Stube hinaus und die Treppe hinab in die Hauskapelle, um zu ſehen, ob er die neun und dreißig Nationalgeſichter,

welche er in Oel gemalt und dort zum Trocknen aufgehängt hatte, ſchon ohne große Gefahr des Verwiſchens zuſammenrollen könne. Ihre Trockenheit übertraf alle ſeine Erwartung, denn er malte mit Terpentin-Firniß, welcher trocken wird, ehe man ſich umſieht. Was übrigens dieſe neun und dreißig Nationalgeſichter betrifft, hatte es mit ihnen folgende Bewandtniß: Sie waren nichts mehr und nichts weniger als neun und dreißig Portraits von Ungaren, welche Herr Wehmüller gemalt hatte, ehe er ſie geſehen. Er pflegte ſolcher Nationalgeſichter immer ein halb Hundert fertig bei ſich zu führen. Kam er in einer Stadt an, wo er Gewinn durch ſeine Kunſt erwartete, ſo pflegte er öffentlich ausſchellen oder austrommeln zu laſſen: Der bekannte Künſtler, Herr Wehmüller, ſei mit einem reich aſſortirten Lager wohlgetroffener Nationalgeſichter angelangt und lade diejenigen unter einem hochedlen Publikum, welche ihr Portrait wünſchten, unterthänigſt ein, ſich daſſelbe, Stück vor Stück zu einem Ducaten in Gold, ſelbſt auszuſuchen. Er fügte ſodann noch, durch wenige Meiſterſtriche, einige perſönliche Züge und Ehrennarben, oder die Individualität des Schnurrbartes des Käufers unentgeldlich bei, für die Uniform aber, welche er immer ausgelaſſen hatte, mußte nach Maßgabe ihres Reichthumes nachgezahlt werden.

Er hatte dieſe Verfahrungsart auf ſeinen Kunſtreiſen als die befriedigendſte für ſich und die Käufer gefunden. Er malte die Leute nach Belieben im Winter mit aller Bequemlichkeit zu Haus, und brachte ſie in der ſchönen Jahreszeit zu Markte. So genoß er des großen Troſtes, daß Keiner über Unähnlichkeit oder langes Sitzen klagen konnte, weil ſich Jeder ſein Bildniß fertig nach beſtimmtem Preiſe, wie einen Weck auf dem Laden, ſelbſt ausſuchte. Wehmüller hatte ſeine Gattin vorausgeſchickt, um ſeine Ankunft in Stuhlweißenburg vorzubereiten, während er ſeinen Vorrath von Portraits bei ſeinem Freunde Lury zu

der gehörigen Menge brachte. Er mußte diesmal in vollem Glanze auftreten, weil er in einer Zeitung geleſen: ein Maler Froſchhauer aus Klagenfurt habe dieſelbe Kunſtreiſe vor. Dieſer aber war bisher ſein Antagoniſt und Nebenbuhler geweſen, wenn ſie ſich gleich nicht kannten, denn Froſchhauer war von der entgegengeſetzten Schule; er hatte nämlich immer alle Uniformen voraus fertig, und ließ ſich für die Geſichter extra bezahlen. — Schon hatte Wehmüller die neun und dreißig Nationalgeſichter zuſammengerollt, in eine große weite Blechbüchſe geſteckt, in welcher auch ſeine Farben und Pinſel, ein Paar Hemden, ein Paar gelbe Stiefelſtulpen und eine Haarlocke ſeiner Frau Platz fanden; ſchon ſchnallte er ſich dieſe Büchſe mit zwei Riemen, wie einen Torniſter, auf den Rücken, als ſein Freund Lury hereintrat und ihm den Brief mit den Worten zurückgab: „Du kannſt nicht reiſen, ſo eben hat ein Bauer hier auf dem Hofe erzählt, daß er vor einigen Tagen einen Fußreiſenden begleitet habe, und daß dieſer der letzte Menſch geweſen ſei, der über die Grenze gekommen, denn auf ſeinem Rückwege hierher habe er, der Bote, ſchon alle Wege vom Peſt-Cordon beſetzt gefunden.“ Wehmüller aber ließ ſich nicht mehr zurückhalten. Er ſchob ſeine Palette unter den Wachstuch-Ueberzug auf ſeinen runden Hut, wie die Bäcker in den Zipfel ihrer geſtrickten ſpitzen Mützen einen Semmel zu ſtecken pflegen, und begann ſeinen Reiſeſtab zuſammen zu richten, der ein wahres Wunder der Mechanik, wenn ich mich nicht irre, von der Erfindung des Mechanikus Eckler in Berlin war, denn er enthielt erſtens: ſich ſelbſt, nämlich einen Reiſeſtock; zweitens: nochmals ſich ſelbſt, einen Malerſtock; drittens: nochmals ſich ſelbſt, einen Meßſtock; viertens: nochmals ſich ſelbſt, ein Richtſcheit; fünftens: nochmals ſich ſelbſt, ein Blaſerohr; ſechstens: nochmals ſich ſelbſt, ein Tabakspfeifenrohr; ſiebentens: nochmals ſich ſelbſt, einen Angelſtock; darin aber waren noch ein Stiefel-

knecht, ein Barometer, ein Thermometer, ein Perſpektiv, ein Zeichenſtuhl, ein chemiſches Feuerzeug, ein Reißzeug, ein Bleiſtift und das Brauchbarſte von allem: eine approbirte hölzerne Hühneraugen-Feile angebracht; das Ganze aber war ſo eingerichtet, daß man die Maſſe des Inhaltes, durch den Druck einer Feder, aus dieſem Stocke wie aus einer Windbüchſe ſeinem Feind auf den Leib ſchießen konnte. Während Wehmüller dieſen Stock zuſammenrichtete, machte Lury ihm die lebhafteſten Vorſtellungen wegen der Gefahr ſeiner Reiſe, aber er ließ ſich nicht halten. „So rede wenigſtens mit dem Bauer ſelbſt," ſprach Lury. Das war Wehmüller zufrieden und ging, ganz zum Abmarſche fertig, hinab. Kaum aber waren ſie in die Schenke getreten, als der Bauer zu ihm trat und ihm den Aermel küſſend ſagte: „Nu, gnädiger Herr, wie kommen wir ſchon wieder zuſammen? Sie hatten ja eine ſolche Eile nach Stuhlweißenburg, daß ich glaubte, Euer Gnaden müßten bald dort ſein." Wehmüller verſtand den Bauer nicht, der ihm verſicherte: daß er ihn mit derſelben blechernen Büchſe auf dem Rücken, und demſelben langen Stocke in der Hand, nach der ungariſchen Grenze geführt habe, und zwar zu rechter Zeit, weil kurz nachher der Weg vom Peſt-Cordon geſchloſſen worden ſei, wobei der Mann ihm eine Menge einzelne Vorfälle der Reiſe erzählte, von welchen, wie vom Ganzen, Wehmüller nichts begriff. Da aber endlich der Bauer ein kleines Bild hervorzog mit den Worten: „Haben Euer Gnaden mir dieſes Bildchen, das in Ihrer Büchſe keinen Platz fand, nicht zu tragen gegeben, und haben es Euer Gnaden nicht in der Eile der Reiſe vergeſſen?" ergriff Wehmüller das Bild mit Heftigkeit. Es war das Bild ſeiner Frau, ganz wie von ihm ſelbſt gemalt, ja, der Name Wehmüller war unterzeichnet. Er wußte nicht, wo ihm der Kopf ſtand. Bald ſah er den Bauer, bald Lury, bald das Bild an. „Wer gab dir das Bild?" fuhr er den Bauer an.

„Euer Gnaden selbst," sagte dieser. „Sie wollten nach Stuhlweißenburg zu Ihrer Liebsten, sagten Euer Gnaden, und den Botenlohn sind mir Euer Gnaden auch schuldig geblieben."

„Das ist erlogen!" schrie Wehmüller. „Es ist die Wahrheit!" sagte der Bauer. „Es ist nicht die Wahrheit," sagte Lury, „denn dieser Herr ist seit vier Wochen nicht hier weggekommen und hat mit mir in einer Stube geschlafen." Der Bauer aber wollte von seiner Behauptung nicht abgehen und drang auf die Bezahlung des Botenlohns, oder die Rückgabe des Portraits, welches sein Pfand sei, und dem er, wenn er nicht bezahle, einen Schimpf anthun wolle. Wehmüller ward außer sich. „Was?" schrie er, „ich soll für einen Andern das Botenlohn zahlen oder das Portrait meiner Frau beschimpfen lassen, das ist entsetzlich!" Lury machte endlich den Schiedsrichter und sagte zu dem Bauer: „Habt ihr diesen Herrn über die Grenze gebracht?" „Ja!" sagte der Bauer. — „Wie kommt er denn wieder hierher, und wie war er die ganze Zeit hier?" erwiederte Lury. „Ihr müßt ihn daher nicht recht tüchtig hinüber gebracht haben, und könnt für so schlechte Arbeit keinen Botenlohn begehren. Bringt ihn heute nochmals hinüber, aber dermaßen, daß auch kein Stümpfchen hier in Croatien bleibt, und laßt euch doppelt bezahlen." Der Bauer sagte: „Ich bin es zufrieden, aber es ist doch eine sehr heillose Sache; wer von den Beiden ist nun der Teufel, dieser gnädige Herr oder der Andre? Es könnte mich dieser, der viel widerspenstiger scheint, vielleicht gar mit über die Grenze holen; auch ist der Weg jetzt gesperrt, und der Andre war der Letzte. Ich glaube doch, er muß der Teufel gewesen sein, der bei der Pest zu thun hat." — „Was," schrie Wehmüller, „der Teufel mit dem Portrait meiner Frau? Ich werde verrückt! Gesperrt oder nicht gesperrt, ich muß fort, der scheußlichste Betrug muß entdeckt werden. Ach, meine arme Frau, wie kann sie getäuscht

werden! Adieu, Lury, ich brauche keinen Boten, ich will schon allein finden!" Und somit lief er zum offenen Hofthore mit solcher Schnelligkeit hinaus, daß ihn weder der nachlaufende Bauer, noch das Geschrei Lury's einholen konnte.

Nach dieser Scene trat der Graf Giulowitsch, der Prinzipal Lury's, aus dem Schloß, um auf seinen Finkenherd zu fahren. Lury erzählte ihm die Geschichte, und der Graf, neugierig mehr von der Sache zu hören, bestieg seinen Wurstwagen und fuhr dem Maler in vollem Trabe nach. Das leichte Fuhrwerk, mit zwei raschen Pferden bespannt, flog über die Stoppelfelder, welche einen festeren Boden als die moorichte Landstraße darboten. Bald war der Maler eingeholt. Der Graf bat ihn aufzusitzen mit dem Anerbieten, ihn einige Meilen bis an die Grenze seiner Güter zu bringen, wo er noch eine halbe Stunde nach dem letzten Grenzdorf habe. Wehmüller, der schon viel Grund und Boden an seinen Stiefeln hängen hatte, nahm den Vorschlag mit unterthänigstem Dank an. Er mußte einige Züge alten Slibowitz aus des Grafen Jagdflasche thun, und fand dadurch schon etwas mehr Muth, sich selbst auf der eignen Fährte zu seiner Frau nachzueilen. Der Graf fragte ihn: „Ob er denn Niemand kenne, der ihm so ähnlich sei, und so malen könne wie er?" Wehmüller sagte: „Nein!" und das Portrait ängstige ihn am meisten, denn dadurch zeige sich eine Beziehung des falschen Wehmüller's auf seine Frau, welche ihm besonders fatal werden könne. Der Graf sagte ihm: „Der falsche Wehmüller sei wohl nur eine Strafe Gottes für den ächten Wehmüller, weil dieser alle Ungaren über einen Leisten male, so gäbe es jetzt auch mehrere Wehmüller über einen Leisten." Wehmüller meinte: „Alles sei ihm einerlei, aber seine Frau, seine Frau, wenn die sich nur nicht irre." Der Graf stellte ihm nochmals vor, er möge lieber mit ihm auf seinen Finkenherd und dann zurückfahren; er gefährde, wenn er auch höchst

unwahrſcheinlich den Peſt-Cordon durchſchleichen ſollte, jenſeits an der Peſt zu ſterben. Wehmüller aber meinte: „Ein zweiter Wehmüller, der zu meiner Frau reiſt, iſt auch eine Peſt, an der man ſterben kann, und er wolle ſo wenig als die Schneegänſe, welche ſchreiend über ihnen hinſtrichen, den Peſt-Cordon reſpectiren, er habe keine Ruhe, bis er bei ſeiner Tonerl ſei.“ So kamen ſie bis auf die Grenze der Giulowitſchſchen Güter, und der Graf ſchenkte Wehmüllern noch eine Flaſche Tokaier mit den Worten: „Wenn Sie dieſe ausſtechen, lieber Wehmüller, werden Sie ſich nicht wundern, daß man Sie doppelt geſehen, denn Sie ſelbſt werden Alles doppelt ſehen. Geben Sie uns ſobald als möglich Bericht von Ihrem Abenteuer, und möge Ihre Gemahlin anders ſehen, als der Bauer geſehen hat. Leben Sie wohl!“

Nun eilte Wehmüller, ſo ſchnell er konnte, nach dem nächſten Dorf, und kaum war er in die kleine dumpfigte Schenke eingetreten, als die alte Wirthin, in Huſaren-Uniform, ihm entgegenſchrie: „Ha, ha! da ſind der Herr wieder zurück, ich hab es gleich geſagt, daß Sie nicht durch den Cordon würden hinübergelaſſen werden.“ Wehmüller ſagte: „Daß er hier niemals geweſen und daß er gleich jetzt erſt verſuchen wolle, durch den Cordon zu kommen.“ Da lachte Frau Tſchermack und ihr Geſinde ihm ins Angeſicht, und behaupteten ſteif und feſt: er ſei vor einigen Tagen hier durchpaſſirt, von einem Giulowitſcher Bauer begleitet, dem er den Botenlohn zu zahlen vergeſſen; er habe ja hier gefrühſtückt und erzählt: daß er nach Stuhlweißenburg zu ſeiner Frau Tonerl wolle, um dort das hochlöbliche Offizier-Corps zu malen.“ Wehmüller kam durch die neue Beſtätigung daß er doppelt in der Welt herumreiſe, beinahe in Verzweiflung. Er ſagte der Wirthin mit kurzen Worten ſeine ganze Lage; ſie wußte nicht, was ſie glauben ſollte, und ſah ihn ſehr kurios an. Es war ihr nicht allzuheimlich bei ihm.

Aber er wartete alle ihre Scrupel nicht ab, und lief wie toll und blind zum Dorfe hinaus und dem Peſt-Cordon zu!

Als er eine Viertelmeile auf der Landſtraße gelaufen war, ſah er auf dem Stoppelfeld eine Reihe von Rauchſäulen aufſteigen und ein angenehmer Wachholdergeruch dampfte ihm entgegen. Er ſah bald eine Reihe von Erdhütten und Soldaten, welche kochten und ſangen; es war ein Hauptbivouak des Peſt-Cordons. Als er ſich der Schildwache näherte, rief ſie ihm ein ſchreckliches: „Halt!“ entgegen und ſchlug zugleich ihr Gewehr auf ihn an. — Wehmüller ſtand wie angewurzelt. Die Schildwache rief den Unteroffizier, und nach einigen Minuten ſprengte ein Szekler Huſar gegen ihn heran und ſchrie aus der Ferne: „Wos willſtu, quid vis? Wo kommſt her, unde venis? An welchen Ort willſt du, ad quem locum vis? Biſt du nicht vorige Woche hier durchpaſſirt, es tu non altera hebdomada hic perpassatus?“ Er fragte ihn ſo auf Deutſch und Huſarenlateiniſch zugleich, weil er nicht wußte, ob er ein Deutſcher oder ein Ungar ſei. Wehmüller mußte aus den letzten Worten des Huſaren abermals hören, daß er hier ſchon durchgereiſt ſei, welche Nachricht ihm eiskalt über den Rücken lief. Er ſchrie ſich beinah die Kehle aus, daß er gerade von dem Grafen Giulowitſch komme, daß er in ſeinem Leben nicht hier geweſen. Der Huſar aber lachte und ſprach: „Du lügſt, mentiris! Haſt du nicht dem Herrn Chirurg ſein Bild gegeben, non dedidisti Domino Chirurgo suam imaginem? Daß er durch die Finger geſehen und dich paſſiren laſſen, ut vidit per digitos et te fecit passare? Du biſt zurückgekehrt aus den Peſt-Oertern, es returnatus ex pestiferatis locis!“ Wehmüller ſank auf die Knie nieder und bat, man möge den Chirurgen doch herbeirufen. Während dieſes Geſpräches waren mehrere Soldaten um den Huſaren herumgetreten, zuzuhören; endlich kam der Chirurg auch, und nachdem er Wehmüller's Klagen angehört, der ſich die Lunge faſt wegge-

ſchrien, befahl er ihm, ſich einem der Feuer von Wachholderholz zu nähern, ſo daß es zwiſchen ihnen Beiden ſei, dann wolle er mit ihm reden. Wehmüller that dies, und erzählte ihm die ganze Ausſage über einen zweiten Wehmüller, der hier durchgereiſt ſei, und ſeine große Sorge, daß ihn dieſer um all ſein Glück betrügen könne, und bot dem Chirurgen Alles an, was er beſitze, er möge ihm nur durchhelfen. Der Chirurg holte nun eine Rolle Wachsleinwand aus ſeiner Erdhütte, und Wehmüller erblickte auf derſelben eines der ungariſchen Nationalgeſichter, gerade, wie er ſie ſelbſt zu malen pflegte, auch ſein Name ſtand drunter, nnd da der Chirurg ſagte: „Ob er dies Bild nicht gemalt und ihm neulich geſchenkt habe, weil er ihn paſſiren laſſen?“ geſtand Wehmüller: „Er würde nie dies Bild von den ſeinigen unterſcheiden können, aber durchpaſſirt ſei er hier nie, und habe nie die Gelegenheit gehabt, den Herrn Chirurgen zu ſprechen.“ Da ſagte der Chirurg: „Hatten Sie nicht heftiges Zahnweh, habe ich Ihnen nicht noch einen Zahn ausgezogen für das Bild?“ „Nein, Herr Chirurg,“ erwiederte Wehmüller, „ich habe alle meine Zähne friſch und geſund, wenn Sie zuſchauen wollen.“ Nun faßte der Feldſcheer einigen Muth; Wehmüller ſperrte das Maul auf, er ſah nach und geſtand ihm zu, daß er ganz ein andrer Menſch ſei; denn jetzt, da er ihn weder aus der Ferne, noch von Rauch getrübt anſehe, müſſe er ihm geſtehen, daß der andere Wehmüller viel glatter und auch etwas fetter ſei, ja, daß ſie Beide, wenn ſie neben einander ſtänden, kaum verwechſelt werden könnten; aber durchpaſſiren laſſen könne er ihn jetzt doch nicht. Es habe zu viel Aufſehens bei der Wache gemacht und er könne Verdruß haben. Morgen früh werde aber der Cordon-Commandant mit einer Patrouille bei der Viſitation hierher kommen, und da ließe ſich ſehen, was er für ihn thun könne. Er möge bis dahin nach der Schenke des Dorfes zurückkehren, er wolle ihn rufen laſſen,

wenn es Zeit sei. Er solle auch das Bild mitnehmen und ihm den Schnauzbart etwas spitzer malen, damit es ganz ähnlich werde. Wehmüller bat: in seiner Erdhütte einen Brief an sein Tonerl schreiben zu dürfen, und ihm den Brief hinüber zu besorgen. Der Chirurg war es zufrieden. Wehmüller schrieb seiner Frau, erzählte ihr sein Unglück, bat sie um Gotteswillen, nicht den falschen Wehmüller mit ihm zu verwechseln und lieber sogleich ihm entgegen zu reisen. Der Chirurg besorgte den Brief und gab Wehmüller'n noch ein Attestat, daß seine Person eine ganz andere sei, als die des ersten Wehmüllers, und nun kehrte unser Maler, durchgeräuchert wie ein Quarantainebrief, nach der Dorfschenke zurück. —

Hier war die Gesellschaft vermehrt. Die Erzählung von dem doppelten Wehmüller hatte sich im Dorf und auf einem benachbarten Edelhof ausgebreitet, und es waren allerlei Leute bei der Wirthin zusammen gekommen, um sich wegen der Geschichte zu befragen. Unter dieser Gesellschaft waren ein alter invalider Feuerwerker und ein Franzose die Hauptpersonen. Der Feuerwerker, ein Venetianer von Geburt, hieß Baciochi, und war ein Alles in Allem bei dem Edelmanne, der einen Büchsenschuß von dem Dorfe wohnte. Der Franzose war ein Monsieur Devillier, der, von einer alten reichen Ungarin gefesselt, in Ungarn sitzen geblieben war; seine Gönnerin starb und hinterließ ihm ein kleines Gütchen, auf welchem er lebte, und sich bei seinen Nachbarn umher mit der Jagd und allerlei Liebeshändeln die Zeit vertrieb. Er hatte gerade eine Kammerjungfer auf dem Edelhofe besucht, der er Sprachunterricht gab, und diese hatte ihn mit dem Hofmeister des jungen Edelmanns auf seinem Rückweg in die Schenke begleitet, um ihrer Herrschaft von dem doppelten Wehmüller Bericht zu erstatten. Die Kammerjungfer hieß Nanny und der Hofmeister war ein geborener Wiener, mit Namen Lindpeindler, ein zartfüh-

lender Dichter, der oft verkannt worden ist. Die berühmteste Person von Allen war aber der Violinspieler Michaly, ein Zigeuner von etwa dreißig Jahren, von eigenthümlicher Schönheit und Kühnheit, der, wegen seines großen Talents alle mögliche Tänze ununterbrochen auf seiner Violine zu erfinden und zu variiren, bei allen großen Hochzeiten im Lande allein spielen mußte. Er war hieher gereist, um seine Schwester zu erwarten, die bis jetzt bei einer verstorbenen Großmutter gelebt und nun auf der Reise zu ihm durch den Pest-Cordon von ihm getrennt war.

Zu diesen Personen fügte sich noch ein alter croatischer Edelmann, der einen einsamen Hof in der Nähe der türkischen Grenze besaß; er übernachtete hier, von einem Kreistage zurückkehrend. Ein tyroler Teppichkrämer und sein Reisegeselle, ein Savoyardenjunge, dem sein Murmelthier gestorben war, und der sich nach Hause bettelte, machten die Gesellschaft voll, außer der alten Wirthin, die Tabak rauchte und in ihrer Jugend als Amazone unter den Wurmserschen Husaren gedient hatte. Sie trug noch den Dollman und die Mütze, die Haare in einem Zopf am Nacken und zwei kleine Zöpfe an den Schläfen geknüpft, und hatte hinter ihrem Spinnrad ein martialisches Ansehen. Diese bunte Versammlung saß in der Stube, welche zugleich die Küche und der Stall für zwei Büffelkühe war, um den lodernden niedern Feuerherd, und war im vollen Gespräch über den doppelten Wehmüller, als dieser in der Dämmerung an der verschlossenen Hausthüre pochte. Die Wirthin fragte zum Fenster hinaus, und als sie Wehmüller sah, rief sie: „Gott steh' uns bei! Da ist noch ein dritter Wehmüller; ich mache die Thür nicht eher auf, bis sie alle Drei zusammen kommen!" Ein lautes Gelächter und Geschrei des Verwunderns aus der Stube unterbrach des armen Malers Bitte um Einlaß. Er nahte sich dem Fenster und hörte eine lebhafte Berath-

ſchlagung über ſich an. Der croatiſche Edelmann behauptete: Er könne ſehr leicht ein Vampyr ſein oder die Leiche des erſten an der Peſt verſtorbenen Wehmüllers, die hier den Leuten das Blut ausſaugen wolle. Der Feuerwerker meinte: Er könne die Peſt bringen, er habe wahrſcheinlich den Cordon überſchritten und ſei wieder zurück geſchlichen. Der Tyroler bewies: Er würde Niemand freſſen. Die Kammerjungfer verkroch ſich hinter dem Franzoſen, der, nebſt dem Hofmeiſter, die Gaſtfreiheit und Menſchlichkeit vertheidigte. Devillier ſagte: Er könne nicht erwarten, daß eine ſo auserwählte Geſellſchaft wie die, in der er ſich befinde, jemals aus Furcht und Aberglauben die Rechte der Menſchheit ſo ſehr verletzen werde, einen Fremden wegen einer bloßen Grille auszuſperren; er wolle mit dem Manne reden. Der Zigeuner aber ergriff in dem allgemeinen, ziemlich lauten Wortwechſel ſeine Violine und machte ein wunderbares Schariwari dazu, und da die ungariſchen Bauern nicht leicht eine Fiedel hören, ohne den Tanzkrampf in den Füßen zu fühlen, ſo verſammelte ſich bald Horia und Klotzka vor der Schenke, — was ſoviel heißt: als Hinz und Kunz bei uns zu Lande, — die Mädchen wurden aus den Betten getrieben und vor die Schenke gezogen, und ſie begannen zu jauchzen und zu tanzen.

Durch den Lärm ward der Vicegeſpann, des Orts Obrigkeit, herbei gelockt, und Wehmüller brachte ihm ſeine Klagen und das Atteſtat des Chirurgen vor, verſprach ihm auch, ſein Portrait unter den Nationalgeſichtern ſich ausſuchen zu laſſen, wenn er ihm ein ruhiges Nachtquartier verſchaffe und ſeine Perſönlichkeit in der Schenke atteſtire. Der Vicegeſpann ließ ſich nun die Schenke öffnen und las drinnen das Atteſtat des Herrn Chirurgen, das er allen Anweſenden zur Beruhigung mittheilte. Durch ſeine Autorität brachte er es dahin, daß Wehmüller endlich hereingelaſſen wurde, und er nahm, um der Sache mehr Anſehen zu geben, ein Protokoll über ihn auf, an dem nichts

merkwürdig war, als daß es mit dem Worte „Sondern" anfing. Indeſſen hatten die Bauern den muſikaliſchen Zigeuner herausgezerrt und waren mit ihm unter die Linde des Dorfes gezogen, der Tyroler zog hinterdrein und jodelte aus der Fiſtel, der Savoyarde gurgelte ſein „Escoutta Gionetta" und klapperte mit dem Deckel ſeines leeren Kaſtens den Takt dazu bis unter die Linde. Monſieur Devillier forderte die Kammerjungfer zu einem Tänzchen auf, und Herr Lindpeindler gab der ſchönen Herbſtnacht und dem romantiſchen Eindrucke nach. So war die Stube ziemlich leer geworden. Wehmüller holte ſeine Nationalgeſichter aus der Blechbüchſe, und der Vicegeſpann hatte bald ſein Portrait gefunden, verſprach auch dem Maler ins Ohr: daß er ihm morgen über den Cordon helfen wolle, wenn er ihm heute Nacht noch eine Reihe Knöpfe mehr auf die Jacke male. Wehmüller dankte ihm herzlich und begann ſogleich bei einer Kienfackel ſeine Arbeit. Der Feuerwerker und der croatiſche Edelmann rückten zu dem Tiſch, auf welchem Wehmüller ſeine Flaſche Tokaier Preis gab. Die Herren drehten ſich die Schnauzbärte, ſteckten ſich die Pfeifen an und ließen es ſich wohl ſchmecken. Der Vicegeſpann ſprach von der Jagdzeit, die am St. Egiditage, da der Hirſch in die Brunſt gehe, begonnen habe, und daß er morgen früh nach einem Vierzehnender ausgehen wolle, der ihm großen Schaden in ſeinem Weinberge gethan, zugleich lud er Herrn Wehmüller ein, mitzugehen, wobei er ihm auf den Fuß trat. Wehmüller verſtand, daß dies ein Wink ſei, wie er ihm über den Cordon helfen wolle, und wenn ihm gleich nicht ſo zu Muthe war, gern von Hirſchgeweihen zu hören, nahm er doch das Anerbieten mit Dank an, nur bat er ſich die Erlaubniß aus, nach der Rückkehr das Bild des Herrn Vicegeſpanns in ſeinem Hauſe fertig malen zu dürfen. Der croatiſche Edelmann und der Feuerwerker ſprachen nun noch mancherlei von der Jagd, und wie der

Wein so vortrefflich stehe, darum sei das Volk auch so lustig; wenn der unbequeme Pest-Cordon nur erst aufgelöst sei, aller Verkehr sei durch ihn gestört, und der Cordon sei eigentlich ärger als die Pest selbst. „Es wird bald aus sein mit dem Cordon," sagte der Croate, „die Kälte ist der beste Doctor, und ich habe heute an den Eicheln gesehen, daß es einen strengen Winter geben wird; denn die Eicheln kamen heuer früh und viel, und es heißt von den Eicheln im September:

„Haben sie Spinnen, so kömmt ein bös Jahr,
Haben sie Fliegen, kömmt Mittelzeit zwar,
Haben sie Maden, so wird das Jahr gut,
Ist nichts darin, so hält der Tod die Hut.
Sind die Eicheln früh und sehr viel,
So schau, was der Winter anrichten will:
Mit vielem Schnee kömmt er vor Weihnachten,
Darnach magst du große Kälte betrachten.
Sind die Eicheln schön innerlich,
Folgt ein schöner Sommer, glaub' sicherlich;
Auch wird dieselbe Zeit wachsen schön Korn,
Also ist Müh' und Arbeit nicht verlor'n.
Werden sie innerlich naß befunden,
Thut's uns einen nassen Sommer bekunden;
Sind sie mager, wird der Sommer heiß,
Das sei dir gesagt mit allem Fleiß."

Diesen September waren sie aber so früh und häufig, daß es gewiß bald kalt, und der Frost die Pest schon vertilgen wird." „Ganz recht," sagte der Vicegespann, „wir werden einen frühen Winter und einen schönen Herbst haben; denn tritt der Hirsch an einem schönen Egiditag in Brunst, so tritt er auch an einem schönen Tage heraus, und wenn er früh eintritt, wie dieses Jahr, so naht der Winter auch früh." Ueber diesen Wetterbetrachtungen kamen sie auf kalte Winter zu sprechen, und der Croate erzählte folgende Geschichte, die ihm vor einigen Jahren im kalten Winter in der Christnacht geschehen sein sollte, und

er beſchwor ſie hoch und theuer. Aber eben, als er beginnen wollte, ſchallte ein großer Spektakel von der Linde her. Lindpeindler und die Kammerjungfer ſtürzten mit dem Geſchrei in die Stube: Auf dem Tanzplatze ſei wieder ein Wehmüller erſchienen. „Ach," ſchrie die Kammerjungfer, „er hat mich wie ein Geſpenſt angepackt und iſt mit mir ſo entſetzlich unter der Linde herumgetanzt, daß mir die Haube in den Zweigen blieb." Auf dieſe Ausſage ſprangen Alle vom Tiſch auf und wollten hinausſtürzen. Der Vicegeſpann aber gebot dem Maler ſitzen zu bleiben, bis man wiſſe, ob er oder der Andere es ſei.

Da näherte ſich das Spektakel, und bald trat der Zigeuner luſtig fiedelnd, von den krähenden Bauern begleitet, mit dem neuen Wehmüller vor die Schenke. Da klärte ſich denn bald der Scherz auf. Devillier hatte den grauen Reiſekittel und den Hut Wehmüller's im Hinausgehen aufgeſetzt und ein altes blechernes Ofenrohr, das in einem Winkel lag, umgehängt, die furchtſame Kammerjungfer zu erſchrecken. Nanny ward ſehr ausgelacht, und der Vicegeſpann befahl nun den Leuten, zu Bette zu gehen. Da aber einige noch tanzen wollten und grob wurden, rief er nach ſeinen Heiducken, ſetzte ſelbſt eine Bank vor die Thüre, legte eigenhändig einen frechen Burſchen über und ließ ihm Fünf aufzählen, auf welche kleine Erfriſchung die ganze Ballgeſellſchaft mit einem lauten: „Vivat noster Dominus Vicegespannus!" jubelnd nach Hauſe zog. Nun ordnete ſich die übrige Geſellſchaft in der engen Stube, wie es gehen wollte, um Tiſch und Herd, auf Kübeln und Tonnen und den zur Nachtſtreue von der Wirthin angeſchleppten Strohbündeln. Devillier ließ einige Krüge Wein bringen, und der erſchrockenen Kammerjungfer wurde auf den Schreck wacker zugetrunken. Man bat dann den Croaten, ſeine verſprochene Geſchichte zu erzählen, welcher, während Wehmüller in ſchweren Gedanken an ſein Tonerl Knöpfe malte, alſo begann:

Das Pickenick des Katers Mores.

Erzählung des croatiſchen Edelmannes.

„Mein Freihof liegt einſam, eine halbe Stunde von der türkiſchen Grenze, in einem ſumpfigten Walde, wo Alles im herrlichſten und fatalſten Ueberfluß iſt, zum Beiſpiel: die Nachtigallen, die Einen immer vor Tag aus dem Schlafe wecken, und im letzten Sommer pfiffen die Beſtien ſo unverſchämt nah und in ſolcher Menge vor meinem Fenſter, daß ich einmal im größten Zorne den Nachttopf nach ihnen warf. Aber ich kriegte bald einen Hausgenoſſen, der ihnen auf den Dienſt paßte und mich von dem Ungeziefer befreite. Heut' ſind es drei Jahre, als ich Morgens auf meinen Finkenherd ging mit einem Pallaſch, einer guten Doppelbüchſe und einem Paar doppelten Piſtolen verſehen, denn ich hatte einen türkiſchen Wildpretdieb und Händler auf dem Korne, der mir ſeit einiger Zeit großen Wildſchaden angethan und mir, da ich ihn gewarnt hatte, trotzig hatte ſagen laſſen: „Er ſtöre ſich nicht an mir, und wolle unter meinen Augen in meinem Walde jagen."

Als ich nach dem Finkenherde kam, fand ich alle meine ausgeſtellten Dohnen und Schlingen ausgeleert, und merkte, daß der Spitzbube mußte dageweſen ſein. Erbittert ſtellte ich meinen Fang wieder auf. Da ſtrich ein großer ſchwarzer Kater aus dem Geſträuche murrend zu mir her, und machte ſich ſo zuthunlich, daß ich ſeinen Pelz mit Wohlgefallen anſah, und ihn liebkoſete mit der Hoffnung, ihn an mich zu gewöhnen und mir etwa aus ſeinen Winterhaaren eine Mütze zu machen. Ich habe immer ſo eine lebendige Winter-Garderobe im Sommer in meinem Revier, ich brauche darum kein Geld zum Kürſchner zu tragen, es kommen mir auch keine Motten in mein Pelzwerk. Vier Paar tüchtige lederne Hoſen laufen immer als lebendige

Böcke auf meinem Hofe, und mitten unter ihnen ein herrlicher Dudelsack, der sich jetzt als lebendiger Bock schon so musikalisch zeigt, daß die zu einzelnen Hosenbeinen bestimmten Kandidaten, sobald er mäckernd unter sie tritt, zu tanzen und gegen einander zu stutzen anfangen, als fühlten sie jetzt schon ihre Bestimmung: einst mit meinen Beinen nach diesem Dudelsack ungarisch zu tanzen. So habe ich auch einen neuen Reisekoffer als Wildsau in meinem Forste herumlaufen. Ein prächtiger Wolfspelz hat mir im letzten Winter in der Gestalt von sechs tüchtigen Wölfen schon auf den Leib gewollt; die Bestien hatten mir ein tüchtiges Loch in die Kammerthüre genagt, da fuhr ich einem nach dem andern durch ein Loch über der Thüre mit einem Pinsel voll Oelfarbe über den Rücken, und erwarte sie nächstens wieder, um ihnen das Fell über die Ohren zu ziehen. Aus solchen Gesichtspunkten sah ich auch den schwarzen Kater an, und gab ihm, theils weil er schwarz wie ein Mohr war, theils, weil er gar vortreffliche Mores oder Sitten hatte, den Namen Mores. Der Kater folgte mir nach Haus und wußte sich so vortrefflich durch Mäusefangen und Verträglichkeit mit meinen Hunden auszuzeichnen, daß ich den Gedanken, ihn aus seinem Pelze zu vertreiben, bald aufgegeben hatte. Mores war mein steter Begleiter, und Nachts schlief er auf einem ledernen Stuhle neben meinem Bette. Merkwürdig war es mir besonders an dem Thiere, daß es, als ich ihm scherzhaft einigemale bei Tag Wein aus meinem Glase zu trinken anbot, sich gewaltig dagegen sträubte, und ich es doch einst im Keller erwischte, wie es den Schwanz ins Spundloch hängte und dann mit dem größten Appetit ableckte. Auch zeichnete sich Mores vor allen Katzen durch seine Neigung, sich zu waschen aus, da doch sonst sein Geschlecht eine Feindschaft gegen das Wasser hat. Alle diese Absonderlichkeiten hatten den Mores in meiner Nachbarschaft sehr berühmt gemacht, und ich ließ ihn ruhig bei mir aus-

und eingehen, er jagte auf ſeine eigne Hand, und koſtete mich nichts, als Kaffee, den er über die Maßen gern ſoff.

So hatte ich meinen Geſellen bis gegen Weihnachten immer als Schlafkameraden gehabt, als ich ihn die zwei letzten Tage und Nächte vor dem Chriſttag ausbleiben ſah. Ich war ſchon an den Gedanken gewöhnt, daß ihn irgend ein Wildſchütze, vielleicht gar mein türkiſcher Grenznachbar, möge weggeſchoſſen oder gefangen haben, und ſendete deßwegen einen Knecht hinüber zu dem Wildhändler, um etwas von dem Mores auszukundſchaften. Aber der Knecht kam mit der Nachricht zurück, daß der Wildhändler von meinem Kater nichts wiſſe, daß er eben von einer Reiſe von Stambul zurückgekommen ſei und ſeiner Frau eine Menge ſchöner Katzen mitgebracht habe; übrigens ſei es ihm lieb, daß er von meinem trefflichen Kater gehört, und wolle er auf alle Weiſe ſuchen, ihn in ſeine Gewalt zu bringen, da ihm ein tüchtiger Baſſa für ſein Serail fehle. Dieſe Nachricht erhielt ich mit Verdruß am Weihnachtsabend, und ſehnte mich um ſo mehr nach meinem Mores, weil ich ihn dem türkiſchen Schelm nicht gönnte. Ich legte mich an dieſem Abend früh zu Bette, weil ich in der Mitternacht eine Stunde Weges nach der Kirche in die Metten gehen wollte. Mein Knecht weckte mich zur gehörigen Zeit. Ich legte meine Waffen an und hängte meine Doppelbüchſe mit dem gröbſten Schrote geladen um. So machte ich mich auf den Weg, in der kälteſten Winternacht, die ich je erlebt; ich war eingehüllt wie ein Pelznickel, die brennende Tabakspfeife fror mir einigemal ein, der Pelz um meinen Hals ſtarrte von meinem gefrornen Hauch, wie ein Stachelſchwein, der feſte Schnee knarrte unter meinen Stiefeln, die Wölfe heulten rings um meinen Hof, und ich befahl meinen Knechten: Jagd auf ſie zu machen.

So war ich bei ſternheller Nacht auf das freie Feld hinausgekommen, und ſah ſchon in der Ferne eine Eiche, die

auf einer kleinen Inſel mitten in einem zugefrornen Teiche ſtand und etwa die Hälfte des Weges bezeichnete, den ich zum Kirchdorfe hatte. Da hörte ich eine wunderbare Muſik, und glaubte Anfangs, es ſei etwa ein Zug Bauern, der mit einem Dudelſack ſich den Weg zur Kirche verkürzte, und ſo ſchritt ich derber zu, um mich an dieſe Leute anzuſchließen. Aber je näher ich kam, je toller war die kurioſe Muſik; ſie löſte ſich in ein Gewimmer auf, und ſchon dem Baume nah hörte ich, daß die Muſik von demſelben herunter ſchallte. Ich nahm mein Gewehr in die Hand, ſpannte den Hahn und ſchlich über den feſten Teich auf die Eiche los: was ſah ich, was hörte ich? Das Haar ſtand mir zu Berge; der ganze Baum ſaß voll ſchrecklich heulender Katzen, und in der Krone thronte mein Herr Mores mit krummem Buckel und blies ganz erbärmlich auf einem Dudelſack, wozu die Katzen unter gewaltigem Geſchrei um ihn her durch die Zweige tanzten. Ich war Anfangs vor Entſetzen wie verſteinert, bald aber zwickte mich der Klang des Dudelſackes ſo ſonderbar in den Beinen, daß ich ſelbſt anfing zu tanzen und beinahe in eine von Fiſchern gehauene Eis-Oeffnung fiel. Da tönte aber die Mettenglocke durch die helle Nacht; ich kam zu Sinnen und ſchoß die volle Schrotladung meiner Doppelbüchſe in den vermaledeiten Tanz-Chor hinein, und in demſelben Augenblicke fegte die ganze Tanzgeſellſchaft wie ein Hagelwetter von der Eiche herunter und wie ein Bienenſchwarm über mich weg, ſo daß ich auf dem Eis ausglitt und platt niederſtürzte. Als ich mich aufraffte, war das Feld leer, und ich wunderte mich, daß ich auch keine einzige von den Katzen getroffen unter dem Baume fand. Der ganze Handel hatte mich ſo erſchreckt und ſo wunderlich gemacht, daß ich es aufgab, nach der Kirche zu gehen; ich eilte nach meinem Hofe zurück und ſchoß meine Piſtolen mehreremal ab, um meine Knechte herbeizurufen. Sie nahten mir bald auf dieſes verab-

redete Zeichen; ich erzählte ihnen mein Abenteuer, und der Eine, ein alter erfahrener Kerl, sagte: „Sein ihr Gnaden nur ruhig, wir werden die Katzen bald finden, die ihr Gnaden geschossen haben.“ Ich machte mir allerlei Gedanken, und legte mich zu Hause, nachdem ich auf den Schreck einen warmen Wein getrunken hatte, zu Bett.

Als ich gegen Morgen ein Geräusch vernahm, erwachte ich aus dem unruhigen Schlaf, und siehe da: mein vermaledeiter Mores lag — mit versengtem Pelz — wie gewöhnlich, neben mir auf dem Lederstuhl. Es lief mir ein grimmiger Zorn durch alle Glieder. Passaveanelkiteremtete! schrie ich, vermaledeite Zaubereanaille! bist du wieder da? und griff nach einer neuen Mistgabel, die neben meinem Bette stand. Aber die Bestie stürzte mir an die Kehle und würgte mich; ich schrie Zetermordio. Meine Knechte eilten herbei mit gezogenen Säbeln und fegten nicht schlecht über meinen Mores her, der an allen Wänden hinauf fuhr, endlich das Fenster zerstieß und dem Walde zustürzte, wo es vergebens war, das Unthier zu verfolgen; doch waren wir gewiß, daß Herr Mores seinen Theil Säbelhiebe weg habe, um nie wieder auf dem Dudelsacke zu blasen. Ich war schändlich zerkratzt und der Hals und das Gesicht schwoll mir gräßlich an. Ich ließ nach einer slavonischen Viehmagd rufen, die bei mir diente, um mir einen Umschlag von ihr kochen zu lassen, aber sie war nirgends zu finden, und ich mußte nach dem Kirchdorfe fahren, wo ein Feldscheer wohnte.

Als wir an die Eiche kamen, wo das nächtliche Conzert gewesen war, sahen wir einen Menschen darauf sitzen, der uns erbärmlich um Hilfe anflehte. Ich erkannte bald Mladka, die slavonische Magd; sie hing halb erfroren mit den Röcken in den Baumästen verwickelt, und das Blut rann von ihr nieder in den Schnee; auch sahen wir blutige Spuren von da her, wo

mich die Katzen über den Haufen geworfen, nach dem Walde zu. Ich wußte nun, wie es mit der Slavonierin beſchaffen war, ließ ſie ſchwebend, daß ſie die Erde nicht berührte, auf den Wurſtwagen tragen und feſtbinden, und fuhr eilend mit der Hexe nach dem Dorf. Als ich bei dem Chirurg ankam, wurde gleich der Vicegeſpann und der Pfarrer des Ortes gerufen, Alles zu Protokoll genommen und die Magd Mladka ward ins Gefängniß geworfen. Sie iſt zu ihrem Glück an dem Schuß, den ſie im Leibe hatte, geſtorben, ſonſt wäre ſie gewiß auf den Scheiterhaufen gekommen. Sie war ein wunderſchönes Weibsbild und ihr Skelett iſt nach Peſt ins Naturaliencabinet als ein Muſter ſchönen Wachsthumes gekommen; ſie hat ſich auch herzlich bekehrt und iſt unter vielen Thränen geſtorben. Auf ihre Ausſagen ſollten verſchiedene andere Weibsperſonen in der Gegend gefangen genommen werden, aber man fand zwei todt in ihren Betten, die andern waren entflohen. Als ich wieder hergeſtellt war, mußte ich mit einer Kreis-Commiſſion über die türkiſche Grenze reiſen. Wir meldeten uns bei der Obrigkeit mit unſerer Anzeige gegen den Wildhändler, aber da kamen wir ſchier in eine noch ſchlimmere Suppe, es wurde uns erklärt: daß der Wildhändler nebſt ſeiner Frau und mehreren türkiſchen, ſerbiſchen und ſlaveniſchen Mägden und Sclavinnen von Schrotſchüſſen und Säbelhieben verwundet zu Haus angekommen, und daß der Wildhändler geſtorben ſei mit der Angabe: er ſei, von einer Hochzeit kommend, auf der Grenze von mir überfallen und ſo zugerichtet worden. Während dies angezeigt wurde, verſammelte ſich eine Menge Volks, und die Frau des Wildhändlers mit mehreren Weibern und Mägden, verbunden und bepflaſtert, erhoben ein mörderliches Geſchrei gegen uns. Der Richter ſagte: er könne uns nicht ſchützen, wir möchten ſehen, daß wir fortkämen. Da eilten wir nach dem Hofe, ſprangen zu Pferde, nahmen den Kreis-Commiſſär in die Mitte, ich ſetzte

mich an die Spitze der ſechs Szekler Huſaren, die uns begleitet hatten, und ſo ſprengten wir, Säbel und Piſtole in der Hand, früh genug zum Orte hinaus, um nicht mehr zu erleiden, als einige Steinwürfe und blinde Schüſſe, eine Menge türkiſcher Flüche mit eingerechnet. Die Türken verfolgten uns bis über die Grenze, wurden aber von den Szeklern, die ſich im Walde ſetzten, ſo zugerichtet, daß wenigſtens ein Paar von ihnen dem Wildhändler in Mahomed's Paradies Nachricht von dem Erfolge werden gegeben haben. Als ich nach Hauſe kam, war das erſte, daß ich meinen Dudelſack viſitirte, den ich auch mit drei Schroten durchlöchert hinter meinem Bette liegen fand. Mores hatte alſo auf meinem eigenen Dudelſack geblaſen, und war von ihm gegen meinen Schuß gedeckt worden.

Ich hatte mit der unſeligen Geſchichte noch viele Schererei. Ich wurde weitläufig zu Protokoll vernommen; es kam eine Commiſſion nach der andern auf meinen Hof und ließ ſich tüchtig aufwarten; die Türken klagten wegen Grenzverletzung, und ich mußte es mir am Ende noch mehrere Stücke Wild und ein ziemliches Geld koſten laſſen, daß die Gerichtsplackerei endlich einſchlief, nachdem ich und meine Knechte vereidigt worden waren. Trotzdem wurde ich mehrmals vom Kreis-Phyſikus unterſucht: ob ich auch völlig bei Verſtand ſei, und dieſer kam nicht eher zur völligen Gewißheit darüber, bis ich ihm ein Paar doppelte Piſtolen und ſeiner Frau eine Verbrämung von ſchwarzem Fuchspelz und mehrere tüchtige Wildbraten zugeſchickt hatte. So wurde die Sache endlich ſtill, um aber in etwas auf meine Koſten zu kommen, legte ich eine Schenke unter der Eiche auf der Inſel in dem Teich an, wo ſeither die Bauern und Grenznachbaren aus der Gegend ſich Sonntags im Sommer viel einſtellen, und den ledernen Stuhl, worauf Mores geſchlafen, und an den ich ein Stück ſeines Schweifes, das ihm die Knechte in der Nacht abgehauen, genagelt habe, beſehen.

Den Dudelsack habe ich flicken lassen, und mein Knecht, der den Wirth dort macht, pflegt oben in der Eiche, wo Mores gesessen, darauf den Gästen, die um den Baum tanzen, vorzuspielen. Ich habe schon ein schönes Geld da eingenommen, und wenn mich die Herrschaften einmal dort besuchen wollen, so sollen sie gewiß gut bedient werden." —

Diese Erzählung, welche der Croat mit dem ganzen Ausdrucke der Wahrheit vorgebracht hatte, wirkte auf die verschiedenste Weise in der Gesellschaft. Der Vieegespann, der Tyroler und die Wirthin hatten keinen Zweifel, und der Savoyarde zeigte seine Freude, daß man noch kein Beispiel gehabt habe, ein Murmelthier sei eine Hexe gewesen. Lindpeindler äußerte: Es möge an der Geschichte wahr sein, was da wolle, so habe sie doch eine höhere poetische Wahrheit. Sie sei in jedem Falle wahr, in sofern sie den Charakter der Einsamkeit, Wildniß und der türkischen Barbarei ausdrücke; sie sei durchaus für den Ort, auf welchem sie spiele, scharf bezeichnend und mythisch, und darum dort wahrer als irgend eine Lafontainesche Familiengeschichte. Aber es verstand keiner der Anwesenden, was Lindpeindler sagen wollte, und Devillier läugnete ihm gerade ins Gesicht, daß Lafontaine irgend eine seiner Fabeln jemals für eine wahre Familiengeschichte ausgegeben habe. Lindpeindler schwieg und wurde verkannt.

Nun aber wendete sich der Franzose zu der Kammerjungfer, welche sich mit stillem Schauer in einen Winkel gedrückt hatte, sprechend: „Und Sie, schöne Nanny, sind ja so stille, als fühlten Sie sich bei der Geschichte getroffen." „Wie so, getroffen?" fragte Nanny. „Nun, ich meine," erwiederte Devillier lächelnd, „von einem Schrote des croatischen Herrn. Sollte das artigste Kammerkätzchen der Gegend nicht zu dem Theedansant eingeladen gewesen sein? — Das wäre ein Fehler des Herrn Mores gegen die Galanterie, wegen dessen er die Rache

ſeines Herrn allein ſchon verdient hätte.“ Alle lachten. Nanny aber gab dem Franzoſen eine ziemliche Ohrfeige und erwiederte: „Sie ſind der Mann dazu, Einen in den Ruf zu bringen, daß man geſchoſſen ſei, denn Sie haben ſelbſt einen Schuß!“ Und dabei zeigte ſie ihm von Neuem die fünf Finger. Worauf Devillier ſagte: „Erhebt das nicht den Verdacht, ſind das nicht Katzenmanieren, Sie waren gewiß dabei; Frau Tſchermack, die Wirthin, wird es uns ſagen können, denn die hat gewiß nicht gefehlt. Ich glaube, daß ſie die Bleſſur in der Hüfte eher bei ſolcher Gelegenheit als bei den Wurmſer'ſchen Huſaren erhalten.“ Alles lachte von Neuem und der Zigeuner ſagte: „Ich will ſie fragen.“ Der Croate fand ſich über die Ungläubigkeit Devillier's gekränkt, und fing an, ſeine Geſchichte nochmals zu betheuern, indem er ſeine pferdehaarne ſteife Halsbinde ablöſte, um die Narben von den Klauen des Mores zu zeigen. Nanny drückte die Augen zu, und indeſſen brachte der Zigeuner die Nachricht: Frau Tſchermack meine, Mores müſſe es ſelbſt am beſten wiſſen. Er ſetzte mit dieſen Worten die große ſchwarze Katze der Wirthin, welche er vor der Thüre gefangen hatte, der Kammerjungfer in den Schooß, welche mit einem heftigen Schrei des Entſetzens auffuhr. „Eingeſtanden!“ rief Devillier. Aber der Spaß war dumm, denn Nanny kam einer Ohnmacht nah. Die Katze ſprang auf den Tiſch, warf das Licht um und fuhr dem armen Wehmüller über ſeine naſſen Farben; der Vicegeſpann riß das Fenſter auf und entließ die Katze, aber Alles war rebelliſch geworden; die Büffelkühe im Hintergrunde der Stube riſſen an den Ketten, und Jeder drängte nach der Thüre. Wehmüller und Lindpeindler ſprangen auf den Tiſch und ſtießen mit dem Tyroler zuſammen, der es auch in demſelben Augenblicke that, und mit ſeinen nägelbeſchlagenen Schuhen mehr Knopflöcher in das Portrait des Vicegeſpanns trat, als Knöpfe darauf waren. Devillier trug Nanny hinaus. Der Croate ſchrie immer:

Da haben wir es, das kömmt vom Unglauben! Frau Tſchermack aber, welche mit einem vollen Weinkrug in die Verſtörung trat, fluchte ſtark und beruhigte die Kühe. Der Zigeuner griff wie ein zweiter Orpheus nach ſeiner Violine, und als Monſieur Devillier mit Nanny, die er am Brunnen erfriſcht hatte, wieder herein trat, kniete der kecke Burſche vor ihr nieder und ſang und ſpielte eine ſo rührende Weiſe auf ſeinem Inſtrumente, daß Niemand widerſtehen konnte und bald Alles ſtille ward. Es war dies ein altes zigeuneriſches Schlachtlied, wobei der Zigeuner endlich in Thränen zerfloß, und Nanny konnte ihm nicht widerſtehen, ſie weinte auch und reichte ihm die Hand. Lindpeindler aber ſprang auf den Sänger zu, und umarmte ihn mit den Worten: „O, das iſt groß, das iſt urſprünglich! Beſter Michaly, wollen Sie mir ihr Lied wohl in die Feder diktiren?“ „Nimmermehr!“ ſagte der Zigeuner, „ſo was diktirt ſich nicht. Ich wüßte es auch jetzt nicht mehr und wenn Sie mir den Hals abſchnitten; wenn ich einmal wieder eine ſchöne Jungfer betrübt habe, wird es mir auch wieder einfallen.“ Da lachte die ganze Geſellſchaft, und Michaly begann ſo tolle Melodieen aus ſeiner Geige herauszulocken, daß die Fröhlichkeit bald wieder hergeſtellt wurde, und Devillier den Croaten fragte: ob Mores nicht dieſen Tanz aufgeſpielt hätte? Herr Lindpeindler notirte ſich wenigſtens den Inhalt des extemporirten Liedes; es war die Wehklage über den Tod von tauſend Zigeunern. Im Jahr 1537 wurde in den Zapoliſchen Unruhen das Kaſtell Nagy-Ida in der Abanywarer Geſpannſchaft mit Belagerung von kaiſerlichen Truppen bedroht. Franz von Perecey, der das Kaſtell vertheidigte, ſtutzte aus Truppen-Mangel tauſend Zigeuner in der Eile zu Soldaten, und legte ſie, unter reichen Verſprechungen von Geld und Freiheiten auf Kindeskinder, wenn ſie ſich wacker hielten, gegen den erſten Anlauf in die äußeren Schanzen. Auf dieſe vertrauend hielten ſich dieſe Helden auch ganz vortrefflich;

ſie empfingen die Belagerer mit einem heftigen Feuer, ſo daß ſie umwendeten. Aber nun krochen die Helden übermüthig aus ihren Löchern und ſchrien den Fliehenden nach: „Geht zum Henker, ihr Lumpen! Hätten wir noch Pulver und Blei, ſo wollten wir euch anders zwiebeln!“ — Da ſahen ſich die Abziehenden um, und als ſie ſtatt regulirter Truppen einen frechen Zigeunerſchwarm auf den Wällen merkten, ergriff ſie der Zorn; ſie drangen in die Schanze und ſäbelten die armen Helden bis auf den letzten Mann nieder. Dieſe Niederlage, eine der traurigſten Erinnerungen der Zigeuner in jener Gegend, hatte Michaly in der Klage einer Mutter um ihren Sohn, und einer Braut um ihren gefallenen Geliebten beſungen. —

Devillier ſagte nun zu dem Croaten: „Damit Sie nicht länger meinen Glauben an den Hexenmeiſter Mores in Katzengeſtalt bezweifeln, will ich Ihnen eine Geſchichte erzählen, bei welcher ich ſelbſt geholfen habe, ein paar hundert ſolcher Zauberer zu tödten.“ „Ein paar Hundert!“ riefen mehrere in der Geſellſchaft. „Ja!“ erwiederte Devillier, „und das will ich eben ſo getroſt beſchwören, als unſer Freund den muſizirenden Katzen-Congreß.“

Devillier's Erzählung von den Hexen auf dem Auſterfelſen.

Vor mehreren Jahren, da ich als Lieutenant zu Dünkirchen in Garniſon lag, genoß ich der vertrauten Freundſchaft meines Majors, eines alten Gasconiers. Er war ein großer Liebhaber von Auſtern, und zu ſeiner Majorſchaft gehörte der Genuß von einem großen Auſterfelſen, der hinter einem Luſtwäldchen einen halben Büchſenſchuß weit vom Ufer in der See lag, ſo daß man ihn bei der Ebbe trocknen Fußes erreichen konnte, um die friſchen Auſtern vom Felſen zu ſchlagen. Da der Major eine Zeit her bemerkt hatte, daß in den meiſten zu Tage liegenden Auſtern nichts drinnen war, konnte er ſich gar nicht denken, wer ihm die Auſtern aus den Schalen hinweg ſtehle, und er bat mich, ihn in einer Nacht mit Schießgewehr bewaffnet nach dem Auſterfelſen zu begleiten, um den Dieb zu belauern. Wir hatten kaum das kleine Gehölz betreten, als uns ein ſchreckliches Katzengeheul nach der See hinrief, und wie groß war unſer Erſtaunen, als wir den Felſen mit einer Unzahl von Katzen beſetzt fanden, die, ohne ſich von der Stelle zu bewegen, das durchdringendſte Jammergeſchrei ausſtießen. Ich wollte unter ſie ſchießen, aber mein Freund warnte mich, indem es gewiß eine Geſellſchaft von Zauberern und Hexen ſei, und ich durch den Schuß ihre Rache auf uns ziehen könnte. Ich lachte und lief mit gezogenem Säbel nach dem Felſen hin; aber wie ward mir zu Muthe, da ich unter die Beſtien hieb, und ſich doch keine einzige von der Stelle bewegte. Ich warf meinen Mantel über eine, um ſie ungekratzt von der Erde aufheben zu können, aber es war unmöglich ſie von der Stelle zu bringen, ſie war wie angewurzelt. Da lief es mir eiskalt über den Rücken, und ich eilte, zu meinem

Freunde zurück zu kommen, der mich wegen meiner tollkühnen Expedition tüchtig ausschmälte. Wir standen noch bis die Fluth eintrat, um zu sehen, wie sich die Hexenmeister betragen würden, wenn das Wasser über sie herströmte. Aber da ging es uns wie unserm croatischen Freund, als die Kirchglocke das Katzen-Pickenick auf der Eiche unterbrach. Kaum rollte die erste Welle über den Felsen, als die ganze Hexengesellschaft mit solchem Ungestüm gegen das Ufer und auf uns losstürzte, daß wir in der größten Eile Reißaus nahmen.

Am andern Morgen begab sich der alte Major zum Gouverneur der Festung, und zeigte ihm an: wie die ganze Festung voll Hexen und Zauberern sei, deren Versammlung er auf seinem Austerfelsen entdeckt habe. Der Gouverneur lachte ihn anfangs aus und begann, als er ernsthaft Truppen begehrte, diese Zauberer in der nächsten Nacht nieder schießen zu lassen, an seinem Verstande zu zweifeln. Der Major stellte mich als Zeugen auf, und ich bestätigte, was ich gesehen, und die wunderbare Erscheinung von Unbeweglichkeit der Katzen. Dem Gouverneur war die Sache unbegreiflich, und er versprach, in der nächsten Nacht selbst zu untersuchen. Er ließ allen Wachen andeuten, ehe er in der Nacht mit uns und 100 Mann Voltigeurs ausmarschirte, keine Rücksicht darauf zn nehmen, wenn sie schießen hörten. Als wir dem Gehölze nahten, tönte dasselbe Katzengeschrei, und wir hatten vom Ufer dasselbe eigenthümlich-schauerliche Schauspiel: den lebendigen heulenden Felsen im Mondschein über der weiten unbegrenzten Meeresfläche. Der Gouverneur stutzte, er wollte hin, aber der Major hielt ihn mit ängstlicher Sorge zurück. Nun ließ der Gouverneur die hundert Mann von der Landseite den Felsen umgeben und zwei volle Ladungen unter die Hexenmeister geben, aber es wich Keiner von der Stelle, wenn gleich eine Menge Stimmen unter ihnen zu schweigen begannen. Hierüber verwundert, ließ sich der

Gouverneur nicht länger halten, er ging nach dem Felsen und wir folgten ihm; er versuchte, eine der Katzen wegzunehmen, aber sie waren Alle wie angewachsen. Da entdeckte ich, daß sie Alle mit einer oder mehreren Pfoten, manche auch mit dem Schwanz in die fest geschlossenen Austern eingeklemmt waren. Als ich dies angezeigt, mußten die Soldaten heran und sie sämmtlich erlegen. Da aber die Fluth nahte, zogen wir uns ans Land zurück, und die ganze Katzen-Versammlung, welche gestern so lebhaft vor der ersten Woge geflohen war, wurde jetzt von der Fluth maustodt ans Ufer gespült, worauf wir, den guten Major herzlich mit seinen Hexen auslachend, nach Hause marschirten.

Die Sache aber war folgende: Die Katzen, welche die Austern über Alles lieben, zogen sie mit den Pfoten aus den Schalen, und das gelang nicht länger, als bis sie von den sich schließenden Muscheln festgeklemmt wurden, wo sie sich dann so lange mit Wehklagen unterhielten, bis die Austern, von der Fluth überschwemmt, sich wieder öffneten und ihre Gefangenen entließen; und ich glaube, bei strenger Untersuchung und weniger Phantasie würde unser Freund bei seinem Katzen-Abenteuer eben so gut lauter Fisch-Diebe, wie wir Auster-Diebe entdeckt haben.

Baciochi's Erzählung vom wilden Jäger.

Nachdem die Aufklärung dieſes Ereigniſſes die Erzählung des Croaten in ihrer Schauerlichkeit ſehr gemildert hatte, kam man auf allerlei Jagdgeſpenſter zu ſprechen, und Lindpeindler fragte: „Ob einer in der Geſellſchaft vielleicht je den wilden Jäger geſehen oder gehört habe?“ Da ſagte der Feuerwerker: „Mir kam er ſchon ſo nahe, daß ich das Blanke in den Augen ſah, und wenn die Jungfer Nanny ſich tapfer halten und die ganze ehrſame Geſellſchaft wenigſtens ſo lange daran glauben will, bis die Geſchichte zu Ende iſt, ſo will ich ſie erzählen.“ Nanny erwiederte: „Erzähle nur Baciochi, du kennſt mein Temperament und wirſt es nicht zu arg machen.“ „Erzählen Sie,“ fiel Devillier ein, „wenn wir die Geſchichte auch am Ende für eine Lüge erklären, ſo ſoll Ihnen bis dahin geglaubt werden;“ und bald waren alle Stimmen vereint, den Feuerwerker einzuladen, welcher Alle aufforderte, ſich an ihre Plätze zu ſetzen und ſeiner Erzählung einen eigenthümlichen theatraliſchen Charakter zu geben wußte. Alle ſaßen an Ort und Stelle; er machte eine Pauſe, ſteckte ſich eine Pfeife Tabak an und ſchlug mit der Fauſt ſo unerwartet heftig auf den Tiſch, daß die Lichter verlöſchten und Alle laut aufſchrien.

„Meine Feuerwerke fangen immer mit einem Kanonenſchuß an,“ ſagte er, „erſchrecken Sie nicht,“ und in demſelben Augenblicke brannte er mehrere Sprühkegel an, die er aus Pulver und vergeſſenem Wein in der Stille geknetet hatte, und ſagte: „Stellen Sie ſich vor, Sie wären bei meinem großen Feuerwerk in Venedig, welches ich am Krönungstage Napoleon's dort abbrannte. Es mußten mir einige Körner prophetiſchen Schießpulvers in die Maſſe gekommen ſein. Kurz geſagt: als der Thron und die Krone und das große Notabene:

N B, Napoleon Bonaparte's Namenszug im vollen Brillantfeuer, von hunderttausend Schwärmern und Racketen umzischt, kaum eine Viertelstunde von einer hohen Generalität und dem verehrten Publikum beklascht worden waren, fing mein Feuerwerk an, ein wenig zu frösteln. Es platzte und zischte Manches zu früh und zu spät ab, eine gute Parthie einzelner Sonnen und Räder brannten mir in einer Scheune nieder, die dabei das Dach verlor. Das Schauspiel war so grandios angelegt, daß man diesen ganzen kunstlosen Scheunenbrand für seinen Triumph hielt, man klatschte, und ich paukte und trompetete; schnell ließ ich alle meine übrigen Stücke in die Lücken stellen und von Neuem losfiguriren. Aber der Satan fuhr mir mit dem Schwanze drüber, und die ganze Pastete flog mit einem großen Geprassel auf einmal in die Luft. Die Menschen fuhren gräßlich auseinander, Gerüste brachen ein, alle Einzäunungen wurden niedergerissen, die Menge stürzte nach den Gondeln, die Gondelführer wehrten ab, die Bürger prügelten sich mit den französischen Soldaten, meine Kasse würde geplündert; es war eine Verwirrung, als sei der Teufel in die Schweine gefahren, und diese stürzten dem Meere zu.

Unser Eins kennt sein Handwerk, man ist auf dergleichen gefaßt, mein persönlicher Rückzug war gedeckt. Ich ließ nichts zurück als alle meine Schulden, meine Reputation und meinen halben Daumen. Meine selige Frau, welcher der Rock am Leibe brannte, riß mich in die Gondel ihres Bruders, eines Schiffers, und der brachte mich an einen Zufluchtsort, worauf wir am folgenden Morgen die Stadt verließen. Als wir das Gebirg erreichten, nahten wir uns auf Abwegen einer Kapelle, bei welcher ich mit meinem liebsten Gesellen Martino verabredet hatte, wieder zusammen zu treffen, wenn wir durch irgend ein Unglück auseinander gesprengt werden sollten. Mein gutes Weib hatte ein Stück von einer Wachsfackel, die bei der Leiche

unſeres ſeligen Töchterleins gebrannt hatte, in der Taſche, und pflegte, wenn ſie nähte, ihren Zwirn damit zu wichſen. Aus dieſem Wachs hatte ſie während unſeres Weges die Figur eines Daumens geknetet, und hängte dieſelbe, nebſt einem Roſenkranz von rothen und ſchwarzen Beeren, den ſie auch ſehr artig eingefädelt hatte, dem kleinen Jeſulein auf dem Schooße der Mutter Gottes in der Kapelle als ein Opfer an das Händchen, und wir beteten Beide von Herzen, daß mein Daumen heilen und wir glücklich über die Grenze in das Oeſterreichiſche kommen möchten. Wir lagen noch auf den Knien, als ich die Stimme Martino's rufen hörte: „Sia benedetto il San Marco!" Da ſchrie ich wieder: „E la Santissima vergine Maria!" wie wir verabredet hatten, und lief mit meinem Weibe vor die Kapelle. Da trat uns Martino in einem tollen Aufzug entgegen. Er hatte bei dem Feuerwerke den Meergott Neptun vorgeſtellt und in ſeinem vollen Coſtüm Reißaus genommen. Er hatte den Schilfgürtel noch um den Leib, einen Wamms von Seemuſcheln an und eine Binſenperrücke auf; ſein langer Bart war von Seegras; auf der Schulter trug er den Dreizack, auf welchem er ein tüchtiges Bauernbrod und drei fette Schnepfen, die er mit ſammt dem Neſte erwiſchte, geſpießt hatte. Nach herzlicher Umarmung erzählte er uns, wie ihn ſeine Kleidung glücklich gerettet habe. Die Strickreiter ſeien ihm auf der Spur geweſen, da habe er ſich in das Schilf eines Sumpfes verſteckt, und ſein Schilfgürtel machte ihn da nicht bemerkbar. Als er ſtille liegend ſie vorüberreiten laſſen, hätten ſich die drei Schnepfen ſorglos neben ihm in ihr Neſt niedergelaſſen, und er habe ſie mit der Hand alle Drei ergriffen. Das Brod hatte er von einem Contrebandier um einige Pfennige gekauft, der ihm zugleich die nächſte Herberge auf der Höhe des Gebirges beſchrieben, aber nicht eben allzu vortheilhaft; denn der ganze Wald ſei nicht recht geheuer, der wilde Jäger ziehe

darin um und pflege gerade in dieſer Herberge ſein Nachtquartier zu halten.“

„Wohlauf denn!“ ſagte ich, „ſo haben wir heute Nacht gute Geſellſchaft. Ich hätte den Kerl lange gern einmal geſehen, um ſeinen Jagdzug recht natürlich in einem Feuerwerke darſtellen zu können.“ Mein Weib Marinina aber, welche, um ja nichts zu verſäumen, Alles miteinander glaubte, machte ein ſaures Geſicht zu der Herberge. Das konnte aber nichts helfen, wir mußten den Weg wählen; er war ganz entlegen und ſicher, und ein Schleichweg der Contrebandiers, mit welchen Martino einige Bekanntſchaft hatte.

Die Nacht brach herein, es nahte ein Gewitter und wir mußten uns auf den Weg machen. Martino machte unſere Wanderſchaft etwas luſtiger, er übergab meiner Marinina die Schnepfen und ſagte: „Rupft ſie unterwegs, damit wir in der Herberge dem wilden Jäger bald einen Braten vorſetzen können.“ Und nun marſchirte er mit tauſend Späßen in ſeinem tollen Habit wie ein vacirender Waldteufel voraus. Ich folgte ihm auf dem ſchmalen Waldpfad und hatte meinen halben Daumen, der mich nicht wenig ſchmerzte, meiſtens in dem Mund, und hinter mir zog — daß Gott erbarm! — meine ſelige Marinina und rupfte die Schnepfen unter Singen und Beten. Ueber der rechten Hüfte war ihr ein ziemliches Loch in den Rock gebrannt, und ſie ſchämte ſich vorauszugehen, daß Martino, der ſeinen Witz in allen Neſtern auszubrüten pflegte, an ihrer Blöße nicht Aergerniß nehmen möchte. Der Weg war ſteil, unheimlich und beſchwerlich; der Sturm ſauſte durch den Wald, es blitzte in der Ferne, Marinina ſchlug ein Kreuz über das andere. Aber die Müdigkeit vertrieb ihre Furcht vor dem wilden Jäger immer mehr, von welchem Martino die tollſten Geſchichten vorbrachte. „Es iſt gut,“ ſagte er, „daß wir ſelbſt Proviant bei uns haben; denn, wenn wir mit ihm eſſen

müßten, dürften wir leicht mit dem Schenkel eines Gehängten oder mit einem immarinirten Pferdekopf bewirthet werden. Faſſet Muth, Frau Marinina, ſchaut mich nur an, ärger kann er nicht ausſehen!" Unter ſolchen Geſprächen hatten wir die Gebirgshöhe erſtiegen, und waren ein ziemlich Stück Wegs in den wilden finſteren Wald geſchritten, da hörten wir ein abſcheuliches Katzengeheul, und kamen bald an eine Hütte mit Stroh und Reiſern gedeckt; alte Lumpen hingen auf dem Zaun, und an einer Stange war ein großes Stachelſchwein über der Thüre herausgeſteckt als Schild. „Da ſind wir" ſagte Martino, „wie glaubt Ihr, daß dies vornehme Gaſthaus heiße?" „Zum Stachelſchwein!" ſagte ich. „Nein!" erwiederte Martino, „es hat mehrere Namen. Einige nennen es des Teufels Zahnbürſte, Andere des Teufels Pelzmütze, Andere gar ſeinen Hoſenknopf." Wir lachten über die närriſchen Namen. Die Katze ſaß vor der Thür auf einem zerbrochenen Hühnerkorb, machte einen Buckel gegen uns und ein Paar feurige Augen, und hörte nicht auf zu ſolfeggiren. In dem Hauſe aber rumpelte es wie in einem Raſpelhauſe und leeren Magen. Nun ſchlug Martino mit der Fauſt gegen die Thür und ſchrie: „Holla, Frau Suſanne, für Geld und gute Worte Einlaß und Herberge; eure Katze will auch hinein." Da krähte eine Stimme heraus: „Wer ſeid Ihr Schalksknechte zu nachtſchlafender Zeit?" und Martino, der in Reimen wie ein Improviſator ſchwatzen konnte, ſchrie: „Ich bin ja der Rechte und komme von weit!" Nun keifte die Stimme wieder: „Wenn die Katze nicht draußen wär', ich ließ Euch nimmermehr ein!" Und Martino ſagte: „Ihr denket ſo zärtlich ungefähr wie euer Schild, das Stachelſchwein." Marinina war in tauſend Aengſten; ſie bat immer den Martino, die alte Wirthin nicht zu ſchelten, ſie ſei gewiß eine Hexe und werde uns nichts Gutes anthun. Da ging die Thür auf, ein ſchwarzbraunes, zerlumptes, ſonſt

glattes und hübſches Mägdlein, glänzend und ſchlank wie ein brauner Aal, leuchtete uns aus der Küche mit einer Kienfackel ins Geſicht, und war nicht wenig erſchrocken, als Martino in ſeinem wilden Aufzug ihr raſch entgegenſchritt und, indem er drängend ſie verhinderte, die Thüre wieder zuzuſchlagen, ihr ſagte: „Brauner Schatz, mach' uns Platz! Menſchen ſind wir, ſchönes Kind hier; haſt zum Zeichen dieſen Schmatz!“ und ſomit küßte er ſie herzlich; wir drangen indeſſen hinein. Die kleine Braune aber ſagte: „Und wenn du auch nicht der Satan ſelbſt biſt, ſo könnt Ihr heute hier doch nicht bleiben; meine Großmutter iſt ſehr brummig, ſie fürchtet, das Waldgeſpenſt komme heute Nacht, und da nimmt ſie keine Gäſte, um die Herberge nicht in böſen Ruf zu bringen; unſere Kammer, wo wir ſchlafen, iſt eng, und ſie rückt ſchon allen Hausrath vor ihr Bett, um das Geſpenſt nicht zu ſehen, welches oft quer durch unſere Hütte zieht.“ Martino aber erwiederte: „Eben in dieſer Kammer wollen wir ſchlafen, und eben dieſes Waldgeſpenſt wollen wir mit gebratenen Schnepfen bewirthen; wir ſind des wilden Jägers Küchengeſinde!“ Und ſomit packte er ein Bund Stroh auf, das in der Ecke lag, und marſchirte in die Kammer; wir kamen nach, trotz aller Ceremonien, welche die nußbraune Jungfer machen wollte.

Es war gar keine alte Großmutter in der Hütte; das Mädchen log uns etwas vor. Martino breitete das Stroh an die Erde, und Marinina, furchtſam und müde, legte ſich gleich, mit dem Geſicht, über das ſie noch ihre Schürze deckte, gegen die Wand gekehrt nieder und rührte ſich nicht. Martino begab ſich mit den Schnepfen wieder in die Küche, in welcher die braune Jungfer ſchmollend und brummend zurückgeblieben war, und ich ſah mich einſtweilen in der Stube um. Eine Kienfackel brannte in der Mitte; ſie war in einen Kürbis feſtgeſteckt, der neben ſchmutzigen Spielkarten auf einem breiten Eichſtumpfe lag,

welcher als Tiſch und Hackſtock diente, und feſt genug ſtand, denn er ſteckte noch mit allen ſeinen Wurzeln in der Erde, welche ungediehlt der ganzen Hütte ihren Grund und Boden gab. Ein paar Bretter, auf eingepfählte Stöcke befeſtigt, waren die unbeweglichen Sitze. Die Wände beſtanden aus Flechtwerk, mit Lehm und Erde verſtrichen, und einzelne hereinragende Aeſte bildeten mancherlei Wandhaken, an denen zerlöcherte Körbe, Lumpen, Zwiebel-Bündel, Haſen-, Hunde-, Katzen- und Dachsfelle hingen, auch einige zerbrochene Garten-Werkzeuge. Auf einem derſelben aber ſaß ein greuliches Thier, eine ungeheure Ohreule, welche gegen die Kienfackel mit den Augen blinzte und ſich in die Schultern warf, wie ein alter Profeſſor, der ſo eben den Theriak erfunden hat. In einem ausgebauten Winkel der Stube lag auf zwei Baumſtücken die Bettſtelle der Großmutter, die ſehr dauerhaft in einer ausgehöhlten Eiche beſtand, an der die Rinde noch ſaß. Sonſt war das Bett wohl bedacht, denn ſeine ſchmutzigen Federkiſſen lagen ſo hoch aufgebauſcht, daß die niedere Hüttendecke, aus der das Stroh herabhing, weder hoch noch hart gefallen wäre, wenn ſie einſtürzte; aber, ſich noch zu beſinnen, ſchien ſie unentſchloſſen hin und her zu ſchwanken. Der Hausrath, von welchem das Mädchen gelogen hatte, daß die Großmutter ihn vor das Bett rücke, beſtand in einer zerbrochenen Thür und einer alten Tonne, mit welcher wahrſcheinlich der Lärm gemacht worden war, den wir in der Hütte hörten. Sie waren beide vor den Bett-Trog der Großmutter gerückt. Außer Allem dieſen ſah man nichts, als eine ſehr baufällige Leiter, die an einem Loch in der Ecke lehnte, durch welches ich einige Hühner oben gackern hörte, die das Geräuſch unſerer Ankunft erweckt hatte; die Katze nicht zu vergeſſen, welche auf einer alten Trommel hinter der Thüre ſchlief. Eine Geige, ein Triangel und ein Tambourin hingen an der Wand, und neben ihnen ein zerriſſener bunter tyroler Teppich. Ich

hatte kaum alle dieſe Herrlichkeiten betrachtet, als Martino hereintrat und zu mir ſagte: „Meiſter, ich habe alle Schwierigkeiten geebnet und weiß, wo wir ſind. Wir hauſen bei einer alten Zigeunerin, welche außer ihren Privatgeſchäften, der Wahrſagerei, Hexerei, Dieberei, Viehdoctorei, auch eine Hehlerin der Contrebandiers macht. Die Kleine draußen iſt ihr Tochterkind, das auf der hohen Schule bei ihr iſt, und der Großmutter Tod abwarten ſoll, um hinter einen Topf voll Gold zu kommen, von dem ſie immer ſpricht, ohne doch je zu ſagen, wo ſie ihn hin verſteckt hat. Das hat mir das Mädchen Alles anvertraut. Ich habe ihr Herzchen gerührt, ſie iſt kirre wie ein Zeiſig, und wenn wir wollen, läßt ſie die Großmutter und den Goldtopf im Stich, läuft morgen mit uns und verdient uns das Brod mit Burzelbäumen, deren ſie ganz wunderbare ſchlagen kann. Für all dies Vertrauen habe ich ihr verſprechen müſſen, zu glauben, daß der wilde Jäger heute Nacht wirklich durch die Hütte zieht, wir ſollen uns nur um Gottes willen ruhig halten. Die Großmutter wird in kurzer Zeit zurück kommen; ſie iſt mit Lebensmitteln zu einem Zuge Schleichhändler gegangen, der über das Gebirge zieht. Der wilde Jäger, ſagt ſie, treibe um Mitternacht durch die Stube, und wenn wir uns ruhig hielten, werde er uns kein Haar krümmen, ſonſt aber riskirten wir Leib und Leben. Ich denke aber, wir wollen es mit ihm verſuchen.“ Nun legte er meinen Prügel und ſeinen Dreizack neben uns auf das Stroh nieder, und fuhr fort: „Es iſt beinahe elf Uhr, die Kleine hat es an ihrer Sanduhr geſehen; die Schnepfen weiß ſie nicht am Spieße zu braten, ſie hat ſie mit Zwiebeln gefüllt in einen Topf geſteckt, und wenn wir die Schnepfenſuppe gegeſſen, ſollen wir das Fleiſch mit Eſſig und Olivenöl als Salat verzehren; Wein muß hier in der Kammer ein Schlauch voll ſein.“ Da ſuchte Martino herum und fand unter einigen alten Brettern ein tiefes Loch in der Erde, das als Keller einen

alten Dudelſack voll Wein enthielt. Er zog ihn heraus, wir ſetzten die zwei Pfeifen an den Mund und drückten den vollen Sack ſo zärtlich an das Herz, daß uns der ſüße Wein in die Kehle ſtieg. Nie hat ein Dudelſack ſo liebliche Muſik gemacht. Wir labten uns herzlich. Ich weckte meine Marinina, und ſie mußte auch eins drauf ſpielen. Dazu verzehrten wir unſer Brod und einige Zwiebeln aus dem Vorrathe, der an der Wand hing, und ſtreckten uns, in der Erwartung des Weiteren, zur Ruhe auf das Stroh.

Marinina ſchlief feſt ein. Ich betete mit Martino noch eine Litanei; dann legten wir uns neben unſere Waffen bequem, und Martino ſagte: „Laßt uns nun ruhen; mir iſt ſo rund und ſo wohl, daß mir das Blut in den Adern flimmert; wer den wilden Jäger zuerſt ſieht, ſtößt den Andern, dann ſpringen wir mit unſeren Tröſtern über ihn her und ſchlagen den Kerl zu Brei; ich habe noch einen Schwärmer in der Taſche, den will ich dem Schelm unter die Naſe brennen.“ Ich freute mich an ſeinem friſchen Herzen; wir empfahlen uns dem Schutze des heiligen Marcus und lauſchten dem Schlaf entgegen, der uns den Rücken hinauf kroch und uns ſchon hinter den Ohren krabbelte. Nun ward Alles mäuschenſtill. Der Donner rollte fern, der Sturm hatte ſich in den Waldwipfeln ſchlafen gelegt, die ihn mit leiſem Rauſchen einwiegten. Die Kienfackel kniſterte, Grillen ſangen, die Katze ſchnurrte auf der Trommel, welche, von dem Ton erſchüttert, das ferne Donnern zu begleiten ſchien, Marinina pfiff durch die Naſe, denn ſie hatte ſich einen Schnupfen geholt, in der Küche knackte das grüne Holz im Feuer, die Schnepfenſuppe ſauſte im Topf und unſere braune Köchin ſang mit einer klaren und ſtarken Stimme, wie ich noch keine Primadonna gehört, folgendes Lied:

„Mitidika! Mitidika!
Wien üng quatſch
Ba nu, Ba nu n'am tſche fatſch,

Waja, waja, Kur libu,
Ich bin ich, und du biſt du;
Ich, ſpricht Stolz,
Du, ſpricht Lieb'!
Wer ſich ſcheut vor Galgenholz,
Wird im grünen Wald zum Dieb.

Mitidika! Mitidika!
Wien üng quatſch
Ba nu, Ba nu n'am tſche fatſch,
Singt die Magd, ſo kocht der Brei,
Singt das Huhn, ſo legt's ein Ei,
Er, ſpricht Schimpf,
Sie, ſpricht Fremd';
Fehlen mir gleich Schuh' und Strümpf',
Hab ich doch ein buntes Hemd.

Mitidika! Mitidika!
Wien üng quatſch
Ba nu, Ba nu n'am tſche fatſch,
Hör', was pocht dort an der Thür?
Draußen ſchrei'n ſie nach Quartier.
Iſt's der Er?
Iſt's der Sie?
Mach ich auf wohl nimmermehr,
Nur Du Lieber, Du ſchläfſt hie.

Mitidika! Mitidika!
Wien üng quatſch
Ba nu, Ba nu n'am tſche fatſch,
Waja, waja Kur libu,
In dem Topf hat's nimmer Ruh';
Saus und Braus
'Rab und 'rauf,
Küchenteufel drinnen hauf':
Daß es mir nicht überlauf'."

Als der Feuerwerker den Anfang dieſes Liedes: Mitidika! Mitidika! geſagt, nahm der Zigeuner Michaly ſeine Violine und ſang es unter den lieblichſten Variationen der Geſellſchaft vor. Alle dankten ihm, der Feuerwerker aber ſagte: „Michaly, du ſangſt das nämliche Lied, wie die kleine Braune, und haſt eine Aehnlichkeit mit ihr in der Stimme.“ „Kann ſein, ſagte Michaly lächelnd. „Aber erzähl' nur weiter, ich bin auf den wilden Jäger ſehr begierig.“ „Ich hob a a Schneid' uf den ſoakriſche Schlankl!“ ſagte der Tyroler. Alle drangen auf die weitere Erzählung und der Feuerwerker fuhr fort:

Als die Kleine das Lied ſang, ward ſie von einem Schlage gegen die Thür unterbrochen: „Mitidika!“ rief es draußen mit einer rauhen, heiſeren Stimme. „Gleich, Großmutter!“ antwortete ſie, öffnete die Thür und erzählte ihr von den Gäſten. Die Großmutter brummte allerlei, was ich nicht verſtand und trat ſodann zu uns in die Stube. Ihr Schatten ſah aus wie der Teufel, der ſich über die Leiden der Verdammten bucklicht gelacht, und wäre er nicht vor ihr her in die Stube gefallen, um Einen ein wenig vorzubereiten, ich hätte geglaubt, der Alp komme, mich zu würgen, als ſie eintrat. Sie war von oben und rings herum eine Borſte, ein Pelz und eine Quaſte, und ſah darin aus wie der Oberprieſter der Stachelſchweine. Sie ging nicht, lief nicht, hüpfte nicht, kroch nicht, ſchwebte nicht, ſie rutſchte, als hätte ſie Rollen unter den Beinen, wie großer Herren Studierſtühle. Wie die kleine flinke Braune hinter ihr drein und um ſie her ſchlüpfte, um ſie zu bedienen, dachte ich: So mag des Erzfeindes Großmutter ausſehen, und die Schlange ihre Kammerjungfer.

„Mache mir das Bett, Mitidika!“ ſagte ſie, „und wenn ich ruhe, kannſt du die Gäſte beſorgen.“ Während das Mädchen die Kiſſen aufſchüttelte, begann die Alte ſich zu entkleiden, und ich weiß nicht zu ſagen, ob ihre Kleidung oder ihr

Bett aus mehreren Stücken beſtand. Sie zog einen Schreckenswamms, eine Schauderjacke und Zauberkaputze um die andere aus, und die ganze Wand, an der ſie die Schalen aufhängte, ward eine Art Zeughaus. Ich dachte alle Augenblicke: Noch eine Hülſe herunter, ſo liegt ein Bischen Lung' und Leber an der Erde, das frißt die Katze auf und die Großmutter iſt all; keine Zwiebel häutet ſich ſo oft. Bei jedem Kiſſen, welches die Kleine ins Bett legte und aufſchüttelte, brummte die Alte und legte es anders, befahl ihr dann, es ganz ſein zu laſſen und ihr ein Rauchbad zu geben: ſie müſſe in einen Ameiſenhaufen getreten haben, das Gewitter mache alles Vieh lebendig. Da ſetzte ſich die Alte auf die zerbrochene Leiter und hängte die tyroler Decke über ſich, und die Junge zündete Kräuter unter ihr an und machte einen ſcheußlichen Qualm, den ſie uns, da ſie von Neuem anfing, die Federbetten hin und her zu werfen, in dicken Wolken auf den Leib jagte, als gehörten wir auch zu den Ameiſen, die vertrieben werden ſollten.

Es ſah ziemlich aus, als wenn man eine Hexe verbrennte oder einen ungeheuren Taſchenkrebs räuchre, als die Alte ſo über dem Dampfe wie eine Mumie, in den bunten tyroler Teppich gehüllt, auf der Leiter ſaß. — „Da ſieht man, Waſtl," ſprach der Zigeuner zu dem Tyroler, wozu ihr die Teppiche fabricirt: um die Hexen darin zu räuchern." „Potz Schlackri," erwiederte Waſtl, „wenns daine ſakriſche ziganeriſche Großmuetta is, ſo loß is poaſſira, i bin gawis, es möga a Legion Spodiſankerl aus ihr rauſſi floga ſein, un du biſt a ains dervo." Die Geſellſchaft lachte über Waſtl's Antwort, und die Kammerjungfer, wie auch Lindpeindler baten den Feuerwerker: Er möge machen, daß die Alte ins Bett komme, die Schnepfen könnten übergar werden. „Ganz recht," ſagte Baciochi, das meinte Martino auch, denn als der ſie in der Decke zappeln ſah, wie Hunde und Katzen, die in einen Sack geſteckt ſind, und der

Rauch zu dick zu werden begann, sprang er vom Stroh auf, trat vor die Alte hin und sagte: „Hochverehrte Frau Wirthin, ich versichere euch im Namen eurer Gäste, daß wir kein Rauchfleisch zu essen bestellt haben, und daß wir auch von keinem verpesteten Orte kommen, um eines so kostbaren Rauchkerzchens zu bedürfen; seid so gütig, dem Wohlgeruch ein Ende zu machen, wir müssen sonst mit all den Ameisen, die euch plagen, davon laufen."

Da fing die Alte eine weitläufige Gegenrede an und sagte: „Schicksale und Verhältnisse haben mich so weit gebracht." Martino aber nahm keine Vernunft an, packte die Alte mit beiden Händen und warf sie von der Leiter in ihre Federbetten. Sie zappelte wie eine Meerspinne, aber er wälzte ein Federbett über sie, und sang ihr ein Wiegenlied mit so viel gutem Humor vor, indem er sie mit beiden Händen festhielt, daß sie endlich selbst mitlachte und sagte: „Nun, legt euch nur wieder nieder, hätte ich doch nicht gedacht, heute von einem so lustigen Gesellen zu Bette gebracht zu werden. Mitidika, gib den Cavalieren zu essen!" und somit kriegte sie den Martino beim Kopf und gab ihm unter großem Gelächter einen Kuß. „Profiziat!" sprach dieser, „schlaf wohl, du allerschönster Schatz!" und legte sich mit einem sauern Gesichte wieder neben mich.

„Gott sei Dank, Martino, daß sie weg ist!" flüsterte ich. „Hast du gewacht, Meister?" sprach der Schelm. „Leider Gottes!" erwiederte ich, „du hast ein Kunststück gemacht; sie rauchte wie ein nasses Feuerwerk; für einen Hutmacher wäre sie ein sauberes Gestell, alle seine Mützen daran aufzuhängen, er brauchte keinen Nagel einzuschlagen." „Ich werde mich wohl häuten müssen, da sie mich geküßt hat," sagte Martino. „Warum?" fragte ich. „Ei," entgegnete er, „ich werde sonst die Augen nie wieder zukriegen können und die Zähne immer blecken wie ein Mops; die Haut ist mir vor Schrecken zu kurz geworden."

Unter dieſen Scherzreden hörten wir die Alte einſchnarchen. Mitidika ging ab und zu, und verbaute leiſe das Bett der Alten mit der Tonne und der alten Thüre; die Küchenthüre ließ ſie auf, daß der Dampf hinaus zog. Dann zupfte ſie den Martino bei den Haaren und flüſterte: „Komm hinaus, deine Schnepfen ſind gar, ich habe die Brühe abgegoſſen, ich muß das Feuer löſchen, die zwölfte Stunde naht, denn fährt der wilde Jäger mir durch das Feuer, ſteckt er uns die ganze Hütte an.“

Martino ging hinaus und ich ſtreckte den Kopf nach der Thür und hörte ihre Scherzreden. Mitidika ſagte: „Ich habe dir deine Vögel trefflich gekocht und dir auch Kräuter an die Suppe gethan, was gibſt du mir nun?“ — „Geben?“ ſagte Martino, „ich will dich mit der Münze bezahlen, welche hier zu gelten ſcheint, und in der mich deine Großmutter bezahlte; einen Kuß will ich dir geben.“ „Das läßt ſich hören,“ erwiederte ſie, „aber die Großmutter gab dir ein altes Schauſtück, das kann ich nicht brauchen, die Münze iſt verſchlagen.“ „Auch du biſt verſchlagen, Schelm!“ erwiederte Martino, „ich will dir kleine Münze geben, wenn du herausgeben und wechſeln kannſt; wärſt du nur nicht ſo ſchwarz!“ „Und du nicht ſo weiß,“ ſagte ſie. „Ich werde dir einen Schein geben, einen Wechſel ſchwarz auf weiß, aber gib mir keine Scheidemünze!“ ſagte ſie. „Die kriegſt du morgen früh beim Abſchied,“ erwiederte Martino, faßte ſie beim Kopfe, küßte ſie herzlich und ſagte: „Ich habe dich lieb und bleibe dir treu.“ „Ei ſo lüge, daß du ſchwarz wirſt!“ ſprach ſie. „Dann wäre ich deines Gleichen und es könnte etwas daraus werden,“ ſprach Martino, und ſchenkte ihr eine Nadelbüchſe von Elfenbein und Ebenholz, die er bei ſich trug. Das Mädchen dankte und ſprach: „Sieh, wie artig ſchwarz und weiß zuſammen ausſehn; bleib bei uns, wenn die Alte ſtirbt, finden wir den Goldtopf und contrebandiren.“ „Ja, auf die Galeere!“ ſprach Martino. „Ich gehe mit auf

die Galeere!" ſagte ſie; „pitſch, patſch! geht das Ruder, und ich ſinge dir dazu." „Das wollen wir überlegen," meinte Martino, „es iſt eine zu glänzende Ausſicht um Mitternacht."

Da traten ſie mit der Suppe und den Schnepfen herein, und ſtellten ſie auf den Eichenblock. Die Suppe tranken wir aus dem Topf, ich wollte meine Marinina nicht wecken und ließ ihr Theil in die warme Aſche ſetzen, die Vögel wollten wir morgen früh verzehren. Nun begann ſich der Sturm in dem Walde wieder zu heben und das Gewitter zog mit Macht heran. „Ach Gott," ſagte Mitidika, „lege dich nieder, Martino, und ſchlafe ein; hörſt du das Wetter? Der Jäger bläſt ſein Horn, er wird gewiß bald kommen; lege dich nieder, gleich, gleich!" Dabei ſah ſie ängſtlich in der Stube umher. „Nun, nun, was fehlt dir?" fragte Martino, und ſie ſagte: „Schlafen ſollſt du und das Angeſicht von mir kehren, denn ich muß mich entkleiden und ſchlafen gehn, und das ſollſt du nicht ſehen; ach, dreh dich um, Blanker!" „Bravo!" ſagte Martino, „es freut mich, daß du ſo auf Zucht hältſt, putze nur den Kien aus, bei der Nacht ſind alle Kühe ſchwarz, ſelbſt die ſchwarzen." „Ja," ſagte ſie, auch die blanken Eſel! Dreh dich um, ich bitte dich, ich will den Kien ſchon löſchen, wenn es Zeit iſt. Da drehte ſich der ehrliche Martino um. „Gute Nacht, Mitidika!" ſagte er. „Gute Nacht, Martino!" ſprach ſie.

Nun breitete ſie ſich eine bunte wollene Decke an der Erde aus neben dem Eichenblocke, ſtellte einen halben Kürbis voll Waſſer darauf, holte einen kleinen zierlichen Kaſten gar heimlich unter der Trommel hervor und ſetzte ihn neben ſich auf die Bank, wobei ſie ſich ängſtlich nach uns umſah. Ich blinzte durch die Augen und ſchnarchte, als läge ich im tiefſten Schlafe. Mitidika traute und ſchloß das Käſtchen leiſe auf, muſterte alle die Herrlichkeiten, die darin waren, und ſuchte ſich einen Raum aus, die Nadelbüchſe des Martino bequem hinein zu legen.

Ihr könnt euch meine Verwunderung nicht denken, als ich, in dieſer wüſten Zigeuner-Herberge, die Kleine auf einmal in einem ſo zierlichen und reichgefüllten Schmuckkäſtchen kramen ſah. Es ſah nicht ganz ſo aus, als ſei ein Affe hinter die Toilette ſeiner Herrſchaft gerathen, auch nicht, als richte der Satan einen Juwelenkaſten ein, um einem unſchuldigen Mädchen die Augen zu bleuden; aber eine indianiſche Prinzeſſin, welche die Geſchenke eines engliſchen Gouverneurs muſtert, mag wohl ſo ausſehn. Als ſie ſo die Perlen- und Korallenſchnüre, die brillantenen Ohrringe und die Zitternadeln durch die ſchwarzen Hände laufen ließ, konnte ich vor Augenluſt gar nicht denken, daß dies geſtohlenes Gut ſein müſſe. Nun ſtellte ſie mehrere Kriſtall-Fläſchchen mit Wohlgerüchen und Salben aus dem Käſtchen auf den Block, zog ſeine Kämme und Zahnbürſten hervor und begann ſich zu putzen und zu ſchmücken wie die Nacht, die mit dem Monde Hochzeit machen will. Sie nahm die kleine von buntem Stroh geflochtene Mütze von ihrem Kopf und ein Strom von ſchwarzen Haaren ſtürzte ihr über die Schultern; ſie gewann dadurch ein reizendes und wildes Anſehn, wenn ihre weißen Augäpfel und die blanken Zähne aus den ſchwarzen Mähnen hervor funkelten. Sie kämmte ſich, ſchlängelte ſich goldene Schnüre in die Zöpfe, die ſie flocht und kunſtreich wie eine Krone um das ſchöne runde Köpfchen legte. Sie wuſch ſich das Geſicht und die Hände, putzte die Zähne, beſchnitt ſich die Nägel und that Alles mit ſo unbegreiflicher Zierlichkeit, Anmuth und hinreißender Schnelligkeit der Bewegungen, daß es mir vor den Augen zitterte und bebte. Als ſie die brillantenen Ohrringe in die kleinen ſchwarzen Muſchel-Oehrchen befeſtigte und die glitzernden Zitternadeln in den Flechtenkranz ſteckte, und die Korallen und Bernſteinſchnüre um das braune Hälschen legte, und dabei hin und her zuckte wie ein Wunderwerkchen, gingen mir die Augen über. Sie begoß ſich mit Wohlgerüchen,

rieb ſich die ſchwarzen Patſchchen mit duftendem Oel und ſteckte ſich ein blitzendes Ringlein um das andere an die ſchlanken Fingerchen. Nun ſtellte ſie einen Spiegel auf und bleckte die Zähnchen ſo artig hinein, es iſt nicht zu beſchreiben. Und bei Allem dem donnerte und blitzte es draußen, und ihre Eile ward immer größer. Ich verſtehe mich auf Lichtwirkungen in der Nacht, aber ich habe mein Lebtag kein ſolches Feuerwerk geſehen, kein Blitzen auf ſo ſchönem dunkeln Grund, als das Spiel der Diamanten und Perlen auf ihr; denn ſie war ein wunderſchönes, frei, kühn, ſcheu und züchtig bewegtes Menſchenbild.

Flüchtig packte ſie nun alle Geräthe wieder in das Käſtchen, ſteckte noch eine Handvoll weißes Zuckerwerk in das Mäulchen und knupperte wie eine Maus, ſah mit ſcheuen Blicken um ſich her, ob wir auch ſchliefen, während ſie das Käſtchen wieder unter die alte Trommel ſtellte. Die ſchwarze Katze, die auf derſelben ſchlief, erhob ſich dabei und machte einen hohen Buckel, als verwundere ſie ſich über ſie, da ſie ihr mit den funkelnden Händen über den Rücken ſtrich. Nun brachte ſie ein feines Hemd von weißer Seide, legte es über den Arm und fing an, ihr Mieder aufzuſchnüren, wobei ſie uns den Rücken kehrte. Es ſah aus, als werfe ſie Kußhändchen aus, wenn ſie die Neſtel zog. Nun aber ſchlüpfte ſie in die Küche und trat in wenigen Minuten wieder herein in einem ſchneeweißen Röckchen und einem Mieder von rothem venetianiſchem Sammt. So ſtand ſie mitten auf der Decke und betrachtete ihren Staat mit kindiſchem Wohlgefallen. Der Donner rollte heftiger, Martino wachte auf. Mitidika faßte den Teppich mit beiden Händen über die Schultern, ſtieß mit dem Fuße die Kienfackel aus, wickelte ſich ſchnell ein wie eine Schmetterlings-Larve, ein heller Blitz erleuchtete die Kammer, ſie ſchoß wie eine Schlange an die Erde nieder und krümmte ſich zuſammen. Martino hatte ſie im Leuchten des Blitzes noch geſehen, aber er wußte nicht, was es war; er

ſprach: „Meiſter, ſaht Ihr etwas?“ Ich war aber ſo erſtaunt, daß ich ſtumm blieb. Da ſprach er: „Mitidika, ſchläfſt du?“ aber ſie ſchwieg, Martino drehte ſich um und ſchlief auch wieder.

Meine Gedanken über das, was ich geſehen, ließen mich nicht ruhen, der wunderbare Schmuck in dem Beſitze der kleinen braunen Bettlerin, und daß ſie ihn jetzt ſo ſorgſam und heimlich angelegt, befremdete mich ungemein. Alles kam mir wie Zauberei vor. Sie erwartet ein Waldgeſpenſt und ſchmückt ſich wie eine Braut. War dies geſtohlenes Gut, iſt ſie eine verkleidete, verſteckte Prinzeſſin, warum geht ſie in dieſer Pracht ſchlafen, und warum wickelt ſie ſich mit all der Herrlichkeit in den alten Teppich ein? Sollte alles dies geheim ſein, wie war es möglich, da wir ſie morgen früh doch in ihrem Putze finden mußten? So lag ich nachſinnend; das Gewitter war in vollem Grimm über uns, und das Licht der zuckenden Blitze zeigte mir öfters das Bild der Mitidika, welche wie eine Mumie, in den Teppich gehüllt, an der Erde ausgeſtreckt lag. Als ich aber durch das wilde Wetter ein Horn ſchallen hörte, ſtieß ich Martino an und flüſterte ihm zu: „Halte dich bereit, ich glaube, der wilde Jäger iſt im Anzuge. Wir hörten das Horn nochmals und Pferdegetrapp und Gewieher, und ich bemerkte, daß Mitidika aufſtand. Ich kroch aber quer vor die offene Küchenthür, und als ſie mit dem Fuß an mich anſtieß, glaubte ſie umgegangen zu ſein und wendete ſich nach einer andern Seite. Martino ſtand auf, die Hausthür öffnete ſich und es trat eine Geſtalt mit raſchem Schritte durch die Küche auf uns zu. Ich faßte ſie bei den Beinen, daß ſie niederſchlug, und Martino droſch ſo gewaltig auf ihn los, daß der wilde Jäger Zetermordio zu ſchreien begann. „Mitidika, Hilfe, Hilfe! man mordet mich!“ ſchrie er. „Ha, ha! Herr wilder Jäger,“ ſchrie nun Martino, „wir haben dich!“ Und ſo zerrten wir ihn in die Stube herein und machten die Thüre zu.

Der Lärm ward allgemein; der Kerl wehrte ſich verzweifelt. Meine Marinina erwachte und ſchrie: „Jeſus, Maria, Joſeph! Licht her, Licht her, was iſt das, o Baciochi, Martino!“ Die Alte fuhr aus ihren Betten auf, warf die alten Bretter um, die vor ihr ſtanden, und ſchrie: „Mörder, Hilfe, Mitidika!“ Dabei wurden die Hühner auf dem Boden rebelliſch, die Trommel kollerte brummend durch die Stube. Mitidika allein ließ ſich nicht hören. „Martino, ſchlage Feuer!“ rief ich, und drückte meinen fremden Gaſt feſt in die Gurgel, daß er ſich nicht rühren konnte. Da ſtieß Martino einen Schwärmer in die glühende Aſche des Herdes, der leuchtend durch die Kammer ziſchte und dem ganzen Spektakel ein noch tolleres Anſehen gab. Mein Gefangener fing von Neuem an zu ringen, und indem ich ihn gegen die Wand drückte, trat ich gegen einige Bretter, die auswichen, ich warf ihn nieder. Ein großer Bock, der hinter den Brettern geruht hatte, ſprang auf und fing nicht ſchlecht an zu ſtoßen, und ich warf meinen wilden Jäger ſo kräftig zur Erde, daß er keinen Laut mehr von ſich gab. Martino brachte nun eine brennende Kienfackel herein und wir ſahen die ganze Verwirrung. Der wilde Jäger war ein ſchöner ſchlanker Kerl in galanter Jagd-Uniform. Er rührte ſich nicht. Der Gedanke, daß ich ihn gar todtgedrückt hätte, fuhr mir unheimlich durch die Glieder, ich ſtürzte zur Küche nach Waſſer. Martino faßte die Alte, die fluchend und ſchreiend aus dem Bette geſprungen war, und warf ſie wieder in die Federn mit den Worten: „Schweig ſtill, Drache! wir wollen dir kein Haar krümmen; wir haben nur den wilden Jäger abgefangen.“ Nun trat ich mit einem Eimer Waſſer hinein und goß ihn pratſch! über den lebloſen wilden Jäger; da ſprang er wie eine naſſe Katze in die Höhe.

„Das Waſſer, das kalte Waſſer,“ ſchrie hier Devillier aufſpringend, „war das Allerfatalſte!“ Und die ganze Geſellſchaft

ſah ihn verwundert an. „Nun, was ſchauen Sie," fuhr er fort, „ſoll ich länger ſchweigen? Habe ich nicht ſchrecklich ausgehalten und mich hier in der Erzählung nochmals mißhandeln laſſen?" Baciochi wußte nicht, was er vor Erſtaunen ſagen ſollte über Devillier's Unterbrechung. Dieſer aber ſprach heiter: „Ja, Herr Baciochi, ich war der wilde Jäger, mich habt Ihr ſo kräftig zugedeckt, ich habe es von Anfang der Geſchichte gewußt und hätte gern geſchwiegen, aber das kalte Waſſer lief mir wieder erweckend über den Rücken." Da ward die ganze Geſellſchaft vergnügt, der Feuerwerker reichte Devillier die Hand, und dieſer ſagte: „Es freut mich, Euch wieder zu ſehn, Alles iſt längſt vergeſſen, nur Mitidika nicht!" — „Das will ich hoffen," meinte der Zigeuner ernſthaft, „ich bitte mir das Ende der Geſchichte aus." Da tranken Alle luſtig herum und Devillier trank die Geſundheit der Mitidika, wozu Michaly einen Tuſch geigte und Lindpeindler das hochpoetiſche freie Leben der Zigeuner pries, der Vicegeſpann meinte jedoch: ſie hätten nicht die reinſten Hände. Die Kammerjungfer aber fragte: „Wo hat ſie nur den Schmuck hergehabt?" Der Tyroler ſagte: „Den wilda Jaaga hobts maiſterli zuagdeckt!" und Alle drangen, Devillier möge weiter erzählen.

„Wohlan!" ſagte dieſer: „Ich hatte damals Geſchäfte mit der Contrebande, und manche andere politiſche Berührungen dieſſeits und jenſeits auf der Grenze. Ich dirigirte den ganzen Schleichhandel und forſchte auf höhere Veranlaſſung dem Orden der Carbonari nach. Auf meinen Streifereien hatte ich Mitidika kennen gelernt und mich leidenſchaftlich in dies ſchöne, unſchuldige und geiſtvolle wilde Naturkind verliebt. In beſtimmten Nächten beſuchte ich ſie. Der Schmuck, den Ihr, Baciochi, ſie anlegen ſahet, war ein Geſchenk von mir. Sie hatte den Glauben der Alten an den wilden Jäger benutzt, um ſich unentdeckt einige Stunden von mir unterhalten zu laſſen. Wenn

ich kommen ſollte, ſchmückte ſie ſich immer wie eine Zauberin; ich ſetzte ſie dann mit auf mein Pferd und brachte ſie nach einer Höhle, eine Viertelſtunde von ihrer Hütte, welche das Waarenlager meines Schleichhandels war. Da ſaß ſie in einem mit dem feinſten engliſchen bunten Cattun ausgeſchlagenen Raume mit mir, und ergötzte mich und einen verſtorbenen Freund mit Tanz, Geſang und freundlicher Rede. Gegen Morgen ging ſie zurück, einen Bündel Holz in die Küche tragend, und wurde von der Großmutter wegen ihres Fleißes gelobt.

Ich liebte ſie unausſprechlich um ihrer Tugend und Schönheit, und ihr ganzes Weſen war ſo wunderbar, und bei allem Muthwillen und aller kindlichen Ergebenheit ſo gebieteriſch, daß ich nie daran denken konnte, ihre Unſchuld auch nur mit einem Gedanken zu verletzen. O, ſie war gar nicht mehr wie ein Menſch, ſie war wie eine Zauberin, wie ein Berggeiſt, wenn ſie in dem Edelſteinſchmucke vor uns tanzte, ſang, lachte und weinte. Ich kann ſie nie vergeſſen. In der Nacht, wo Ihr und Martino mich ſo häßlich zerprügeltet, ging die ganze Herrlichkeit zu Ende. Anfangs hielt ich meine Angreifer für italieniſche Gensdarmen, die mir auf die Spur kamen; als wir uns aber erklärt hatten, nahm mir die Entdeckung vom Gegentheil allen Zorn hinweg, und unſere erſte Sorge war: wo Mitidika hingekommmen ſei. Die alte Zigeunerin jammerte auch nach ihr, wir ſuchten alle Winkel aus und fanden ſie nicht, bis die Alte die Leiter vermißte. Baciochi ſagte: Zur Thüre könne ſie nicht hinausgekommen ſein, er habe davor gelegen. Da machte uns der Regen, der durch das Loch in der Decke hereinſtrömte, aufmerkſam. Martino kletterte auf den Schultern Baciochi's hinan und fand die Leiter. Aber Mitidika, welche die Leiter nach ſich gezogen, war durch das Strohdach hinaus geklettert und nirgends zu finden. Ich eilte nach der Thür und vermißte mein Pferd, nun war ich gewiß, daß ſie nach meinem Schlupf-

winkel entflohen ſein müſſe und war ruhig. Ich durfte dieſen weder an Baciochi noch an die Zigeunerin, die nichts von meinem Verhältniſſe mit Mitidika wußte, verrathen, und ſuchte deshalb noch lange mit. Das Wetter war aber ſo abſcheulich, daß wir bald wieder zurückkehrten, und die Alte jammerte nicht mehr lange, da hörten wir Hufſchlag, und Mitidika ſtürzte in ihrem ganzen Schmucke mit wilder Geberde in die Stube auf mich zu: „Geſchwind, fort, geflohen!“ ſchrie ſie. „Die italieniſchen Gensdarmen ſtreifen in der Nähe, Euren Freund haben ſie mit einem ganzen Zuge Schleichhändler gefangen; es iſt ein Glück, daß hier der Spektakel losging, ich bin aus Angſt durch das Dach geſchlüpft, dadurch habe ich die nahe Gefahr entdeckt. Geſchwind fort!“ „Wohin?“ ſchrie ich und Baciochi. Martino und Marinina, die ſich auch vor der Entdeckung fürchteten, folgten Alle mit mir der treibenden Mitidika zur Thüre hinaus. Sie ſchwang ſich auf mein Pferd, ich hinter ſie, und ſo ſprengten wir Beide nach unſerem Schlupfwinkel, unbekümmert um Euch, Herr Baciochi, und die Eurigen.

„Ja,“ ſagte der Feuerwerker, „Ihr rittet nicht ſchlecht, und wir hatten in dem wilden Wetter übles Nachſehen, übrigens war es Euch nicht zu verargen, daß Ihr uns nicht eingeladen, mitzugehen, wir hatten Euch ſchlecht bewillkommt. Ich will mein Lebtag an den Mordweg denken. Meine Marinina ward krank und ſtarb zwei Monate nachher in Croatien. Gott habe ſie ſelig! Martino ließ ſich bei der öſterreichiſchen Artillerie anwerben, und war neulich mit in Neapel, wenn er noch lebt. Ich fand mein Brod, Gott ſei gelobt! bei unſerem gnädigen Herrn. Es freut mich, daß Ihr ſo gut davon gekommen. Aber was iſt denn aus der braunen Mitidika geworden?“

„Ja, wer das wüßte!“ ſagte Devillier; „wir kamen vor die Höhle an und zogen das Pferd herein. Sie war voll Sorge um mich, wuſch mir meine Kopfwunden und Beulen

mit Wein und bewies mir unendliche Liebe. So brachten wir die Nacht in ſteter Angſt und Sorge zu. Gegen Morgen hatte ſie keine Ruhe mehr, ſie verlangte nach der alten Mutter; ſie beſchwor mich, ſogleich die Höhle zu verlaſſen und zu fliehen. Das Schickſal meines Freundes erſchütterte mich tief, ich war entſchloſſen ihn aufzuſuchen. Sie ſchwur mir ewige Treue. Ich verſprach ihr, wenn ich ſie nach einiger Zeit hier wieder fände, ſie zu meiner Frau zu machen Sie lachte und meinte: Sie wolle nie einen Mann, der kein Zigeuner ſei, und nun auch keinen Zigeuner; ſie wolle gar keinen Mann. Dabei ſcherzte und weinte ſie, tanzte und ſang noch einmal vor mir, und als ich ſie umarmen wollte, ſchlug ſie mich ins Geſicht und floh zur Höhle hinaus. Ich verließ den Ort gegen Abend.

Als ich vom Tode meines Freundes gehört hatte und zu Mitidika zurückkehrte, war ihre Hütte abgebrannt; ich ging nach der Höhle, ſie war ausgeplündert. Auf der Wand aber fand ich mit Kohle geſchrieben: Wie gewonnen, ſo zerronnen! Ich behalte dich lieb, thue, was du kannſt, ich will thun, was ich muß. Ich habe das holdſelige Geſchöpf durch ganz Ungarn aufgeſucht, aber leider nicht wieder gefunden; hundert Mitidika's ſind mir vorgeſtellt worden, aber keine war die rechte.“ „Es giebt auch nur Eine,“ ſagte hier Michaly, „und wird alle tauſend Jahre nur Eine geboren.“ „Kennt Ihr ſie?“ ſprach Devillier heftig. „Was geht es Euch an,“ erwiederte Michaly, „ob ich ſie kenne? Habt Ihr nicht die Ehe ihr verſprochen und doch eine Ungarin geheirathet? Sie hat Euch Treue gehalten bis jetzt, ſie iſt meine Schweſter, und ich wollte ſie abholen, da die Großmutter in Siebenbürgen geſtorben, wo ſie ſich mit Goldwaſchen ernährten, der Peſtcordon hat mir aber den Weg abgeſchnitten.

Da ward Devillier äußerſt bewegt. Er ſagte: „Ich habe ſie lange geſucht und nicht gefunden, ſie hatte mir ausdrücklich

gesagt, sie werde nie einem Blanken die Hand reichen, und nun auch keinem Zigeuner; nur in der Hoffnung sie wieder zu sehen, blieb ich jetzt in Ungarn, und ich würde nicht die Mittel gehabt haben, hier zu bleiben, wenn ich die alte Dame nicht geheirathet hätte, die mir jetzt mein schönes Gütchen zurückgelassen. Könnt Ihr mich mit Mitidika wieder zusammen bringen, so will ich sie gern heirathen und ihr Alles lassen, was ich habe." „Das ist ein nicht zu verachtender Vorschlag, Michaly," sagte der Vicegespann, „schlagt das nicht so in den Wind, Ihr habt Zeugen!" Michaly aber lachte und sprach: „Mitidika wird nicht an dem Stückchen Erde kleben, sie wird nicht in einem gemauerten Hause gefangen sein wollen und sich um Abgaben und Zinsen zerquälen. Wer nichts hat, hat Alles. Es war immer ihr Sprichwort: Der Himmel ist mein Hut; die Erde ist mein Schuh; das heilige Kreuz mein Schwerdt; wer mich sieht, hat mich lieb und werth."

„Das ist ächt Zigeunerisch gesprochen," sagte der Vicegespann, „drum bleibt ihr auch immer vogelfreies Gesindel." Michaly nahm da seine Geige und wollte ein Lied auf die Freiheit singen, aber der Nachtwächter blies zwölf Uhr und mahnte die Gesellschaft zur Ruhe. Lindpeindler hatte mit dem Feuerwerker und der Kammerjungfer, welche durch die erwachte Neigung Devillier's für Mitidika sehr gekränkt worden war, denn sie spitzte sich selbst auf ihn, noch eine Viertelstunde nach dem Edelhof. Als sie sich der Gesellschaft empfahlen, bot Devillier der Zofe seine Begleitung an. Sie sagte aber: „Ich danke, ich möchte das werthe Andenken an die unbeschreibliche Mitidika nicht stören." Damit machte sie einen höhnischen Knicks und verließ die Stube mit Lindpeindler, der diese Nacht als eine der romantischsten seines Lebens pries. Der Croate, der Tyroler und der Savoyarde waren bereits eingeschlummert, und der Vicegespann lud Wehmüller'n, der mit

ſeiner Arbeit ziemlich fertig war, wie auch den Zigeuner und Devillier zu ſich in ſein Haus ein. Sie nahmen es mit Freuden an, da ſie dort doch ein Bett zu erwarten hatten. Frau Tſchermack, die Wirthin, ward bezahlt und ſchloß die Thüre mit der Bitte: Wenn ſie länger hier blieben, nochmals eine ſo ſchöne Geſellſchaft bei ihr zu halten.

Vor Schlafengehen wußten Devillier und der Zigeuner den Vicegeſpann zu bereden, am andern Morgen den Cordon mit durchſchleichen zu dürfen, denn Michaly und Devillier ſehnten ſich eben ſo ſehr nach Mitidika, die jenſeits war, als Wehmüller nach ſeiner Tonerl. Sie ſchliefen bis zwei Uhr, da packte der Vicegeſpann Jedem eine Jagdflinte auf, und ſie zogen, als Jäger, einem Waldrücken zu. Aber kaum waren ſie hundert Schritte vor dem Dorf, als ſie ſeitwärts bei den Cordon-Picketen verwirrtes Lärmen und Schießen hörten, und bald einen Hufaren, dem das Pferd erſchoſſen war, querfeldein laufen ſahen, welcher auf das Anrufen des Vicegeſpanns ſchrie: „Cordonus est raptus cum armis in manibus a pestiferatis loci vicini!" „Der Cordon iſt mit bewaffneter Hand von den Peſtkranken des benachbarten Ortes durchbrochen!"

Als der Vicegeſpann dies hörte, ließ er ſeine Geſellſchaft im Stich und lief über Hals und Kopf nach dem Dorfe zurück, um ſeine Bauern unter die Waffen zu bringen. Wehmüller und der Zigeuner ſchrien: „Gott ſei Dank, nun laßt uns eilen!" Devillier beſann ſich auch nicht lange, und ſie liefen ſpornſtreichs nach dem verlaſſenen Picket-Feuer hin, wo ſie Bauern beſchäftigt fanden, unter großem Geſchrei das Brod und die anderen Vorräthe zu theilen, welche das Picket zurückgelaſſen hatte. Als ſie ſich näherten, kam ihnen ein Reiter entgegen und ſchrie: „Steht, oder ich ſchieße Euch nieder!" Sie ſtanden und warfen die Waffen hinweg. Sie wurden gefragt: Wer ſie ſeyen? Und als ſie erklärt, ſie wollten über den Cordon, und der Reiter

ihre Stimme vernommen, stürzte er vom Pferd und fiel dem Zigeuner und Devillier wechselsweise um den Hals, und schrie immer: „Michaly! Devillier! Ich bin Mitidika!" Vor Freude des Wiedersehens ganz zitternd, riß das Mädchen sie in die Erdhütte des Pickets, wo sie dieselbe in männlicher Kleidung, mit Säbel und Pistole bewaffnet, erkannten, und sie wollte eben zu erzählen anfangen, als sie Wehmüller'n scharf ansah und zu ihm sprach: „Bist du noch immer hier, Betrüger? ich meinte du seist gestern zu deiner angeblichen Frau nach Stuhlweißenburg gereist." Alle sahen bei diesen Worten auf den bestürzten Wehmüller; dieser sperrte das Maul auf vor Verwunderung. „Ich?" fragte er endlich, „ich, gestern zu meiner angeblichen Frau?" „Ja, du!" sagte Mitidika. „Du, der du dich Wehmüller nennst, und es nicht bist; du, der du deine Frau nicht einmal kennst." „O, das ist um rasend zu werden!" schrie Wehmüller. „Welche tolle Beschuldigungen, und das von einer wildfremden Person, die ich niemals gesehen." „Unverschämter Gesell!" schrie Mitidika, „Du kennteſt mich nicht? Hast du mir nicht seit mehreren Tagen mit deinen Liebes-Versicherungen zugesetzt? Hat der wirkliche Wehmüller dir nicht deswegen schon ins Gesicht bewiesen, daß du Wehmüller nicht sein könnest, weil der rechte Wehmüller an Niemand denkt, als an sein liebes Tonerl?" „Der rechte Wehmüller?" schrie nun Wehmüller, „wo haben Sie den je gesehen? er wenigstens kennt Sie nicht." „Kennt mich nicht?" erwiederte Mitidika, „und reist mit mir?" „Ich werde verrückt!" schrie Wehmüller, „nun ist gar noch ein Dritter auf dem Tapet; wo sind die zwei andern? Geschwind, ich will sie sehen, ich will sie erwürgen!" „Den Dritten lügst du hinzu," versetzte Mitidika, „der ächte wird nicht weit von hier sein; ich will ihn holen, da sollst du beschämt werden." Nun lief sie schnell zur Hütte hinaus. Dieser Wortwechsel war so schnell und heftig, und die Veranlassung so wunderbar, daß Michaly

und Devillier nicht Zeit hatten, dem verblüfften Maler zu bezeugen, daß er seit gestern in ihrer Gesellschaft sei und unmöglich der sein könne, welchen Mitidika kannte.

Sie waren eben noch beschäftigt, den weinenden Wehmüller zu trösten, als eine ganz ähnliche Figur, wie er selbst, in die Hütte trat; bei dem erloschenen Feuer war es unmöglich, Jemand bestimmter zu erkennen. Kaum hatte Wehmüller sein Ebenbild in derselben Gestalt und Kleidung erkannt, als er wie eine Furie darauf losstürzte; der Andre that ein Gleiches, und Beide schrien: „Ha, ertappe ich dich bei deiner Buhlerei unter meinem ehrlichen Namen!“ Sie rissen sich wie zwei Hähne herum. Devillier und Michaly brachten sie mit Gewalt auseinander, und Mitidika führte den dritten Wehmüller herein. Wie groß war die Bestürzung Aller, da nun wirklich drei Wehmüller zugegen waren. „Nein, das ist zum Verzweifeln!“ rief der Wehmüller, den Mitidika mitgebracht hatte, „da ist noch Einer!“ „Herr Jesus!“ schrie nun unser Wehmüller, „Tonerl, bist du es, bist du hier, Tonerl?“ „Franzerl, lieber Franzerl?“ schrie der Andere, und sie sanken sich als Mann und Frau in die Arme. Da wurde es dem einen Wehmüller, den Devillier festhielt, nicht recht wohl, und er sank vor Schreck zur Erde. Michaly schürte nun das Feuer wieder an, daß man sehen konnte, und Mitidika bezeugte die größte Freude, daß Tonerl, die in einem ganz ähnlichen Kleide, wie ihr Mann, von Stuhlweißenburg mit ihr diesem entgegen gereist war, ihn endlich gefunden habe, nachdem sie zu ihrem großen Schrecken von dem falschen Wehmüller in dem Dorfe, das man wegen Pestverdacht eingeschlossen, sehr geplagt worden war, ohne sich ihm als Wehmüller's Weib zu entdecken, denn sie war auf einen alten Paß ihres Mannes gereist.

Sie hatten sich kaum von der ersten Freude erholt, als Mitidika sagte: „Wir müssen doch den falschen Wehmüller, der die Sprache verloren hat, wieder zu sich bringen.“ Da aber ihr

Rütteln und Schütteln ganz vergeblich war, sagte sie: „Ich habe ein untrüglich Mittel von der seligen Großmutter gelernt; das Herz ist ihm gefallen, wir wollen es ihm wieder heraufziehen.“ Da nahm sie ein Schoppenglas und gab es Michaly nebst einem Endchen Licht, — das sie am Feuer anzündete, — und einem Scheibchen Brod. „Aha, ich weiß schon,“ sagte Michaly, und öffnete dem Ohnmächtigen die Weste über dem Magen, setzte ihm das Licht, auf der Brodscheibe befestigt, auf den Leib, und stülpte das Glas darüber. Das brennende Licht, welches die Luft unter dem Glase verzehrte, machte ihm den Leib, wie in einem Schröpfkopf, in das Glas aufsteigen. Die ganze Gesellschaft lachte über dieses zigeunerische Kunststück, und der falsche Wehmüller kam bald zu Sinnen. Der ächte ging auf ihn zu und sprach: „Wer sind Sie, der auf eine so unverschämte Weise meinen Namen mißbrauchte?“ Da antwortete der Patient, welchen Devillier und Michaly an der Erde festhielten: „Was Kuckuck habe ich auf dem Leib? Es ist, als wollten Sie mir den Magen herausreißen; thun Sie mir die vermaledeite Laterne vom Leib, eher sage ich kein Wort; ich bin Wehmüller und bleibe Wehmüller!“ „Gut,“ sagte Mitidika, „wenn du noch nicht bei Sinnen bist, wollen wir dir etwas Süßes eingeben.“ „Recht,“ sagte Michaly, „Katzenkoth mit Honig, Zigeunertheriak.“ Auf dieses Rezept bekam der Patient andere Gesinnung und sprach: „Um Gotteswillen, laßt mich aufstehen, ich will Alles bekennen! Ich bin der Maler Froschauer von Klagenfurt.“

„Das habe ich gleich gedacht,“ sagte Wehmüller, „jetzt habe ich Sie in meinen Händen, ich kann Sie als einen Falsarius bei der Obrigkeit angeben, aber ich will großmüthig sein, wenn Sie mir einen körperlichen Eid schwören: Daß sie auf ewige Tage resigniren, ungarische Nationalgesichter in meiner Manier zu malen.“ „Das ist sehr hart,“ sagte Froschauer, „denn ich habe ganz darauf studirt und müßte verhungern; den Eid kann ich

nicht schwören." „Er ist noch hartnäckig!" sagte Michaly; „geschwind den Zigeunertheriak her!" Und da Mitidika sich stellte, als wolle sie ihm etwas eingeben, entschloß er sich kurz und schwor Alles, was man haben wollte; worauf sie ihn losließen und ihm die Laterne vom Leibe nahmen.

Die Freude und der Muthwille ward nun allgemein. Aber der Tag näherte sich und Mitidika rief eben die Cordonbrecher zusammen, um mit ihrem erbeuteten Proviante sich dahin zurück zu ziehen, wo sie hergekommen waren. Aber der Vicegespann kam mit dem Croaten, dem Feuerwerker, dem Gutsbesitzer und einigen Heiducken und Panduren herbei und brachte die freudige Nachricht, daß sie gar nicht nöthig hätten, sich zurück zu ziehen, denn der Cordon-Commandant habe so eben bekannt gemacht: Nur durch Mißverständniß sei das Dorf, in dem sie vierzehn Täge blockirt waren, in den Cordon eingeschlossen worden. Es solle ihnen deßhalb verziehen sein, daß sie den Cordon durchbrachen, wenn sie dagegen auch keine Klage über den Irrthum erheben wollten. Der Cordon habe sich schon nach einer andern Richtung bewegt. Der Gutsbesitzer bestätigte dies und lud die Gesellschaft, von der ihm Baciochi, Nanny und Lindpeindler so viel Interessantes erzählten, sämmtlich nach seinem Edelhof ein.

Die Bauern und Zigeuner, die unter der Anführung Mitidika's den Cordon durchbrochen hatten, waren hoch erfreut über diese Nachricht, dankten ihrer Anführerin herzlich und kehrten singend nach ihrer Heimath zurück. Michaly aber nahm seine Violine und spielte lustig vor der Gesellschaft her, die dem Edelmanne folgte. Unterwegs gab es viele Aufklärungen und Herzensergießungen. Devillier und Mitidika hatten ihre Neigung bald zärtlich erneuert und gingen Arm in Arm, dann aber folgten die drei Wehmüller, Tonerl in der Mitte, und die Anderen gingen hinterdrein über das Stoppelfeld. Mitidika sagte, daß sie Tonerl in Stuhlweißenburg kennen gelernt, die,

sehr bekümmert über das Ausbleiben ihres Mannes, eine Reisegesellschaft nach Croatien gesucht, und da sie selbst, nach dem Tode ihrer Großmutter, zu ihrem Bruder Michaly habe ziehen wollen, hätten sie sich entschlossen, zusammen zu reisen in männlicher Kleidung. Frau Tonerl sei in einem Habit ihres Mannes und sie als ungarischer Arzneihändler gereist, bis sie in dem Dorfe plötzlich von dem Cordon eingeschlossen worden seien, wo sie auch Froschauer unter dem Namen: Wehmüller, ganz in derselben Kleidung vorgefunden, was die arme Tonerl nicht wenig erschreckt habe. Nach vierzehn Tagen sei die Ungeduld und der Mangel der Einwohner, die wohl Hunger aber keine Pest gehabt, über alle Grenzen gestiegen, und so habe sie sich an ihre Spitze gesetzt und den Cordon durchbrochen; das sei ihr aber gar leicht geworden, denn die Cordonisten wären, aus Furcht angesteckt zu werden, gleich ausgerissen, als sie mit ihrem Haufen unter ihnen erschien.

Nun mußte Froschauer erzählen. Er war eigentlich ein guter Schelm und sagte: „Lieber Herr Wehmüller, ich will Ihnen die Wahrheit sagen; der Spaß kostet mich 25 Ducaten und meine Braut. Ich bin der Maler Froschauer von Klagenfurt, und liebe die Tochter eines Fleischhauers; das Mädchen aber wählte immer zwischen mir und einem wohlhabenden Siebmacher, der auch um sie freite. Er setzte dem Vater des Mädchens in den Kopf: Es sei in den kaiserlichen Erblanden kein Maler, der eine Frau ernähren könne, und der überhaupt Genie habe, als der Wehmüller in Wien, der die ungarischen Nationalgesichter male, und der so und so gekleidet gehe; dabei hörte er nicht auf, von Ihnen und Ihrer Arbeit zu reden, so daß der alte Fleischhauer und seine Tochter mir endlich erklärten: Sie würden den Siebmacher vorziehen, wenn ich Ihnen in Ungarn den Rang nicht abliefe. Und nun wettete ich mit dem Siebmacher: daß ich ihm in Jahr und Tag das Mädchen

abtreten und noch 25 Ducaten dazu geben wollte, wenn ich Ihnen den Rang nicht ablaufen könne. Ich reiſte nach Wien und nach Ungarn, forſchte nach allen Ihren Bildern und warf mich ſo in Ihre Manier, daß man unſere Bilder nicht mehr unterſcheiden konnte. Da ich nun erfuhr, daß Sie die Reiſe nach Stuhlweißenburg machen würden, wo Sie noch nicht geweſen, und ſich auf dem Gute des Grafen Giulowitſch vorbereiteten, benutzte ich die Gelegenheit, Ihnen zuvorzukommen, denn ich wußte durch einen Freund bei der Hof-Kriegs-Kanzelei, daß die dortigen Regimenter verlegt werden würden. Mit einem Vorrathe von Nationalgeſichtern in einer Blechbüchſe, und ganz gekleidet wie Sie, machte ich mich nun als neuer Wehmüller auf, und als ich auf der Grenze an der Mauth ein Päckchen liegen ſah: „An Herrn Wehmüller, wenn er durchreiſt," überſchrieben, ward es mir von den Mauthbeamten ausgeliefert. Es war dies das Bild Ihrer Gemahlin, welches ſie auf ihrer Reiſe in einem Poſthauſe hatte liegen laſſen, ich nahm es mit, um es ihr einhändigen zu laſſen, habe es aber vergeſſen dem Boten abzunehmen, der es trug, als er mich durch den Cordon brachte; denn meine Eile war groß, und ich triumphirte ſchon, daß ich, indem der Cordon Sie ausſperrte, Ihnen gewiß zuvorkommen würde. Aber wie war mir zu Muth, da ich mich mit Ihrer Frau, als einem zweiten Wehmüller, den ich auch nicht für den ächten erkannte, weil er von der Malerei gar nichts verſtand, eingeſperrt ſah. Bald ward ich aber von der Kühnheit und Schönheit Mitidika's, die es kein Hehl hatte, daß ſie eine verkleidete Jungfer ſei, ſo hingeriſſen, daß ich gern auf meine Braut und Wehmüllerſchaft reſignirt und Alles gleich eingeſtanden hätte, aber Ehrgeiz und die 25 Ducaten hielten mich zurück. Ihr Erſcheinen fuhr mir aber ſo durch alle Glieder, daß ich die Beſinnung verlor; die fatale Laterne auf dem Magen und der angedrohte Theriak haben mich gänzlich hergeſtellt, und nun

bleibt mir nichts übrig, als Sie herzlich um Verzeihung zu bitten, mit dem Vorschlage: Mich in Ihren Unternehmungen zum Compagnon zu machen. Sie können meine Arbeiten untersuchen, und gehen Sie den Vorschlag ein, so glaube ich, daß wir einen solchen Vorrath von Nationalgesichtern anfertigen, daß unser Glück begründet ist, wenn wir redlich theilen."

„Das läßt sich hören!" sagte Wehmüller. „Die ganze Geschichte macht mir jetzt Spaß, und wenn ich meine Tonerl nicht so lieb hätte, so möchte ich, um es Ihnen wett zu machen, nach Klagenfurt reisen, und Ihre Fleischerstochter und die 25 Ducaten Ihnen wegschnappen, aber so geht es nicht." Da umarmte er Tonerl herzlich und ward mit Froschauer eins: Daß er ihm, wenn er seine Arbeiten untersucht, ein eigenhändiges Attest schreiben wolle: daß er ihn in Allem sich gleich achte; gewänne er dann seine Wette, so könne er sein Mädchen heirathen und sich mit ihm auf gleichen Vortheil vereinigen." „Ja," sagte Tonerl, „da habe ich doch eine Gesellschaft an Frau Froschauer, wenn ihr herumzieht."

So ward der Friede gestiftet, und sie kamen auf dem Edelhof an. Die Kammerjungfer und Lindpeindler standen unter der Thür und waren in großem Erstaunen über die drei Wehmüller, noch mehr aber über Mitidika. Schnell liefen sie, der gnädigen Frau und dem jungen Barone die interessante Gesellschaft anzukündigen, und diese trat, von dem Edelmanne geführt, in eine geräumige Weinlaube, wo die Hausfrau bald mit einem guten Frühstück erschien, und alle die Abenteuer nochmals berichtet werden mußten. Der Tyroler und der Savoyarde stellten sich auch ein, und der Edelmann bat Alle, bei der Weinlese ihm behülflich zu sein, was zugesagt wurde.

Am Abend, als noch viel über die drei Wehmüller gescherzt worden war, wollte Devillier der Gesellschaft eine Geschichte erzählen, die er selbst erlebt, und bei welcher die Verwechselung

zweier Personen noch viel unterhaltender war, als der Graf Giulowitsch und Lury, sein Hofmeister, mit seinen Eleven bei dem Edelmanne zum Besuche kamen. Sie freuten sich ungemein, den guten Wehmüller zu finden und die Aufklärung seines Abenteuers zu hören. Die Erzählung Devillier's ward aufgeschoben, aber nach dem Abendessen mußte die schöne Mitidika all ihren Schmuck, den sie einst von Devillier empfing, anlegen; die Edeldame half ihr selbst bei ihrer Toilette, denn Nanny, die Kammerjungfer, wurde unpäßlich. So geschmückt trat das braune Mädchen wie eine Zauberin vor die Gesellschaft; der Tyroler breitete seine Teppiche aus, und das reizende Geschöpf tanzte, schlug das Tambourin und sang — wozu Michaly sie begleitete — so ganz wunderbar hinreißend, daß Alles vor Erstaunen versteinert war. Sie schloß ihren Tanz damit, daß sie den Teppich plötzlich erfaßte, sich schnell in ihn einpuppte und an die Erde niederstreckte, wie damals in der Hütte. Ein lebhaftes Beifallklatschen rauschte durch den Saal. Devillier aber kniete vor ihr, weinte wie ein Kind und wurde ausgelacht. So schied die Gesellschaft für diesen Abend auseinander. Die Erzählung, welche Devillier versprochen, eine andere des Tyrolers und eine des Savoyarden unterhielten an den folgenden Tagen, und ich werde sie mittheilen, wenn ich Lust dazu habe.

Die drei Nüsse.

Daniel Wilhelm Möller, nachmals Professor und Bibliothekar zu Altdorf, lebte im Jahre 1665 in Colmar als Hofmeister der drei Söhne des Bürgermeisters Maggi. Im October dieses Jahres hatte der Bürgermeister einen reisenden Alchymisten zum Gast, und als bei dem Nachtische der Abendmahlzeit unter anderem Obst auch welsche Nüsse auf die Tafel gesetzt wurden, sprach die Gesellschaft mancherlei von den Eigenschaften dieser Frucht. Da aber die drei Zöglinge Möller's etwas unmäßig zu den Nüssen griffen und sie lustig nacheinander aufknackten, verwies Möller es ihnen freundlich und gab ihnen folgenden Vers aus der Schola Salernitana zu verdeutschen auf: „Unica nux prodest, nocet altera, tertia mors est." — Da übersetzten sie: „Eine Nuß nützt, die zweite schadet, der Tod ist die dritte." Möller aber sagte zu ihnen: diese Uebersetzung könne unmöglich die rechte sein, da sie die dritte Nuß längst genossen, und doch noch frisch und gesund seien; sie möchten sich eines Bessern besinnen. Kaum waren diese Worte gesprochen, als der Alchymist mit Bestürzung plötzlich vom Tisch aufsprang und sich in der ihm angewiesenen Stube verschloß, worüber alle Anwesenden in nicht geringer Verwunderung waren. Der jüngste Sohn des Bürgermeisters folgte dem Fremden, um ihn auf Befehl seines Vaters zu fragen, ob ihm Etwas zugestoßen sei. Da er aber die Thüre verschlossen fand, sah er durch das Schlüsselloch den Fremden auf den Knien liegen, und hörte unter Thränen und Händeringen mehreremal ihn ausrufen: „Ah, mon Dieu, mon Dieu!"

Kaum hatte der Knabe seinem Vater dies hinterbracht, als der Fremde sich von dem Diener zu einer einsamen Unterredung melden ließ. Alle entfernten sich. Da trat der Alchymist herein, fiel auf die Knie, umfaßte die Füße des Bürgermeisters und flehte ihn unter heftigen Thränen an: Er möge ihn nicht vor Gericht bringen, er möge ihn vor einem schmählichen Tod erretten.

Der Bürgermeister, heftig über seine Rede erschrocken, fürchtete der Mensch möge den Verstand verloren haben, hob ihn von der Erde auf, und bat ihn freundlich: Er möge ihm sagen, wie er auf so schreckliche Reden komme. Da erwiederte der Fremde: „Herr, verstellen Sie sich nicht, Sie und der Magister Möller kennen mein Verbrechen; der Vers von den drei Nüssen beweist es: Tertia mors est, die dritte ist der Tod. Ja, ja, eine bleierne Kugel war es, ein Druck des Fingers und er schlug nieder. Sie haben sich verabredet, mich zu peinigen. Sie werden mich ausliefern, ich werde durch Sie unter das Schwerdt kommen."

Der Bürgermeister glaubte nun die Verrücktheit des Alchymisten gewiß, und suchte ihn durch freundliches Zureden zu beruhigen. Er aber ließ sich nicht beruhigen und sprach: „Wenn Sie es auch nicht wissen, so weiß es doch Ihr Hofmeister gewiß, denn er sah mich durchdringend an, als er sagte: Tertia mors est." Nun konnte der Bürgermeister nichts anders thun, als ihn bitten, ruhig zu Bette zu gehen, und ihm sein Ehrenwort zu geben, daß weder er, noch Möller ihn verrathen würden, wenn irgend etwas Wahres an seinem Unglücke sein sollte. Der Unglückliche aber wollte ihn nicht eher verlassen, bis Möller gerufen war, und ihm auch heilig betheuerte, daß er ihn nicht verrathen wolle; denn daß auch er nicht das Mindeste von seinem Unglücke wisse, wollte er sich auf keine Weise überreden lassen.

Am folgenden Morgen entschloß sich der Unglückliche, von Colmar nach Basel zu gehen, und bat den Magister Möller um eine Empfehlung an einen Professor der Medizin. Möller schrieb

ihm einen Brief an den Doctor Bauhinus und reichte ihm denselben offen, damit er keine Art von Verdacht schöpfen könne. Er verlies das Haus mit Thränen und nochmaligem Flehen ihn nicht zu verrathen.

Im folgenden Jahre um dieselbe Zeit, etwa drei Wochen später, als der Bürgermeister mit den Seinigen wieder Nüsse aß, und sie sich dabei Alle lebhaft an den unglücklichen Alchymisten erinnerten, ließ sich eine Frau bei ihm melden. Er hieß sie hereintreten. Sie war eine Reisende in anständiger Tracht, sie trauerte und schien vom Kummer ganz zerstört, doch hatte sie noch Spuren von großer Schönheit. Der Bürgermeister bot ihr einen Stuhl an, und stellte ihr ein Glas Wein und einige Nüsse vor. Aber sie gerieth bei dem Anblicke dieser Frucht in eine heftige Erschütterung, die Thränen liefen ihr die Wangen herab: „Keine Nüsse, keine Nüsse!“ sagte sie, und schob den Teller zurück.

Diese ihre Weigerung, mit der Erinnerung an den Alchymisten, brachte unter den Tischgenossen eine eigene Spannung hervor. Der Bürgermeister befahl dem Diener, die Nüsse sogleich weg zu bringen, und bat die Frau, nach einer Entschuldigung, daß er ihren Abscheu vor den Nüssen nicht gekannt, um die Angabe des Geschäftes, das sie zu ihm geführt.

„Ich bin die Wittwe eines Apothekers aus Lyon,“ sagte sie, „und wünsche, mich hier in Colmar niederzulassen. Die traurigsten Schicksale nöthigen mich, meine Vaterstadt zu verlassen.“ — Der Bürgermeister fragte sie um ihre Pässe, auf daß er versichert sein könne, daß sie ihr Vaterland frei von allen gerichtlichen Ansprüchen auf sie verlassen habe. Sie übergab ihre Papiere, die in der besten Ordnung waren, und ihr den Namen der Wittwe des Apothekers Pierre du Pont, oder Petrus Pontanus gaben. Auch zeigte sie dem Bürgermeister mancherlei Atteste der medizinischen Facultät von Montpellier, daß sie im Besitze der Fabrikationsrezepte vieler trefflicher Arzneien sei.

Der Bürgermeiſter verſprach ihr alle mögliche Unterſtützung bei ihrer Niederlaſſung, und bat ſie ihm in ſein Arbeitszimmer zu folgen, wo er ihr Empfehlungen an einige Aerzte und Apotheker der Stadt ſchreiben wollte. Als er nun die Frau die Treppe hinaufführte, und oben über den Flur weg, kam dieſelbe bei dem Anblick eines kindiſchen Gemäldes in eine ſolche Beſtürzung, daß der Bürgermeiſter fürchtete, ſie möchte an ſeinem Arm ohnmächtig werden; er brachte ſie ſchnell auf ſeine Stube, und ſie ließ ſich unter bitteren Thränen auf einen Stuhl nieder.

Der Bürgermeiſter wußte die Veranlaſſung ihrer Gemüthsbewegung nicht und fragte ſie: Was ihr fehle? Sie ſagte ihm: „Mein Herr, woher kennen Sie mein Elend? Wer hat das Bild an die Stubenthüre geheftet, an welcher wir vorüber gingen?“ Da erinnerte ſich der Bürgermeiſter an das Bild, und ſagte ihr: Daß es die Spielerei ſeines jüngſten Sohnes ſei, welcher eine Neigung habe, alle Ereigniſſe, die ihn näher intereſſirten, in ſolchen Malereien auf ſeine Art zu verewigen. Das Bild aber beſtand darin, daß der Knabe, welcher das Jahr vorher den Alchymiſten kniend und die Hände ringend in dieſer Stube: „Ah, mon Dieu, mon Dieu!“ hatte ausrufen hören, dieſen in derſelben Stellung und über ihn drei Nüſſe mit dem Spruche: „Unica nux prodest, nocet altera, tertia mors est!“ auf eine Pappe gemalt und an die Stubenthüre, wo der Alchymiſt gewohnt, befeſtigt hatte.

„Wie kann ihr Sohn das ſchreckliche Unglück meines Mannes wiſſen?“ ſagte die Frau. „Wie kann er wiſſen, was ich ewig verbergen möchte und weßwegen ich mein Vaterland verlaſſen habe?“

„Ihres Mannes?“ erwiederte der verwunderte Bürgermeiſter; „iſt der Chemiker Todénus ihr Mann? Ich glaubte, nach ihrem Paſſe, daß ſie die Wittwe des Apothekers Pierre du Pont aus Lyon ſeien.“

„Die bin ich,“ entgegnete die Fremde, „und der Abgebildete

ist mein Mann, du Pont, mir zeigt es die Stellung, in welcher ich ihn zuletzt gesehen, mir zeigt es der fatale Spruch und die Nüsse über ihm.“

Nun erzählte ihr der Bürgermeister den ganzen Verfall mit dem Alchymisten in seinem Hause, und fragte sie, wie er sich befinde, wenn er wirklich ihr Mann sei, der vielleicht unter fremdem Namen bei ihm gewesen wäre.

„Mein Herr!“ erwiederte die Frau, „ich sehe wohl, das Schicksal selbst will, daß meine Schmach nicht soll verborgen bleiben; ich erwarte von ihrer Rechtschaffenheit, daß Sie mein Unglück nicht zu meinem Nachtheile bekannt machen werden. Hören Sie mich an. Mein Mann, der Apotheker Pierre du Pont, war wohlhabend; er würde reich gewesen sein, wenn er nicht durch seine Neigung zur Alchymie vieles Geld verschwendet hätte. Ich war jung und hatte das große Unglück, sehr schön zu sein. Ach, mein Herr, es gibt schier kein größeres Unglück, als dieses, weil keine Ruhe, kein Friede möglich ist, weil Alles nach Einem verlangt und verzweifelt, und man in solche Bedrängnisse und Belagerungen kommt, daß man sich manchmal gar, nur um des ekelhaften Götzendienstes los zu werden, dem Verderben hingeben könnte. Eitel war ich nicht, nur unglücklich; denn ich mochte mich auch absichtlich schlecht und entstellend kleiden, so wurde doch immer eine neue Mode daraus und man fand es allerliebst. Wo ich ging und stand, war ich von Verehrern umgeben, ich konnte vor Serenaden nicht schlafen, mußte einen Diener halten, die Geschenke und Liebesbriefe abzuweisen, und alle Augenblicke mein Gesinde abschaffen, weil es bestochen war, mich zu verführen. Zwei Diener in der Apotheke meines Mannes vergifteten sich einander, weil ein Jeder von ihnen entdeckt hatte, daß der Andere ein Edelmann sei, der aus Leidenschaft zu mir unter fremdem Namen in unsere Dienste gegangen war. Alle Leute, die in unserer Offizin Arznei holten, waren

dadurch ſchon im Verdacht liebeskrank zu ſein. Ich hatte von allem dieſen nichts, als Unruhe und Elend, und nur die Freude meines Mannes an meiner Geſtalt hielt mich ab, mich an meiner Larve zu vergreifen und mich auf irgend eine Weiſe zu entſtellen. Oft fragte ich ihn, ob er denn an meinem Herzen und guten Willen nicht genug habe? er möchte mir doch erlauben, mein Geſicht, das ſo vieles Unheil ſtifte, durch irgend ein beizendes Mittel zu verderben. Aber er erwiederte mir immer: „Schöne Amelie! ich würde verzweifeln, wenn ich dich nicht mehr anſehen könnte; ich würde der unglücklichſte Menſch ſein, wenn ich den ganzen Tag in meinem rußigen Laboratorium vergebens geſchwitzt habe, und meine Augen Abends nicht mehr an deinem Anblick erquicken könnte. Du biſt der einzige klare Punkt in meiner finſtern Beſtimmung, und wenn ich alle meine Hoffnung habe nach ſchwerem Tagewerk zum Rauchfang hinausfliegen ſehen, tritt mir alle meine Hoffnung am Abend in deiner Schönheit wieder entgegen.“ Er liebte mich zärtlich, aber Gott ſegnete unſere Liebe nicht; wir hatten keine Kinder. Als ich ihm meine Trauer hierüber einſt ſehr lebhaft mittheilte, ward er finſter und ſprach: „So Gott will, und mir nicht Alles mißlingt, wird uns auch dieſe Freude werden.“ An einem Abend kam er ſpät nach Hauſe, er war ungewöhnlich froh, und geſtand mir, daß er heute mit einem ſehr tief eingeweihten Adepten ſich unterhalten habe, der einen lebhaften Antheil an ihm und mir zu nehmen ſcheine, und unſere Wünſche würden bald erfüllt werden. Ich verſtand ihn nicht.

„Nach Mitternacht erwachte ich durch ein Geräuſch. Ich ſah meine Stube voll fliegender, leuchtender Johanniskäfer; ich konnte nicht begreifen, wie die Menge dieſer Inſekten in meine Stube gekommen ſei. Ich erweckte meinen Mann und fragte ihn: Was das nur zu bedeuten habe? Zugleich ſah ich auf meinem Nachttiſche ein prächtiges venetianiſches Glas voll der ſchönſten

Blumen ſtehen, und daneben neue ſeidene Strümpfe, Pariſer Schuhe, wohlriechende Handſchuhe, Bänder und dergleichen liegen. Mir fiel ein, daß morgen mein Geburtstag ſei, und ich glaubte, mein Mann habe mir dieſe Galanterie gemacht, wofür ich ihm herzlich dankte. Er aber verſicherte mich mit den heiligſten Schwüren, daß dieſe Geſchenke nicht von ihm herrührten, und die heftigſte Eiferſucht faßte zum erſten Mal in ihm Wurzel. Er drang bald auf die rührendſte und dann wieder heftigſte Weiſe in mich, ihm zu erklären, wer dieſe Dinge hierher gebracht. Ich weinte und konnte es ihm nicht ſagen. Er glaubte mir nicht, befahl mir aufzuſtehen und ich mußte mit ihm das ganze Haus durchſuchen, aber wir fanden Niemand. Er begehrte die Schlüſſel meines Schreibepultes, er durchſuchte alle meine Papiere und Briefſchaften, er entdeckte nichts. Der Tag brach an, ich verzweifelte in Thränen. Mein Mann verließ mich ſehr unmuthig und begab ſich nach ſeinem Laboratorium. Ermüdet legte ich mich wieder zu Bett und dachte unter bittern Thränen über den nächtlichen Vorfall nach. Ich konnte mir auch gar nicht einbilden, wer den Handel könne angeſtellt haben, und verwünſchte, indem ich mich ſelbſt in dem Spiegel ſah, der meinem Bett gegenüber ſtand, meine unglückliche Schönheit; ja, ich ſtreckte gegen mich ſelbſt, vor innerm Ekel, die Zunge heraus; aber leider blieb ich ſchön, ich mochte Geſichter ſchneiden wie ich wollte. Da ſah ich in dem Spiegel aus einem der neuen Schuhe, die auf dem Nachttiſche ſtanden, ein Papier hervorſehen. Ich griff haſtig darnach und las unter heftiger Beſtürzung folgendes Billet:

„Geliebte Amelie! Mein Unglück iſt größer, als je. Dich mußte ich meiden bis jetzt, und nun muß ich auch das Land fliehen, in dem Du lebſt. Ich habe in meiner Garniſon einen Offizier im Duell erſtochen, der ſich Deiner Begünſtigung rühmte. Man verfolgt mich; ich bin hier in verſtellter Kleidung. Morgen

iſt Dein Geburtstag, ich muß Dich ſehen, zum letzten Mal ſehen. Heute Abend vor dem Thor findeſt Du mich in dem kleinen Wäldchen unter den Nußbäumen, etwa hundert Schritte vom Wege, bei der kleinen Kapelle rechts. Wenn Du mir einiges Geld zu meiner Hilfe mitbringen kannſt, ſo wird Dir es Gott vergelten. Ich Thor habe es nicht unterlaſſen können, die letzten wenigen Louisd'or meines Vermögens an das kleine Geburtstags-Geſchenk zu verwenden, das du vor Dir ſiehſt. Wie Du es erhalten und was ich dabei gelitten, ſollſt Du ſelbſt von mir hören. Schweigen mußt Du, kommen mußt Du, oder meine Leiche wird morgen in Deine Wohnung gebracht. Dein unglücklicher Ludwig."

Ich las dieſe Zeilen mit der heftigſten Trauer; ich mußte ihn ſehen, ich mußte ihn tröſten, ich mußte ihm Alles bringen, was ich hatte, denn ich liebte ihn unausſprechlich und ſollte ihn auf ewig verlieren.

Hier ſchüttelte der Bürgermeiſter lächelnd den Kopf und ſprach: „So haben Sie alſo doch, meine Dame, für einen fremden Mann Zärtlichkeit empfunden?"

Die Fremde erwiederte mit einem ruhigen Selbſtgefühl: „Ja, mein Herr; aber verdammen Sie mich nicht zu früh, und hören Sie meine Erzählung ruhig aus. Ich raffte den ganzen Tag Alles, was ich an Geld und Geſchmeide hatte, zuſammen, und packte es in ein Bündel, das ich mir gegen Abend von unſerer Magd nach einem Badehauſe in der Gegend jenes Thores, vor welchem Ludwig mich erwarten ſollte, tragen ließ. Dieſer Weg hatte nichts Auffallendes, ich war ihn oft gegangen. Als wir dort angekommen waren, ſendete ich meine Magd mit dem Auftrage zurück: mir um neun Uhr einen Wagen an das Badehaus zu ſenden, der mich nach Hauſe bringen ſolle. Sie verließ mich, ich aber ging nicht in das Badehaus, ſondern begab mich mit meinem Bündelchen unter dem Arm vor das Thor nach

dem Walde, wo ich erwartet wurde. Ich eilte nach dem bestimmten Orte, ich trat in die Kapelle, er flog in meine Arme, wir bedeckten uns mit Küssen, wir zerflossen in Thränen. Auf den Stufen des Altares der kleinen Kapelle, die von Nußbäumen beschattet waren, saßen wir mit verschlungenen Armen und erzählten uns unter den zärtlichsten Liebkosungen unsre bisherigen Schicksale. Er verzweifelte schier, daß er mich nun nie, nie wiedersehen sollte. Der Abschied nahte; es war halb neun Uhr geworden, der bestellte Wagen erwartete mich. Ich gab ihm das Geld und die Juwelen, und er sagte zu mir: „O Amelie! hätte ich mich nur heute Nacht vor deinem Bette erschossen, aber der Anblick deiner Schönheit im Schlafe entwaffnete mich. An dem Rebengeländer deines offenen Fensters bin ich in deine Stube geklettert und habe die Johanniskäfer fliegen lassen, an denen ich auf meiner ganzen Reise gesammelt, weil ich mich erinnerte, daß du sie liebtest; dann legte ich dir die neuen Schuhe und Strümpfe hin, und nahm mir die mit, welche du am Abend abgelegt hattest. Dein trockner, ehrlicher Mann schien mir über seinen tollen Gedanken zu träumen. Ich habe ihn gestern schon gesprochen, er begegnete mir hier im Walde botanisirend; es war schon düster, und da ich selbst Waldblumen dir zum Strauße suchte, hielt er mich für seines Gleichen und wir geriethen in ein langes alchymistisches Gespräch. Ich theilte ihm die Anweisung eines Mönches mit, der mich auf meiner letzten Reise in der Provence, als ich in einem Kloster übernachtete, lange von dem Geheimniß unterhielt, einen lebendigen Menschen auf chemischem Wege in einem Glase heraus zu destilliren. Dein guter Mann nahm Alles für baare Münze, umarmte mich herzlich und bat mich, ihn bald zu besuchen, worauf er mich verließ. Ach, er wußte nicht, daß ich ihn in derselben Nacht wirklich auf halsbrechendem Wege besuchen sollte. Wie muß ich dich bedauern, daß du kinderlos und eines solchen Thoren Gattin bist!“

Ich war noch unwillig auf meinen Mann wegen ſeiner nächtlichen Eiferſucht, und ſagte: „Ja, ich habe ihn als einen Thoren kennen gelernt.“ Aber da die Zeit der Trennung faſt verfloſſen war und ich meine Arme um ihn ſchlang und ausrief: „Lebe wohl, lieber, lieber Ludwig! Sieh, wie dieſe heilige Stunde des Wiederſehens verfloſſen iſt, ſo geht auch bald das ganze elende Leben dahin: habe ein wenig Geduld, Alles iſt bald zu Ende.“ Da brach er drei Nüſſe von einem Baume bei der Kapelle, und ſprach: „Dieſe Nüſſe wollen wir zu ewigem Angedenken noch zuſammen eſſen, und ſo oft wir Nüſſe ſehen, wollen wir aneinander gedenken.“ Er biß die erſte Nuß auf, theilte ſie mit mir und küßte mich zärtlich. „Ach,“ ſagte er, „da fällt mir ein alter Reim von den Nüſſen ein, er fängt an: unica nux prodest, eine einzige Nuß iſt nützlich; aber es iſt nicht wahr, denn wir müſſen bald ſcheiden. Die folgenden Worte ſind wahrer: nocet altera, die zweite ſchadet; ja wohl, ja wohl, denn wir müſſen bald ſcheiden!“ Da umarmte er mich unter heftigen Thränen, und theilte die dritte Nuß mit mir und ſagte: „Bei dieſer ſagt der Spruch wahr; o Amelie, vergiß mich nicht, bete für mich! tertia mors est, die dritte Nuß iſt der Tod!“ — Da fiel ein Schuß, Ludwig ſtürzte zu meinen Füßen. „Tertia mors est!“ ſchrie eine Stimme durch das Fenſter der Kapelle; ich ſchrie: „O Jeſus, mein Bruder, mein armer Bruder Ludwig erſchoſſen!“

„Allmächtiger Gott! Ihr Bruder war es?“ rief der Bürgermeiſter aus.

„Ja, es war mein Bruder,“ erwiederte ſie ernſt. „Und nun erwägen Sie mein Leid, da mein Mann, als der Mörder, mit einer Piſtole vor mich trat; er hatte noch einen Schuß in dem Gewehr, er wollte ſich ſelbſt tödten. Ich aber entriß ihm die Waffe und warf ſie in das Gebüſch: „Flieh, flieh!“ rief ich aus, „die Gerechtigkeit verfolgt dich, du biſt ein Mörder geworden!“

Er war in Schmerzen verſteinert, er wollte nicht von der Stelle, wir hörten Leute, die ſich auf den Schuß von der Landſtraße nahten, ich gab ihm das Geld und die Geſchmeide, die ich meinem Bruder beſtimmt hatte und ſtieß ihn aus der Kapelle hinaus.

Nun ließ ich meinem Wehgeſchrei vollen Lauf, und die Ankommenden, unter welchen Männer waren, die mich kannten, brachten mich, wie eine halb Wahnſinnige, nach Hauſe. Der Leichnam meines Bruders ward auf das Rathhaus gebracht; es begann eine gräßliche Unterſuchung. Glücklicherweiſe fiel ich in ein hitziges Fieber und war lange genug ohne den Gebrauch meiner Sinne, um meinen Gemahl nicht eher verrathen zu können, als bis er bereits in völliger Sicherheit über der Grenze war. Kein Menſch zweifelte, daß er der Mörder ſei, weil er an demſelben Abend verſchwunden war. Die Verläumdung fiel nun mit ihren greulichſten Zungen über mich her. — Alles, was andere Frauen von mir ſagten, die mich meines Elendes, meiner Schönheit wegen beneideten, alle Schandreden der Männer, welche nichts an mir ärgern konnte, als meine Tugend, will ich hier nicht wiederholen; genug, wenn ich ſage, daß man mir den Beweis: der Ermordete ſei mein Bruder, durch den ſchändlichſten Verdacht zu erſchweren ſuchte. Alles wollte mich in den Staub treten, um über meine gehäſſige Tugend zu triumphiren. Dabei genoß ich der ekelhafteſten Theilnahme aller jungen Advokaten, und war im Begriff, vor Bedränguiß und Jammer wirklich den Verſtand zu verlieren. Auf ein Teſtament meines Mannes, zu Gunſten meiner, ließ ich die Apotheke unter Adminiſtration ſetzen und zog mich auf mehrere Jahre in ein Kloſter zurück. So verſtummte endlich das Geſpräch und ich beſchäftigte mich während dieſer Zeit mit der Zubereitung der Arzeneien für die Armen, welche die Kloſterfrauen verpflegten."

„Ihr Unglück rührt mich ungemein," entgegnete der Bürgermeiſter, „aber die Art, wie Sie von dem Betragen Ihres

Bruders ſprachen, machte auch mir eher den Eindruck eines Geliebten, als eines Bruders.“

„O, mein Herr,“ erwiederte die Fremde, „dies eben war eine Haupt-Urſache meines Leides; er liebte mich mit größerer Leidenſchaft als er ſollte, und mit der kräftigſten Seele arbeitete er dieſer böſen Gewalt meiner Schönheit entgegen. Er ſah mich manchmal in mehreren Jahren nicht, ja, er durfte mir ſelbſt nicht mehr ſchreiben; nur die Noth hatte ihn bei dem letzten Vorfall zu mir getrieben, und ſo konnte ich ihm meinen Anblick doch nicht verſagen. Mein Mann kannte ihn nicht, und ich hatte ihn deßhalb geheirathet, um die Leidenſchaft meines Bruders entſchieden zu brechen. Ach, er hat ſie ſelbſt gebrochen mit ſeinem Leben! Mein Mann, von ſeiner Eiferſucht beunruhigt, hatte ſein Laboratorium früh verlaſſen; die Magd ſagte ihm, daß ich nach dem Badehauſe ſei; es fuhr ihm der Gedanke an Verrath durch die Seele, er ſteckte eine doppelte Piſtole zu ſich und ſuchte mich in dem Badehauſe auf. Er fand mich nicht, aber hörte die Ausſage der Bademeiſterin: ſie habe mich zum nahegelegenen Thore hinausgehen ſehen. Da erinnerte er ſich des Fremden, der geſtern mit ihm in dem Wäldchen geredet und ihn auch nach ſeiner Frau gefragt hatte; er erinnerte ſich, daß derſelbe Johanniswürmer gefangen, ſein Verdacht erhielt Gewißheit; er eilte nach dem Wäldchen, nahte der Kapelle, hörte das Ende unſerer Unterredung: tertia mors est, — er beging die ſchreckliche That.“

„O, der unglückliche, arme Mann!“ rief der Bürgermeiſter aus. „Aber wo iſt er, was macht er, was führt Sie hierher, konnten Sie ihm verzeihen, werden wir ihn hier wiederſehen?“

„Wir werden ihn nicht wiederſehen, ich habe ihm verziehen, Gott hat ihm verziehen!“ entgegnete die Fremde. „Aber Blut will Blut, er konnte ſich nicht ſelbſt verzeihen! Acht Jahre lebte er in Kopenhagen an dem Hofe des Königs von Dänemark,

Christian des Vierten, als Hof-Laborant; denn dieser Fürst war den geheimen Künsten sehr zugethan. Nach dem Tode desselben zog er an manchen norddeutschen Höfen herum. Er war immer unstät und von seinem Gewissen gepeinigt, und wenn er Nüsse sah und von Nüssen hörte, fiel er oft plötzlich in die heftigste Trauer. So kam er endlich zu Ihnen, und als er hier den unglücklichen Vers hörte, floh er nach Basel. Dort lebte er, bis die Nüsse wieder reiften. Da ward seine Unruhe unaufhaltsam; seine Zeit war abgelaufen. Er reiste ab nach Lyon und lieferte sich selbst den Gerichten aus. Er hatte vor drei Wochen ein rührendes Gespräch mit mir, er war gut wie ein Kind, er bat mich um Vergebung. Ach! ich hatte ihm längst vergeben. Er sagte mir, ich solle nach seiner schimpflichen Todesstrafe Frankreich verlassen und nach Colmar reisen, dort sei der Bürgermeister ein sehr redlicher Mann. Zwei Tage hierauf ward er unter unzähligem Volkszulaufe bei der Kapelle, wo der Mord geschehen, enthauptet. Er kniete nieder in dem Kreise, brach drei Nüsse desselbigen Baumes, welcher meinem Bruder die Todesnuß getragen hatte, theilte sie alle drei mit mir und umarmte mich nochmals zärtlich; dann brachte man mich in die Kapelle, wo ich betend an den Altar niedersank. Er aber sprach draußen: „Unica nux prodest, altera nocet, tertia mors est," und bei diesem letzten Worte machte der Schwerdtstreich seinem elenden Leben ein Ende. — Dieses ist meine Geschichte, Herr Bürgermeister."

Mit diesen Worten endete die Dame ihre Erzählung, der Bürgermeister reichte ihr gerührt die Hand und sagte: „Unglückliche Frau! nehmen Sie die Versicherung, daß ich von ihrem Unglücke tief gerührt bin und das Vertrauen ihres armen Mannes auf meine Redlichkeit auf alle Weise zu ihrer Beruhigung wahr machen will."

Indem er dies sprach und seine Thränen unterdrückend

auf ihre Hand niederſah, bemerkte er einen Siegelring an ihrem Finger, der einen lebhaften Eindruck auf ihn machte; er erkannte auf ihm ein Wappen, das ihn ungemein intereſſirte. Die Dame ſagte ihm, es ſei der Siegelring ihres Bruders. — „Und ſein Familiennaue heißt?“ fragte der Bürgermeiſter lebhaft. — „Piautaz,“ erwiederte die Fremde, „unſer Vater war ein Savoyarde und hatte einen Kram in Montpellier.“

Da wurde der Bürgermeiſter ſehr unruhig, er lief nach ſeinem Pult, er holte mehrere Papiere hervor, er las, er fragte ſie um das Alter ihres Bruders, und da ſie zu ihm ſagte: „Heute würde er 46 Jahre alt ſein, wenn er noch lebte,“ ſagte er mit freudigem Ungeſtüm: „Recht, ganz recht, heute iſt er ſo alt, denn er lebt noch. Amelie, ich bin dein Bruder! Ich bin von der Amme deiner Mutter gegen das Söhnlein des Mechanikus Maggi ausgewechſelt worden; dein Bruder hat dich nicht geliebt: es war Maggi's Sohn, der deines Bruders Namen trug und eines ſo unglücklichen Todes ſtarb. Wohl mir, daß ich dich fand!“

Die gute Dame konnte ſich in dieſe Rede gar nicht finden; aber der Bürgermeiſter überzeugte ſie durch ein über dieſen Austauſch von der Amme auf ihrem Todesbett aufgenommenes Protokoll, und ſie ſank ihrem neugefundenen Bruder in die Arme.

Sie ſoll nachher dem Bürgermeiſter drei Jahre die Haushaltung geführt haben, und als er geſtorben, in das Kloſter zu St. Clara in Colmar gegangen ſein, und demſelben ihr ganzes Vermögen vermacht haben.

Lebensumriß

der

Anna Katharina Emmerich.

Anna Katharina Emmerich, die Tochter des Bernard Emmerich und der Anna Hillers, armer und frommer Bauersleute, ward im Bisthume Münſter in der Bauerſchaft Flamske, eine halbe Stunde von dem Städtchen Coesfeld, am 8. September 1774 geboren und in der Jacobi Pfarrei zu Coesfeld getauft. Ihr Jugendleben hatte eine reiche Aehnlichkeit mit der Kindheit der ehrwürdigen Anna Garzias a St. Bartholomäo, und Dominica del Paradiſo und ähnlicher contemplativen Seelen aus dem Bauernſtande, welche die Herablaſſung Gottes zu den Menſchenkindern an ſich als wahr erfunden haben.

Sie genoß, ſo weit ſie zurückdenken konnte, ſtets einer höheren, ihr jedoch ſehr vertraulichen Führung bis zu ihrem Ende. Ihr Schutzengel war ihr ſichtbar; der Bräutigam ihrer Seele ſpielte mit ihr in Geſtalt ſeiner Kindheit auf der Wieſe und im Garten, — der gute Hirt half als ein himmliſcher Hirtenknabe dem frommen Hirtenmädchen hüten. Sie genoß des Unterrichtes der heiligen Geſchichte von Kindheit an in Anſchauungen das ganze Jahr hindurch, und zwar auf verſchiedene Weiſe, in hiſtoriſchen Ebenbildern und in ſymboliſchen Feſtbildern. Die Mutter Gottes, die Königin des Himmels, war ihr eine heiligſte, ſchönſte, majeſtätiſche, gütigſte Frau, welche zu ihr auf Feld und Wieſe kam, ihr Liebe, Huld, Lehre und Weiſung erwies, und ihr ihr göttliches Kind als Geſpielen zuführte. Die lieben Heiligen thaten ebenſo, und holten freundlich die Kränze ab, welche ſie ihnen an ihren Feſttagen flocht. Das Kind wunderte ſich weniger darüber, als wenn ihm dieſes Alles von einer herablaſſenden Fürſtin und deren Hofhaltung geſchehen wäre.

Auch später verwunderte sie sich nicht hierüber, denn die Unschuld hatte für sie ein viel innigeres Verhältniß zu Jesu Christo, seiner Mutter und den Heiligen, als zu den herablassendsten Personen des Weltadels. Vater, Mutter, Bruder, Bräutigam erschienen ihr so wesentliche Beziehungen zwischen Gott und dem Menschen, daß sich das ewige Wort, um unser Bruder zu werden, selbst seine Mutter auf Erden erwählte, und jene Würden waren ihr daher zwischen Gott und Mensch keine leeren Titel. Weil sie als Kind manchmal von solchen Erfahrungen ganz unbefangen sprach, und auch ihre Erzählungen von der heiligen Geschichte ihre einfältige Umgebung in große Verwunderung setzten, und sie sich durch Fragen und Zurechtweisungen in ihrem Wege gestört fühlte, begann sie zu schweigen, und glaubte einfältig, es schicke sich nicht, von so etwas zu reden, die anderen Leute schwiegen ja auch stille davon, man müsse nichts aus dem Hause und von sich und Anderen reden, ja und nein, gelobt sei Jesus Christus u. s. w., das rede man; denn Alles, was ihr geschah, war so klar und wahr, und führte so zum Heile, daß sie nicht anders glaubte, als das geschehe allen Christenkindern so; die Anderen aber, welche nicht davon erzählten, seien nur bescheidener und besser gesittet, als sie, und daher strebte sie ihnen zu gleichen und schwieg.

Eine Gabe, welche uns in den Geschichten der St. Sybillina von Pavia, Ida von Löwen, Ursula Benincasa und mehrerer anderen frommen und heiligen Seelen einzeln begegnet, war bei ihr von früher Jugend an beinahe permanent, nämlich die Gabe, das Gute und Böse, Heilige und Unheilige, Geweihte und Ungesegnete im Geistigen und Körperlichen zu unterscheiden. Sie trug als Kind nur ihr bekannte Heilkräuter weit aus dem Feld, und pflanzte sie in die Nähe ihrer Wohnung oder ihrer Aufenthalts-, Arbeits- und Gebetsorte im Garten und Feld; im Gegentheile vertilgte sie weit umher die Giftpflanzen, und vorzüglich jene,

welche in dem Gebrauche des Aberglaubens und der Magie offizinell ſind. Sie floh oder fühlte ſich zu ſühnendem Gebet an Orten hingezogen, wo ſie vor langen Zeiten ſchwere Schuld geſchehen ſah, die ſie erkannte und dafür büßte; ebenſo dankte ſie Gott und fühlte ſie ſich beſeligt an Orten des Segens.

Wenn in bedeutender Entfernung von ihrer einſamen Hütte oder der Gegend, wo ſie das Vieh hütete, ein Prieſter zur Kinderlehre, oder mit dem heiligen Sakramente zu einem Kranken vorüberkam, fühlte ſie ſich fortgeriſſen, eilte zur Stelle, wo er vorüberging, und kniete ſchon am Weg, ehe er kam, und flehte um den Segen oder betete das hochwürdigſte Gut an. Sie unterſchied geweihte und ungeweihte Gegenſtände, fühlte ſich an Orten, wo Heidengräber waren, unheimlich und zurückgeſtoßen, und zu den Gebeinen der Seligen auf eine wunderbare Weiſe, wie das Eiſen zum Magnete, hingezogen. Sie erkannte die Reliquien der Heiligen in dem Maaße, daß ſie nicht nur viele einzelne ganz unbekannte Züge aus dem Leben der Heiligen erzählte, ſondern auch öfters die ganze Ueberlieferungsgeſchichte dieſes oder jenes heiligen Gebeins, und alle Verwechslungen derſelben beſtimmte.

Den innigſten, mitleidigſten Verkehr hatte ſie ihr ganzes Leben hindurch mit den armen Seelen; ſie that und opferte Alles für dieſelben, fühlte ſich von ihnen zur Hilfe angefleht, und ſo ſie es vergaß, auf die rührendſte Weiſe ermahnt. Oft fühlte ſie als junges Mädchen ſich von Schaaren von Seelen aus dem Schlaf erweckt, und ging mit ihnen in ſtrenger Winternacht barfuß durch den Schnee den wohl ein paar Stunden langen Kreuzweg bei Coesfeld. — Sie tröſtete, verſöhnte, pflegte, heilte und ſaugte Wunden und Geſchwüre aus, gab Alles den Armen hin von Kind auf bis zu ihrem Ende. — Sie war von großer Gewiſſenszartheit, die kleinſte Verſchuldung betrübte ſie bis zur

Krankheit. Sie ſchien zu ſterben durch Sünde und erſtand durch die Abſolution gleichſam vom Tode.

Alle dieſe Gaben, Eigenſchaften, Richtungen und Tugenden hinderten ſie nicht, an allen, ſelbſt den ſchwerſten Feldarbeiten eines Bauernmädchens ihrer Gegend Theil zu nehmen, ohne beſonders aufzufallen. Hiezu mochte wohl beitragen, daß in ihrem Vaterland ein gewiſſer Grad prophetiſcher Sehergabe nicht ſelten iſt. Es gibt dort hin und wieder ſogenannte Gicker, das heißt Seher (Gucker, plattdeutſch Gicker), die Sterbfälle, Hochzeiten, Truppenzüge und dergl. in Bildern, ſogenannten Vorgeſchichten, vorausſehen, für deren Richtigkeit manches Eintreffen zeugt. —

Ihre eigentliche innere Schule war Abtödtung und Abbruch. Sie erlaubte ſich von früheſter Jugend nur das Allernothwendigſte an Schlaf und Nahrung, ſie wachte viele Stunden der Nacht im Gebet und ſelbſt im Winter auf freiem Feld im Schnee kniend. Sie lag auf hartem, unbequemem Lager auf der Erde, auf kreuzweis gelegtem Holz. Sie aß und trank, was die Anderen nicht mochten, weil es ungenießbar ſchien, und gab die beſſeren Biſſen den Armen und Kranken, und wenn ſie Niemand wußte, dem ſie es geben ſollte, ſo ſchenkte ſie es mit kindlichem Glauben Gott, mit der Bitte, es Jemand zu ſchenken, der es nöthiger habe als ſie. War irgend wo etwas zu ſehen oder zu hören, was nicht Gott und Religion betraf, ſo vermied ſie den Ort, wo Alle hinliefen, unter einem beſcheidenen Vorwand, oder wendete, ſo es in ihrer Nähe war, ihre Augen und Ohren ab. Sie pflegte zu ſagen: Das Ueberflüſſige ſei die Sünde, und was man von dergleichen den äußeren Sinnen abbreche, erhalte man tauſendfältig im Innern wieder. Das Schneiden der Reben und Fruchtbäume mache ſie fruchtbarer, und ohne dieſes würden ſie wild ins Holz ſchießen.

Beſonders merkwürdig iſt in der Geſchichte ihrer inneren

Führung ein fortwährendes zuſammenhängendes Traumbild, welches ſie von Jugend auf begleitete. Es wurden ihr alle Ziele ihres Lebens, alle Wege dazu, alle Mühen und Gefahren und Kämpfe auf der Bahn ſinnbildlich, wie in einer höchſt ſinnreichen allegoriſchen Parabel, vorwarnend und anleitend vor den Ereigniſſen ſelbſt vorgebildet.

Als ſie in ihrem ſechzehnten Jahre mit ihren Eltern und Geſchwiſtern auf dem Feld arbeitete, erwachte durch den Klang des Glöckchens des Annunziaten-Kloſters in Coesfeld ihre geheime Sehnſucht, ins Kloſter zu gehen, ſo heftig, daß ſie ohnmächtig ward, und, nach Hauſe gebracht, längere Zeit in ein heimweh-artiges, verſchmachtendes Siechthum fiel. Im achtzehnten Jahre kam ſie nach Coesfeld zu einer frommen Näherin, um Nähen zu lernen, war ein paar Jahre dort, und hierauf wieder einige Jahre in Flamske bei den Eltern. Sie bemühte ſich bei den Auguſtinerinnen in Borken, bei den Trappiſtinnen in Darfeld, bei den Klariſſen in Münſter um Aufnahme, aber theils ihre, theils der Klöſter Armuth ließ es nicht zu. Um ihr zwanzigſtes Lebensjahr hatte ſie ſich durch ihren großen Fleiß etwa zwanzig Thaler mit ihrer Näharbeit erſpart, und zog mit dieſem für ein armes Bauernmädchen großen Vermögen wieder nach Coesfeld zu einem dortigen frommen Organiſten, deſſen Tochter ſie von ihrem früheren Aufenthalte her kannte. Sie hoffte durch Erlernen des Orgelſpielens Aufnahme in irgend einem Kloſter zu finden. Jedoch ihre unabweisliche Begierde, den Armen zu dienen und Alles hinzugeben, ließ ihr keine Muße, die Muſik zu erlernen, und ſie war bald ſo ſehr von Allem entblößt, daß ihre ſehr barmherzige Mutter ſich ihrer erbarmte und ihr und denen ſie mittheilte, Brod, Butter, Milch und Eier zutrug.

Da ſprach die Mutter: „Du haſt zwar dem Vater und mir ein großes Herzeleid angethan, daß du von uns mit aller Gewalt ins Kloſter willſt, aber du biſt doch noch mein liebes

Kind, und wenn ich den Platz zu Hause ansehe, wo du gesessen hast, so bricht mir das Herz, daß du all dein Erspartes ausgetheilt und nun selbst große Noth hast; ach, du bist doch mein liebes Kind, siehe, da bringe ich einige Lebensmittel!" Und Anna Katharina antwortete dann: „Gott vergelt's, liebe Mutter, ja, ich habe selbst nichts mehr, es ist der heilige Wille Gottes gewesen Andere durch mich zu erhalten, er muß nun sorgen, ich habe ihm Alles gegeben, er wird wohl wissen, wie er uns Allen hilft." Sie blieb einige Jahre in Coesfeld in Arbeit, guten Werken und Gebet, ihre innere Führung währte ununterbrochen fort. Sie war ein folgsames, verschwiegenes Kind an der Hand ihres Schutzengels.

Indem wir in diesem Umrisse ihres Lebens viele Gnaden, Arbeiten und Erlebnisse übergehen, und nur die bedeutendsten Hauptzüge zusammenstellen, müssen wir erwähnen, daß sie in dieser Periode ihres Lebens, etwa in ihrem vier und zwanzigsten Jahre, einer Gnade theilhaftig ward, welche der Herr mehreren mitleidigen Verehrern seines bittern Leidens auf ihrer irdischen Laufbahn verliehen hat, nämlich das sinnliche, körperliche und sichtbare Mitleiden der Schmerzen seines heiligen Hauptes in der Dornkrönung. Wir führen hier ihre Worte an: „Etwa vier Jahre, ehe ich ins Kloster ging, welches am 18. December 1802 geschah, also etwa 1798 in meinem vier und zwanzigsten Jahre, war ich einmal um Mittagszeit in der Jesuitenkirche zu Coesfeld und kniete auf der Orgelbühne vor einem Kruzifix in lebhaftem Gebet. Ich war ganz in Betrachtung versunken, da wurde mir so sachte und so heiß, und ich sah von dem Altare der Kirche her, aus dem Tabernakel, wo das heilige Sakrament stand, meinen himmlischen Bräutigam in Gestalt eines leuchtenden Jünglings vor mich hintreten. Seine Linke hielt einen Blumenkranz, seine Rechte eine Dornenkrone, er bot sie mir zur Wahl dar. Ich griff nach der Dornenkrone, er setzte sie mir auf, und ich drückte

ſie mir mit beiden Händen auf den Kopf, worauf er verſchwand und ich mit einem heftigen Schmerze rings um das Haupt wieder zur Beſinnung kam. Ich mußte gleich darauf die Kirche verlaſſen, der Meßdiener raſſelte ſchon lange mit den Schlüſſeln. Eine Freundin von mir, welche mit mir auf der Orgel gekniet, muß etwas von meinem Zuſtande gemerkt haben. Ich fragte ſie zu Hauſe, ob ſie keine Verwundung an meiner Stirne bemerke, und ſprach mit ihr im Allgemeinen von meinem Traum und dem heftigen Schmerze ſeitdem. Sie bemerkte damals äußerlich nichts, wurde auch nicht weiter durch meine Mittheilung verwundert, denn ſie kannte ſchon dergleichen Zuſtände an mir, ohne daß ihr jedoch ihre innere Bedeutung ganz klar geweſen wäre. Am folgenden Tage war mir der Kopf über den Augen und an den Schläfen bis zu den Wangen nieder ſtark geſchwollen und ich hatte furchtbare Schmerzen. Dieſe Schmerzen und die Geſchwulſt kehrten oft wieder, und währten oft ganze Nächte und Tage. Das Bluten um meinen Kopf merkte ich nicht eher, als da mich meine Gefährtinnen mahnten, eine andere Kopfbinde anzulegen, die ich aufhabe, ſei voller Roſtflecken. Ich ließ ſie auf ihren Gedanken, und richtete meine Kopfbinde ſo ein, daß ich das Kopfbluten glücklich bis im Kloſter verbarg, wo es auch nur eine Perſon entdeckt und redlich verſchwiegen hat."

Von mehreren contemplativen Verehrern des bittern Leidens, welchen die Gnade der Schmerzen-Theilnahme der Dornkrönung unter derſelben Viſion zweier zur Wahl dargebotenen Kronen geworden iſt, nennen wir allein die heilige Katharina von Siena und Paſithea de Crogis, Clariſſin deſſelben Ortes, geſtorben 1617. In allen ſolchen Erfahrungen kehren mit angemeſſenen Abweichungen dieſelben Formen wieder. Der Schreiber dieſes hat übrigens dieſe Affection ihres Hauptes und das Niederſtrömen des Blutes über die Stirn und das Antlitz bei hellem Tag und in vollkommener Nähe vor ſeinen Augen mehrmals in ſolchem Maße

geſehen, daß das Blut ihr Halstuch reichlich überrann. Ja er iſt deſſelben nicht weniger gewiß, als daß ihm ſelbſt der Schweiß je über die Stirne niedergeronnen iſt.

Endlich ward ihre Sehnſucht nach dem Kloſter erfüllt. Die Eltern einer Jungfrau, welche die Auguſtinerinnen zu Dülmen gern aufgenommen hätten, erklärten, ihre Tochter nur hingeben zu wollen, wenn Anna Katharina zugleich aufgenommen werde, und das arme Kloſter geſtand dieſes, wiewohl ungern, zu, da Anna Katharina ohne Mittel war.

Am 13. November 1802, acht Tage vor Mariä Opferung, ward ſie als Novizin eingekleidet. Was den Klöſtern in unſeren Tagen an alter Strenge und Ordnung fehlte, um den Beruf der Novizen durch mancherlei Abtödtungen zu prüfen, erſetzte ihr die Vorſehung durch andere Prüfungen, für deren Strenge ſie nie genug danken konnte. Mühe, Entſagung und Pein, die man einſam oder mit Andern im Einverſtändniß ſich zur Ehre Gottes auflegt, ſind leicht zu ertragen; aber es iſt das dem Kreuze Chriſti ähnlichſte Kreuz, ungerechte Beſchuldigung, Verſchmähung und Strafe ohne Murren und in ſteter Liebe hinzunehmen. Auf dieſe Weiſe hat Gott gefügt, daß alle jene Zucht im Jahr ihres Noviziats unwillkürlich über ſie erging, welche eine weiſe Novizenmeiſterin in früherer ſtrengerer Ordenszeit über ſie verhängt haben würde, und ſie lernte ihren Genoſſinnen, als Werkzeugen Gottes zu ihrem Heile, auch noch ſpäter Vieles in dieſer Hinſicht zu verdanken. Weil aber ihrer lebhaften Gemüthsart keine Kreuzſchule nöthiger ſein konnte als dieſe, ſo hat ſie Gott ihr ganzes Leben lang fleißig in dieſelbe geſchickt, ja ſie endlich, damit ſie nie neben dieſe Schule laufen möge, mit den Zeichen ſeiner heiligen fünf Wunden in derſelben feſtgenagelt, und mit ihrer Unfähigkeit natürliche Nahrungsmittel zu nehmen, wie ein faſtendes Schulkind darin ſitzen laſſen, damit ſie, ſo bezeichnet, Vielen ein Aergerniß, von Vielen beſchuldigt, verdächtigt und verhöhnt

sei bis an ihr Ende und vielleicht noch bis über ihr Grab. Gott sei für Alles gedankt!

Ihre Lage im Kloster war mannigfach mühselig. Keine ihrer Mitschwestern, kein Priester, kein Arzt hatte einen Begriff von ihrem Zustande; denn, hatte sie zwar ihre wunderbaren Gaben und Seelenzustände früher unter einfältigen Landleuten zu verhüllen gelernt, so ward dieses doch in abgeschlossener Berührung mit einer Schaar zwar frommer und gutmüthiger, aber doch immer neugieriger und wohl auch geistlich eifersüchtiger Mitschwestern unmöglich, und bei dem damals höchst beschränkten Klostergeiste in ihrer Umgebung mußte die große Unbekanntschaft mit den Erscheinungsformen des innern geistlichen Lebens um so bedrängender für sie werden, als alle jene Erscheinungen in ihren seltsamsten Formen in größter Fülle an ihr hervortraten. Alle Reden, allen Verdacht gegen sie sah und empfand sie wie scharfe Pfeile in ihr Herz fliegen, wenn auch diese Aeußerungen am andern Ende des Klosters geschahen. Ihr Herz fühlte sich tausendfältig durchbohrt. Sie ertrug Alles, ohne ihr Mitwissen merken zu lassen, mit Geduld und Liebe. Aber manchmal trieb sie in einem erhöhten Zustande die Liebe, sich vor einer gegen sie Mißwilligen niederzuwerfen und sie unter Thränen um Verzeihung zu bitten. Daraus entstand Verdacht des Behorchens, irgend ein versteckter Groll sah sich veroffenbart, man konnte sich das nicht erklären, und fühlte sich durch das unwillkürliche Offenliegen seines versteckten Innern vor ihr unheimlich.

Da die Ordensregel ihr ein heiliges Gesetz, im Kloster aber in manchen kleinen Beobachtungen vernachlässigt war, so sah sie im Geist alle diese Uebertretungen, und erschien wohl manchmal vom innern Geiste getrieben da oder dort plötzlich, wo durch Plauderei oder Fehler gegen die Armuth die Regel verletzt wurde, und sprach unvorsätzlich die verletzten Stellen der Regel aus. Solche Ereignisse aber mußten ihr in den Augen der Sorgloseren

einen geisterhaften, unheimlichen Charakter geben. Gott schenkte ihr die Gabe der Thränen in hohem Maße, sie mußte vor ihm reichlich alle Sünden und Undankbarkeiten der Menschen, alle Mängel und Leiden der Kirche, alle Unvollkommenheiten ihrer Umgebung und ihre eigene Armuth an Tugend oft mehrere Stunden lang in der Kirche beweinen. Diese Thränen des höheren Mitleides, wer hätte sie verstanden, als der, vor dem sie geweint wurden. Den Menschen erschienen sie Eigensinn, Unzufriedenheit u. s. w. Sie mußte auf Befehl ihres Beichtvaters öfter als die Anderen das heilige Sakrament empfangen, weil sie häufig aus Sehnsucht nach dieser Seelenspeise zu sterben drohte. Diese Seelenstimmung erregte Eifersucht und wohl auch Vorwurf der Heuchelei.

So mußte sie vielen Kummer und auch wohl den Vorwurf ertragen, daß man sie als ein ungeschicktes blutarmes Bauernmädchen aufgenommen habe. Der Gedanke, daß auf diese Weise ihretwegen Sünde geschehe, war ihr am schmerzhaftesten, und sie hörte nicht auf, zu Gott zu beten, er möge doch sie die Strafe für diese Verletzung der Nächstenliebe tragen lassen. Bald hierauf fiel sie in eine schwere Krankheit, welche um Weihnachten 1802 mit heftigem Schmerz um das Herz begann. Dieser Schmerz verließ sie auch nach der Genesung nicht, und sie erduldete ihn schweigend mehrere Jahre, bis sie im Jahr 1812 in einer Extase an dieser Stelle die äußere Signatur eines Kreuzes empfing, wie weiter unten bemerkt werden wird. Die Ansicht, daß sie als schwach und krank dem Kloster mehr lästig als nützlich sein werde, konnte den guten Willen zu ihr nicht mehren, aber sie arbeitete und diente unermüdet und liebte Alle, und war nie in ihrem Leben so selig, als hier in Armuth und Mühseligkeit aller Art.

Am 13. November 1803 legte sie in ihrem acht und zwanzigsten Jahre ihre feierlichen Gelübde ab, und war nun eine verlobte Braut Christi im Kloster Agnetenberg der Augustinerinnen

zu Dülmen. „Nach meiner Gelübdeablegung ſind mir auch meine liebe Eltern wieder gut geworden. Mein Vater und mein älteſter Bruder brachten mir zwei Stück Linnen zum Geſchenke. Mein frommer aber ſtrenger Vater, der mit meiner ganzen Familie mich ungern ins Kloſter ließ, hatte mir beim Abſchied geſagt, mein Begräbniß wolle er gern bezahlen, aber zum Kloſter gebe er mir nichts. Er hielt Wort, das Linnentuch war das Leichentuch zu meinem Begräbniß ins Kloſter.“

So ſehr ſie auch den vollen Strom der Gnade, den Gott über ihr Inneres ergoß, zu verhüllen ſtrebte, gab dennoch die Freudenſeligkeit einer von heiliger Liebe trunkenen geweihten Braut Jeſu Chriſti ihrem ganzen Weſen einen Adel, welchen keine Demüthigung ihr rauben konnte. Sie ſelbſt ſagt: „Ich wußte nichts von mir, ich dachte nur an Jeſum und meine heiligen Gelübde, meine Mitſchweſtern verſtanden mich nicht. Ich konnte ihnen meine Zuſtände nicht erklären. Ich war mitten darin. Jedoch hat Gott noch viele Gnaden, die er mir erwies, vor ihnen verborgen, ſonſt würden ſie ganz irr an mir geworden ſein. Bei allen Schmerzen und Leiden war ich nie in meinem Innern ſo reich, ich war überglückſelig. Ich hatte einen Stuhl ohne Sitz, und einen Stuhl ohne Lehne in meiner Zelle, und ſie war doch ſo voll und prächtig, daß mir oft der ganze Himmel darin zu ſein ſchien. Wenn ich aber manchmal Nachts in meiner Zelle von der Liebe und Barmherzigkeit des Herrn hingeriſſen in trunkener vertraulicher Rede gegen ihn ausbrach, wie ich es von Kind auf gethan habe, und ich wohl belauert ward, ward ich großer Keckheit und Vermeſſenheit gegen Gott beſchuldigt, und da ich einmal unwillkürlich erwiederte, es ſcheine mir eine größere Vermeſſenheit, den Leib des Herrn zu empfangen, ohne ſo vertraut mit ihm geſprochen zu haben, ach, da wurde ich ſehr ausgeſchmält. Bei allem dem lebte ich mit Gott und allen ſeinen Geſchöpfen in ſeligem Frieden. Wenn ich im Garten arbeitete

kamen die Vögel zu mir, setzten sich mir auf den Kopf und die Schultern, und wir lobsangen Gott zusammen. Ich sah meinen Schutzengel immer an meiner Seite, und so viel auch der böse Feind gegen mich hetzte, ja mich selbst mit Poltern, Schlagen und Werfen mißhandelte, konnte er mir doch keinen großen Schaden thun, ich hatte immer Schutz und Hülfe und Vorwarnung. Meine Sehnsucht nach dem heiligen Sakramente war so unwiderstehlich, daß ich oft Nachts im Schlafe zu ihm hingezogen meine Zelle verließ, und in der Kirche, so sie offen war, oder an der verschlossenen Kirchenthür, oder an der Kirchenmauer selbst im strengen Winter mit ausgebreiteten Armen in Erstarrung kniete oder lag, und so von dem Priester des Klosters, der barmherzig früher kam mir die heilige Kommunion zu reichen, gefunden wurde. Wie er aber nahte und die Kirche öffnete, erwachte ich und eilte an die Kommunionbank, und fand meinen Herrn und Gott. In meinen Verrichtungen als Küsterin wurde meine Seele oft plötzlich wie weggerissen, und ich kletterte, stieg und stand in der Kirche auf hohen Stellen, an Fensterbleuden, Vorsprüngen und Bildwerk, wo es menschlicher Weise hinzugelangen unmöglich schien. Da reinigte und zierte ich dann Alles. Immer war mir, als seien gütige Geister und Wesen um mich, die mich hoben, hielten und mir halfen. Ich hatte kein Arg darüber, ich war es von Kind auf gewohnt, ich war nie lang allein, wir thaten Alles so schön und lieblich mitsammen. Nur unter manchen Menschen war ich so allein, daß ich weinen mußte, wie ein Kind, das heim will."

Viele merkwürdige Erscheinungen des extatischen Lebens an dieser Jungfrau übergehend, verweisen wir den Leser auf das Leben der St. Magdalena a Pazzis, mit deren Zuständen die ihrigen in dieser Zeit viele Aehnlichkeit darboten, und sprechen von ihren Krankheiten.

Von zartem, behendem, keineswegs robustem Körperbaue

hatte sie sich von Kind auf trotz steter Kasteiungen, Fasten, Wachen, nächtlichem Gebet im Freien, dennoch in jeder Jahreszeit den schwersten, angestrengtesten Feldarbeiten hingegeben, und dabei alle Last ihrer ununterbrochenen Seelenzustände ertragen. Kein Wunder daher, daß sie unter fortgesetzter schwerer Garten- und Hausarbeit und der Steigerung aller ihrer seelischen Arbeiten und Leiden mehrmals im Kloster erkrankte. Aber ihre Krankheiten hatten zugleich eine andere Veranlassung. Wir wissen nämlich durch vierjährige, tägliche, angestrengte Beobachtung neben ihr, und selbst aus eigener Erfahrung, wie auch durch ihr schüchternes Eingeständniß, daß ein großer Theil ihrer Krankheiten und Schmerzen ihr ganzes Leben hindurch, und vorzüglich im Kloster, als dem reichsten Mittelpunkte ihres Lebens, aus übernommenem Leide für Andere entsprang. Entweder, daß sie die Krankheit eines Andern, der nicht mit Geduld zu leiden vermochte, mitleidig auf sich herüberflehte, und, ihn zu erleichtern, ganz oder theilweis auslitt, oder daß sie sich, irgend eine Schuld oder Noth zu tilgen, Gott hingab, und daß der Herr, ihr Opfer annehmend, sie jene Schuld in irgend einer entsprechenden Krankheitsform, als Sühnung derselben, in Vereinigung mit den Verdiensten seines bittern Leidens tilgen ließ.

Es waren also in ihr eigene Krankheiten, übernommene Krankheiten Anderer, und in Krankheitsformen auf sie übertragene Verschuldungen und Mängel Anderer, ja Gebrechen und Versäumnisse ganzer Theile der christlichen Gemeinde und sehr häufig die mannigfaltigsten Genugthuungsleiden für die armen Seelen. Alle diese Leiden stellten sich, unter dem schnellsten Wechsel sich entgegengesetzter Krankheitssymptome, an ihr als ihre Krankheit dar, und waren als diese dem Arzt und dessen zeitlicher Wissenschaft Preis gegeben, der das zu heilen strebte, was sie zu leiden lebte. Sie selbst sagte hierüber: ‚„Ruhig leiden zu können ist mir immer als der beneidenswertheste Zustand des

Menſchen erſcheinen, ja, wäre der Neid keine Unvollkommenheit, die Engel würden uns um das Leidensvermögen beneiden. Das erſprießliche Leiden muß aber auch den verkehrten Troſt und die verkehrten Heilmittel und alle andere Gewichte auf das zu tragende Kreuz geduldig und dankbar hinzunehmen. Ich kannte meine Zuſtände ſelbſt nicht in ihrer ganzen Bedeutung und Verbindung. Von Jenſeits erhielt ich die Aufgabe im Geiſt, und mußte ſie Diesſeits leiblich ausfechten. Ich hatte mich meinem himmliſchen Bräutigam ganz als ein Opfer hingegeben, er ließ an mir ſeinen heiligſten Willen geſchehen, übrigens war ich in der Welt, und mußte der Welt Ordnung und Weisheit über mich ohne Murren ergehen laſſen. Hätte ich meine Zuſtände ganz überſchaut, und Zeit und Gabe gehabt, ſie zu erklären, ſo wäre doch Niemand da geweſen, der mich verſtanden haben würde. Vor Allem aber würde ein Arzt mich wohl gar für wahnſinnig gehalten und darum ſeine theuren und peinlichen Arzneien noch vermehrt haben. So habe ich denn durch Arzneimittel zur Unzeit mein ganzes Leben hindurch, und beſonders im Kloſter, unendlich gelitten. Oft, wenn ich dadurch dem Tode nahe war, erbarmte ſich Gott meiner auf übernatürliche Weiſe und ſendete mir wunderbare Heilmittel, die mich herſtellten."

Vier Jahre vor der Aufhebung des Kloſters beſuchte ſie ihre Eltern auf ein paar Tage in Flamske. Zu dieſer Zeit kniete ſie einmal während mehrerer Stunden vor dem wunderthätigen Kreuze hinter dem Altare der Lambertus-Kirche zu Coesfeld in Gebet und Betrachtung. Sie bat Gott um den Frieden und die Einigkeit ihres Kloſters, opferte ihm das bittere Leiden Jeſu Chriſti, ihres himmliſchen Bräutigams, zu dieſem Zweck auf, und flehete in zärtlichem Mitleiden mit den Schmerzen Jeſu am Kreuz, einen Theil ſeiner Marter mitfühlen zu können. Seit dieſem Gebete fühlte ſie ein ſtetes Brennen und Schmerzen in den Händen und Füßen, und war wie in einem ununter-

brochenen Fieber, für deſſen Folgen ſie jene Schmerzen hielt; an die Erhörung ihres Gebetes wagte ſie nicht zu glauben. Oft vermochte ſie wegen der Schmerzen in den Füßen nicht zu gehen, und der Schmerz in den Händen erlaubte ihr manche Arbeit, z. B. das Graben im Garten, nicht mehr. Sie ſagte: „Als ich in dieſen Schmerzen kurz vor der Aufhebung des Kloſters mehrmals um Erkenntniß unſerer Fehler und Linderung meiner inneren Leiden flehte, erhielt ich verſchiedenemal die deutliche Antwort vor dem heiligen Sakramente: „Meine Gnade ſei dir genug, ach, bin ich dir denn nicht genug?““

Am 3. December 1811 ward das Kloſter aufgehoben und die Kirche geſchloſſen. Die Kloſterfrauen zogen nach und nach aus. Anna Katharina blieb krank und arm zurück. Eine mitleidige Magd des Kloſters diente ihr aus Barmherzigkeit. Auch ein alter frommer emigrirter Prieſter, der im Kloſter die Meſſe las, blieb noch in ſeiner Wohnung. Er, ſie und die Magd, als die Aermſten, verließen das Kloſter erſt im Frühjahre 1812. Sie war noch ſo krank, daß ſie ſich mühſelig mußte herausführen laſſen. Der Prieſter bezog eine kleine Wohnung bei einer armen Wittwe des Ortes; ſie ein armes Kämmerchen ebener Erde deſſelben Hauſes, ihre Fenſter ſahen auf die Straße. Hier lebte ſie bis gegen Herbſt dieſes Jahres (1812) in fortwährender Kränklichkeit ein Gott innigvertrautes, der Welt unbekanntes Leben. Ihre Gebetsentzückungen und der ſtete Verkehr ihrer Seele mit einer andern Welt hatten ſich verdoppelt. Sie nahte einem ſchweren Berufe, den ſie wohl ſelbſt nicht kannte, und zu welchem ſie nichts beitrug, als ſich, wie eine Magd des Herrn, dem Willen Gottes gehorſam hinzugeben, dem es um dieſe Zeit gefallen hat, ihren kranken jungfräulichen Leib mit dem Zeichen ſeines Kreuzes und ſeiner Kreuzigung — den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit, und manchen ſogenannten Chriſten beides — zu bezeichnen.

Sie hatte von Jugend auf gebetet, der Herr möge ihr sein heiliges Kreuz fest in die Brust eindrücken, damit sie doch keinen Augenblick seiner unendlichen Liebe vergesse. Sie hatte hiebei aber nie an ein äußeres Zeichen gedacht. Sie betete nun, wieder in die Welt zurückgestoßen, eifriger als je in diesem Sinn, und als sie den 28. August, am Feste ihres heiligen Ordenspatrons Augustinus, krank zu Bette liegend, in solchem Gebet in Entzückung mit ausgebreiteten Armen erstarrt war, sah sie, als nahe ihr, aus der Höhe von der rechten Seite kommend, ein leuchtender Jüngling, wie sie immer die Erscheinung ihres himmlischen Bräutigams zu sehen pflegte, und es machte ihr derselbe mit seiner Rechten das Zeichen eines gewöhnlichen Kreuzes über ihren Leib. Wirklich empfing sie damals das einem Muttermal ähnliche Malzeichen eines Kreuzes auf der Magengegend. Es bestand aus zwei gekreuzten, etwa drei Zoll langen, einen halben Zoll breiten Streifen. Dieses Malzeichen bedeckte sich später öfters wie mit einer Brandblase, welche, sich öffnend, besonders Abends eine brennende farblose Feuchtigkeit in solchem Maaß ergoß, daß mehrfach gefaltete Tücher davon durchnäßt wurden. Sie wußte längere Zeit nichts davon und glaubte heftig zu schwitzen. Die eigentliche Bedeutung dieses Zeichens ist nie erforscht worden.

Einige Wochen später kniete sie mit ausgebreiteten Armen in extatischer Erstarrung in ähnlichem Gebete, da sah sie dieselbe Erscheinung nahen, die ihr mit der rechten Hand ein kleines, etwa drei Zoll hohes Kreuz von der Gestalt eines Y, wie sie das Kreuz Christi im „bittern Leiden" beschreibt, darreichte, welches sie mit heftiger Inbrunst gegen die Mitte ihrer Brust an das Brustbein drückte und zurückgab. Dies Kreuz beschrieb sie weich und weiß gleich Wachs. — Sie wußte nicht, daß sie hiedurch ein äußeres Zeichen empfangen habe, und als sie bald hierauf, um sich zu erholen, mit dem Töchterchen ihrer Hausfrau den

Garten eines alten ehemaligen Eremiten bei Dülmen beſuchte, ſank ſie daſelbſt plötzlich in exſtatiſche Bewußtloſigkeit, und wurde, nachdem ſie ſich erholt, von einer Bäuerin nach Hauſe geführt. Da nun in dieſen Tagen die heftige Gluth auf ihrer Bruſt immer zunahm, ſah ſie das Mal eines roth durch die Haut ſchimmernden drei Zoll hohen Gabelkreuzes auf ihrem Bruſtbeine. Durch ihre Mittheilung dieſer Erſcheinung an eine ihr vertraute Mitſchweſter wurde ihr ſeltſamer Zuſtand nach und nach ruchbar. Am Aller-Seelenfeſte (2. November 1812) ging ſie zum letzten Mal aus. Sie ſchleppte ſich mühſelig zur Kirche. Von nun an war ſie bis Ende des Jahres ſcheinbar in ſteter Todesnähe und ward mit allen heiligen Sakramenten verſehen. Um Weihnachten erſchien an der Höhe des Kreuzmales auf ihrem Bruſtbein ein kleiner Fortſatz in gleicher Kreuzgeſtalt, ſo daß dieſes Bruſtkreuz nun ein doppeltes Gabelkreuz bildete. Dieſes Kreuz ſchwitzte anfangs alle Mittwoche, mit wenigen Abweichungen, Blut in dichter Reihe von Schweißpunkten über ſeiner ganzen Linie aus, ſo daß man vollkommene Abdrücke deſſelben auf aufgelegten Papierblättern empfangen konnte. Später verſetzte ſich dieſe Blutung auf den Freitag. 1814 ward dieſe Blutung ſeltener, und es zeigte ſich das Kreuz an den normalen Tagen nur mit einer Feuerröthe. Jedoch ſchwitzte dieſes Kreuz auch noch ſpäter und namentlich an den Charfreitagen. Man achtete jedoch nicht mehr darauf. Am 30. März 1821 beobachtete es der Schreiber in hoher Röthe und auf ſeiner ganzen Linie Blut ausſchwitzend. Im gewöhnlichen Zuſtande war ſein Umriß nur bei genauem Anſchauen etwa zwei Linien breit, durch kleine Hautſprünge, wie ſie bei ſtarkem Froſte das Berſten der Haut zu bilden pflegt, farblos bemerkbar. Der Blutung ging große Hitze in dieſer Gegend der Bruſt voraus, es erſchien unter der Haut ein rother, beinahe Zoll breiter Hof von andringendem Blut um ſeine ganze Geſtalt, welcher mit dem Ausbluten erloſch.

Aehnliche Signaturen mit Kreuzen kommen bei mehreren Perſonen gleicher Richtung vor, unter Anderen bei Katharina de Raconiſio, Marina de Escobar, Emilia Bichieri, Juliana Falconieri u. ſ. w.

In den letzten Tagen des Jahres 1812 trat ihre Stigmatiſation ein. Drei Tage vor Neujahr (29. December 1812), ungefähr um 3 Uhr Nachmittags, lag ſie ſehr krank in ihrem Stübchen mit ausgebreiteten Armen in exſtatiſcher Erſtarrung auf ihrem Bette. Sie betrachtete die Leiden des Herrn und flehte, von heftigem Mitleide bewegt, mit ihm zu leiden. Sie betete fünf Vater unſer zu Ehren der heiligen fünf Wunden, kam in eine große Innigkeit und fühlte einen heißen Durſt nach den Schmerzen des Herrn. Ihr Angeſicht war von glühender Röthe übergoſſen. Da ſah ſie ein Leuchten von oben zu ſich herabkommen, und in dieſem die Lichtgeſtalt des gekreuzigten Herrn wie lebendig, ſeine Wunden leuchteten wie fünf helle Lichtkreiſe aus dem Bilde hervor. Ihr Herz fühlte ſich von einem gewaltigen Schmerz und von Freude bewegt, ihre Begierde mitzuleiden, ward bei dem Anblicke der heiligen Wundmale ſo heftig, daß es ihr ſchien, als flehe ihr Mitleid aus ihren Händen, ihren Füßen und ihrer rechten Seite nach den Wundmalen der Erſcheinung hin. Da ſchoſſen zuerſt aus den Händen, dann aus den Füßen und endlich aus der Seitenwunde der Kreuzerſcheinung, und zwar aus jeder einzelnen Wunde dreifache blutrothe Lichtſtrahlen, die ſich pfeilförmig endeten, nach ihren Händen und Füßen und ihrer rechten Seite. Die drei Strahlen, welche aus der Seite der Erſcheinung kamen, erſchienen weiter von einander getrennt und breiter, und endeten lanzenförmig. Im Augenblicke der Berührung drangen Blutstropfen an den Malſtellen hervor. Sie lag noch lang in bewußtloſem Zuſtand, und wußte erwachend nicht, wer ihr die ausgeſpannten Arme wieder niedergebeugt hatte. Sie ſah mit Staunen das Blut in der Mitte ihrer Hände, und empfand heftige Schmerzen an allen

Malſtellen. Das Töchterchen ihrer Hausfrau war, nach ihr zu ſehen, in die Stube getreten, hatte das Blut an ihren Händen bemerkt und es der Mutter erzählt, dieſe fragte beſorgt, was ihr geſchehen, ſie bat um Stillſchweigen. Sie fühlte nach der Stigmatiſation eine Veränderung in ihrem Körper, es war, als wendete ſich ihr Blutumlauf und dringe mit heftigem Ziehen nach den Malſtellen hin. Sie ſagte ſelbſt: „Es iſt dieſes unausſprechlich.“

Die obige Erzählung der Umſtände, unter welchen ſie alle dieſe Zeichen empfangen, verdankt der Schreiber einem eigenthümlichen Ereigniſſe. Sie hatte nämlich am 15. December 1819 eine umſtändliche Viſion von Allem, was bis jetzt an ihr ergangen, und zwar der Art, daß ſie glaubte, es ſei dieſes Alles einer andern Kloſterfrau, die nicht weit von ihr wohnen müſſe, gerade ſo wie ihr geſchehen, und ſie erzählte alle die Umſtände mit großem Mitleiden und Theilnahme und einer tiefen Demüthigung, ohne es zu wiſſen, gegen ſich ſelbſt.

Es war höchſt rührend, ſie ſprechen zu hören: „Ich darf nicht mehr klagen, ich habe die Leiden dieſer armen Kloſterfrau geſehen, ihr Herz iſt von einem Kranze ſtechender Dornen umgeben, ſie trägt ſo ſtille und lächelt noch. Ich muß mich ſchämen zu klagen, ſie hat eine viel größere Laſt als ich“ u. ſ. w. Aus ſolchen Selbſtgeſichten, die ſich mehrmals übereinſtimmend wiederholten, und die ſpäter von ihr als ihre eigene Geſchichte anerkannt wurden, ſind die Umſtände ihrer Stigmatiſationen mitgetheilt, welche man nur auf dieſe Weiſe ſo detaillirt erhalten konnte; denn ſie ſelbſt ſprach aus Demuth nie von dieſen Ereigniſſen, und von ihrer geiſtlichen Obrigkeit gefragt, woher dieſe Wunden rührten, ſagte ſie höchſtens: „Ich hoffe, daß ſie von Gott herrühren.“ Der Raum verbietet hier von der Stigmatiſation überhaupt zu reden. Die Anzahl der bekannt gewordenen frommen Perſonen, welche in der katholiſchen Kirche, ſeit Franz

von Aſſiſi, dieſen den Theologen unter dem Namen Vulnus divinum, Plaga amoris viva bekannten Grad der betrachtenden Jeſusliebe, als die höchſte Signatur des mit Jeſu leidenden Mitleidens, erlangt haben, iſt keineswegs gering. Es ſind ihrer wenigſtens an fünfzig bekannt geworden, wovon an anderem Orte. Die Kapuzinerin Veronica Giuliani, geſtorben 1727 in Citta di Caſtello, iſt die letzte Heiliggeſprochene (26. Mai 1831) aus dieſer Zahl. Ihre 1810 bei Schmitz in Köln erſchienene Biographie bietet ein Bild des Zuſtandes ſolcher Perſonen und auch in vieler Hinſicht unſerer Anna Katharina dar. Die bekannteren Zeitgenoſſen, welche vor der Letzteren ſo bezeichnet waren, ſind die Dominikanerinnen Columba Schanolt zu Bamberg, geſtorben 1787, und Magdalena Lorger zu Hadamar, geſtorben 1806, die Kapuzinerin Roſa Serra zu Ozieri in Sardinien, ſtigmatiſirt 8. Mai 1801 (geſtorben?). Joſepha Kümi aus Wollrau im Kloſter Weſen am Wallenſtädterſee, welche 1815 noch lebte, ſeitdem aber geſtorben iſt, gehörte auch in dieſen Kreis, wir entſinnen uns jedoch jetzt nicht genau, ob ſie ſtigmatiſirt war.

Seit Anna Katharina nicht mehr zu gehen vermochte und bettlägerig ward, begann auch ihre Nahrungsloſigkeit, ſie konnte bald nichts mehr als Waſſer mit wenig Wein vermiſcht, dann allein Waſſer und ſelten etwas aus einer Kirſche oder Pflaume ausgeſaugten Saft zu ſich nehmen, alle andere conſiſtente Nahrung, auch im kleinſten Maaße, brach ſie mit Würgen von ſich. Dieſe Unfähigkeit Nahrung zu nehmen, oder auch dieſe Fähigkeit, ohne andere Nahrung als Waſſer während längerer Zeit zu leben, iſt gelehrten Aerzten als merkwürdiger Krankheitsfall keineswegs unerhört, und umſichtige Theologen werden im Leben contemplativer Asceten, und namentlich der Exſtatiſchen und Stigmatiſirten, der Erſcheinung, daß mehrere außer dem heiligen Sakramente lange keine Speiſe zu ſich nahmen, häufig begegnen. Wir erwähnen unter vielen Anderen Nicolaus

von der Flüe, Lidwina von Schiedam, Katharina von Siena, Angela von Fuligno, Ludovica de Ascenſione u. ſ. w.

Alle dieſe Erſcheinungen an Anna Katharina blieben bis zum 25. Februar 1813 in ihrer nächſten Umgebung verſchwiegen, wurden dann durch Zufall einer ehemaligen Kloſtergenoſſin der Kranken bekannt und Ende März Stadtgeſpräch. Am 23. März unterwarf ſie der Phyſikus des Orts einer Unterſuchung, ward gegen alle ſeine Erwartung von der Wahrheit überzeugt, nahm ein Protokoll über ſie auf, ward und blieb ihr Arzt und Freund bis zu ihrem Tod (1824). Am 28. März ſendete die geiſtliche Obrigkeit zu Münſter eine Unterſuchungs-Commiſſion zu ihr. Die Kranke erwarb ſich dabei das Wohlwollen ihrer Obrigkeit und die Freundſchaft des gottſeligen Dechants Overberg, der fortan jährlich auf mehrere Tage zu ihr reiſte, und ihr Gewiſſensrath und Tröſter blieb. Die Achtung des Arztes bei dieſer Unterſuchung, Obermedizinalraths von Druffel, ward ihr, ſo viel bekannt, nie wieder entzogen. Er gab in der mediziniſchen Zeitung, Salzburg 1814. 1r Band Seite 145 und 2r Band Seite 17 über alle Erſcheinungen an der Kranken in ärztlicher Hinſicht eine ausführliche Nachricht, worauf wir hier hinweiſen. Am 4. April 1813 kam der kaiſerlich franzöſiſche General-Polizei-Commiſſär Garnier von Münſter zu ihr, beobachtete und ließ ſich berichten, und belehrt, ſie prophezeihe nicht, noch rede ſie von politiſchen Dingen, erklärte er ſie außer dem Bereiche der Polizei. Er ſprach 1826 noch mit großer Achtung und Rührung in Paris von ihr.

Am 22. Juli 1813 kam Overberg mit Graf von Stollberg und deſſen Familie von Münſter zu ihr. Sie blieben bis 24. Juli. Stollberg bezeugte in einem mehrfach abgedruckten Brief an die Gräfin Stollberg die Wahrheit aller Erſcheinungen an der Kranken und ſeine herzliche Verehrung für ſie. Er blieb ihr Freund bis zu ſeinem Tod, und ſeine Familie hörte nicht auf, ſich bis zu ihrem Ende in ihr Gebet zu empfehlen.

Am 9. September 1813 kam Overberg mit der Tochter der 1806 verstorbenen Fürstin Gallitzin zu ihr, sie blieben bis zum 11. September nnd waren Augenzeugen der reichlichen Blutung aller ihrer Wundmale. Diese ausgezeichnete Frau wiederholte ihre Besuche, und blieb als vermählte Fürstin Salm nebst ihrer Familie in stetem Gebetsvereine mit Anna Katharina; ebenso fanden andere edle Familien und Trostsuchende jedes Standes Erbauung an ihrem Krankenlager. — Am 23. October 1813 brachte man sie in eine andere Wohnung, die auf einen Garten sah. Man stieg nun eine Wendeltreppe zu ihr, und die arme Klosterfrau ging von Tag zu Tag in ein mühseligeres Dasein über. Die Zeichen, welche sie durch Gottes Willen trug, wurden für sie bis zum Tod eine Quelle unsäglicher Leiden; ohne daran zu denken, wie sehr sie unaustilgbare Gnadenzeugnisse der heiligsten Weihestunden ihres Lebens seien, trug sie dieselben zu ihrer Demüthigung als ein ihr für ihre Sünden aufgelegtes schweres Kreuz. Ihr armer Leib selbst mußte Christum den Gekreuzigten predigen. Es war ein schwerer Beruf, Allen ein Räthsel, den Meisten eine Verdächtige, Vielen ein Gegenstand scheuer Verehrung zu sein, ohne in Ungeduld, Haß oder Stolz zu fallen.

So gern sie sich vor der Welt verschlossen hätte, nöthigte sie bald der Gehorsam, unzähligen Neugierigen ein Gegenstand der verschiedenartigsten Beurtheilung zu werden. Die heftigsten Schmerzen leidend, hatte sie gewissermaßen auch noch ihr Eigenthumsrecht an sich selbst verloren, und war ohne irgend einen Vortheil zum Nachtheil ihres Leibes und ihrer Seele durch Mangel an Ruhe und Sammlung gleichsam zu einer Sache geworden, welche zu beschauen und zu beurtheilen Jedermann das Recht zu haben glaubte. Die Anmaßung ging weit, ein stark beleibter Fremder, dem die enge Wendeltreppe beschwerlich ward, klagte, daß diese Person, welche eigentlich an der Heerstraße liegen müßte, so unbequem hoch gelegt sei.

Aehnlich Bezeichnete in früherer Zeit bestanden in Abgeschlossenheit die Prüfung der geistlichen Obrigkeit und vollendeten ihre schwere Aufgabe von heiligen Mauern geschützt; unsere arme Freundin aber aus einer Klostergemeinde, welcher sie selbst ein Räthsel war, in einer übermüthigen, seichten und ungläubigen Zeit in die eitle Welt gestoßen und mit den Ordenszeichen der Passion Christi belehnt, mußte das blutige Gewand des Keltertreters am lichten Tage vor vielen Menschen tragen, welche kaum an Jesu eigene Wunden, viel weniger an deren Ebenbild glaubten. So war sie, die so viele Stunden ihrer Jugend bei Tag und Nacht vor den Stationsbildern des Leidensweges Christi und vor den Kreuzen am Wege gebetet hatte, nun selbst wie ein Kreuz am Wege geworden, von dem Einen mißhandelt, von dem Andern mit Thränen der Buße begrüßt, von dem Dritten als Gegenstand der Kunst und Wissenschaft betrachtet, und von den Unschuldigen mit Blumen geschmückt.

Im Jahre 1817 zog ihre fromme alte Mutter vom Land auf ihre Stube, um bei ihr zu sterben. Sie erwies ihr Kindesliebe durch Trost und Gebet, und drückte ihr am 13. März mit ihren so ehrwürdig bezeichneten Händen die Augen dankbar zu, welche ihre Jugend so treu bewacht und so viele Thränen der Mutterliebe ihrethalben geweint hatten. Mit dem reichen Erbschatze, den ihr die Mutter hinterließ, reichte Anna Katharina überflüssig bis zum Tod aus und hinterließ ihn ungemindert allen Freunden zu ewiger Nutznießung. Es bestand dieses Erbe in den drei Sprichworten: Herr! wie du willst, und nicht, wie ich will. — Herr! gib Geduld und dann schlage tüchtig zu! — Taugt es nicht in den Topf, so taugt es doch darunter. Dieses letzte Sprichwort aber hatte den Sinn: Kann dieses nicht zur Speise dienen, so kann man doch es verbrennen und die Speise dabei kochen; erquickt dieses Leid mein Herz nicht, so kann ich doch, es geduldig ertragend, das Feuer der Liebe damit mehren,

durch welches dieſes Leben allein genießbar wird. Sie gebrauchte dieſe Sprichworte oft und gedachte immer der Mutter mit Dank dabei. Der Vater war früher geſtorben.

Der Schreiber dieſer Blätter erhielt zuerſt durch eine Abſchrift des obenerwähnten Briefes Stollberg's und ſpäter durch einen Freund, der mehrere Wochen bei der Kranken gelebt, eine umfaſſendere Kenntniß ihres Zuſtandes. Im September 1818 eingeladen, mit J. M. Sailer nach langer Trennung auf deſſen Reiſe zu dem Grafen Fr. L. von Stollberg in Weſtphalen zuſammen zu treffen, begab er ſich nach Sondermühlen zu Letzterem, der ihn nach Münſter an Overberg empfahl, und dieſer führte ihn durch einen Brief an den Arzt der A. K. Emmerich bei derſelben ein. Gütig aufgenommen, beſuchte er ſie am 17. September 1818 zum erſten Mal. Sie erlaubte ihm, bis zu Sailer's Ankunft, täglich mehrere Stunden bei ihr zuzubringen, und bewies ihm mit rührender Argloſigkeit ein ſo kindliches Vertrauen, als er es nie von irgend einem Menſchen genoſſen. Sie mochte wohl erkennen, daß ſie in hohem Grad ein geiſtliches Almoſen an ihm übte, indem ſie alle ihre Führungen, Erfahrungen, Freuden und Leiden von Kind auf bis heute ohne irgend eine Scheu vor ihm ausſprach, und ſie that dies bis zur freudigen Gaſtfreiheit, ohne alle Sorge, da ſie ſich von ihm nicht durch übertriebene Bewunderung in ihrer Demuth geſtört fühlte. Sie gab alles ihr Inneres mit der freudigſten Barmherzigkeit hin, mit welcher ein gottſeliger Einſiedler jeden Morgen die Blumen und Früchte ſeines Gartens, die ihm über Nacht wieder wachſen, einem mühſeligen Wanderer zur Erquickung reicht, der in der Wüſte der Welt verirrt, ſich bei ſeiner Klauſe zurecht gefunden hat. Gott auf Leben und Tod hingegeben, that ſie Alles, wie ein Kind Gottes, arglos und abſichtslos ſo hin. Gott vergelte es! Der Schreiber ſchrieb täglich Alles nieder, was er an ihr bemerkte, oder was ſie ihm aus ihrem innern

und äußern Leben erzählte. Alles, bald durch die kindlichste Naivität, bald durch die eigenthümlichste Tiefsinnigkeit überraschend, ließ den großartigen Zusammenhang ahnen, der später hervortrat, da es sich entdeckte, daß die heiligende Vorwelt, die entheiligende Mitwelt und die richtende Nachwelt sich fortwährend als ein historisches und zugleich allegorisches Drama nach den Motiven und der Scenenfolge des Kirchenjahres vor, in und mit ihr abspielten, denn alles dieses war der Leitfaden ihrer Gebets- und Leidensopfer für die streitende Kirche in zeitlicher Bedrängniß.

Am 22. October 1818 kam Sailer zu ihr, als er unten im Hause durchwandelnd bemerkte, daß sie im Hinterhaus einer Schenke wohnte und unter ihrem Fenster eine Kegelbahn rasselte, sagte er in seiner scherzhaften und doch tiefen Weise: „Schau, schau, so ist es gerade recht, so muß es sein: die kranke Nonne, die Braut unseres Herrn, wohnt in einer Schenke über der Kegelbahn, gerade wie die Seele des Menschen in seinem Leibe.“ Sein Zusammenkommen mit der Kranken war sehr rührend und innig, zwei von Jesu Liebe brennende Herzen, auf den verschiedensten Wegen von der Gnade geführt, begegneten sich bei dem Kreuze, mit welchem das Eine sichtbar bezeichnet war. Freitag den 23. October war Sailer den ganzen Tag meist allein bei ihr, er überzeugte sich von den Blutungen ihres Hauptes, ihrer Hände und Füße, und sie fand den mannigfachsten Trost in Bezug auf ihre inneren Erfahrungen bei ihm. Auf ihre Anfrage empfahl er ihr dringend die unbefangenste Mittheilung an den Schreiber, worüber er sich auch mit diesem und ihrem gewöhnlichen Seelsorger aussprach. Mit großer Rührung überzeugte er sich von ihren extatischen Zuständen, ihrem Gehorsame gegen geistlichen Befehl und ihrer überraschenden Anregung durch Segen, Geweihtes und Reliquien. Sie beichtete ihm, wozu er die Erlaubniß von der geistlichen Behörde als Fremder begehrt und empfangen hatte. Samstag den 24sten reichte er ihr das heilige Sakrament und

reiſte weiter zu Stollberg. Auf der Heimreiſe blieb er im Anfange des Novembers abermals einen Tag bei ihr. Er war ihr bis zu ihrem Tod ein Freund, hat für ſie gebetet und in ernſten Angelegenheiten ihr Gebet verlangt. Der Schreiber blieb bis zum Januar, und kehrte im Mai 1819 zu ihr zurück, wo er mit weniger Unterbrechung bis zu ihrem Tode ſeine Beobachtungen fortſetzte. Ihr ſtetes Gebet, Gott möge ihr die äußerlichen Wundmale nehmen, damit ſie der Beunruhigung nicht erliege, ward nach ſieben Jahren erhört.

Gegen Ende von 1819 wurden die wöchentlichen Blutungen ſeltner und blieben endlich ganz aus, am 25. December fielen auch die Wundrinden an den Händen und Füßen ab, und es erſchienen durch die Hauterneuerung weißſchimmernde Narben, welche jedoch an allen bezüglichen Tagen ſich rötheten, wie denn überhaupt die Schmerzen dieſelben blieben. Auch die Kreuzmale und die Wunde der rechten Seite äußerten ſich noch oft wie früher, doch an abweichenden Tagen. Die Empfindung, unter furchtbarer Peinigung eine breite Dornkrone um das Haupt zu tragen, trat an den normalen Tagen fortwährend mehr oder weniger heftig ein. Sie konnte dann das Haupt nirgends an- oder auflehnen, ja ihm nicht mit der Hand nahen, und ſaß viele Stunden, ja ganze Nächte, wie ein erſchütterndes bleiches Jammerbild, mit ſchwankendem Haupt, um den Leib durch ſtützende Kiſſen aufrecht gehalten, wimmernd im Bette. Dieſer Zuſtand löſte ſich immer mit minderen oder ſtärkeren Blutergüſſen rund um das Haupt, die manchmal nur die Kopfbedeckung durchdrangen, manchmal auch über das Antlitz nieder auf ihr Halstuch rannen. Am 19. April, Charfreitag 1819, brachen von Neuem alle ihre Wunden blutend auf, und ſchloſſen ſich wieder an den folgenden Tagen.

Eine ſtrenge Unterſuchung ihres Zuſtandes durch Aerzte und Naturforſcher, welcher ſie abgeſondert in fremdem Hauſe vom

7. bis 29. Auguſt 1819 unterworfen wurde, ſcheint auf ihrem Werthe beruhen geblieben zu ſein. Man brachte ſie am 29. Auguſt in ihre Wohnung unter alle ihre früheren Verhältniſſe zurück. Außer einigen Privatquälereien und öffentlichen Schmähungen ließ man ſie bis zu ihrem Tode fortan in Ruhe. Overberg ſchrieb ihr in dieſen Leiden folgende Worte: „Was iſt Ihnen denn auch, Ihnen perſönlich, Uebels geſchehen, worüber Sie zu klagen hätten? Ich thue dieſe Frage an eine Seele, die nichts ſo ſehr wünſchet, als ihrem himmliſchen Bräutigam immer ähnlicher zu werden. Hat man Sie nicht viel ſanfter behandelt, als es Ihrem Bräutigame geſchehen? Muß es Ihnen, dem Geiſte nach, nicht Freude ſein, daß man Ihnen behilflich geweſen iſt, Ihrem Bräutigam ähnlicher und alſo auch wohlgefälliger zu werden? Schmerzen hatten Sie vorhin ſchon viele mit Chriſto gelitten, aber der Schmach noch, vergleichungsweiſe, wenig. Bei der Dornkrone fehlte noch immer der Purpurmantel und das Spottkleid. Noch immer fehlte das Geſchrei: „Weg mit dieſer, weg zum Kreuz!“ Ich zweifle nicht, daß dieſe Geſinnungen die Ihrigen ſind. Gelobt ſei Jeſus Chriſtus!“

Charfreitag, 30. März 1820, ergoſſen ihr Haupt, ihre Hände und Füße, ihre Bruſt und Seite Blut zur gewöhnlichen Zeit. Jemand aus ihrer Umgebung, welcher wußte, daß die Annäherung von Reliquien ihr erquicklich war, hatte ihr während ihrer Ohnmacht ein Tuch, worin Reliquien, an die Fußſohlen gelegt, und es war Blut von den Wundmalen an dies Tuch gekommen. Als man ihr dieſes Tuch ſammt den Reliquien Abends auf die Schulter, welche ſie beſonders ſchmerzte, und auf die Bruſt legte, ſagte ſie plötzlich im extatiſchen Zuſtande: „Wie wunderbar, dort ſehe ich meinen himmliſchen Bräutigam im irdiſchen Jeruſalem todt im Grabe ruhen, hier ſehe ich ihn im himmliſchen Jeruſalem unter vielen Heiligen lebend angebetet, und unter den vielen Heiligen ſehe ich eine unheilige Perſon, eine

Kloſterfrau, das Blut rinnt ihr vom Haupte, der Seite, den Händen und Füßen, und die Heiligen ſtehen über dieſen Gliedern ihres Leibes.“ Am 9. Februar 1821 ward ſie unter dem Begräbniß eines frommen Prieſters exſtatiſch, das Blut rann ihr von der Stirne und auch das Bruſtkreuz blutete. So fand ſie Jemand und fragte: „Was geſchah Ihnen?“ Da ſprach ſie halb im Traume lächelnd: „Wir waren zur Leiche, ich bin das Singen nicht mehr gewohnt, das de profundis hat mich ſo angeſtrengt.“ — Drei Jahre nachher ſtarb ſie an ſelbem Tage.

Sie ſagte 1821 mehrere Wochen vorher, es ſei im Gebete zu ihr geſprochen worden: „Achte darauf, du wirſt am hiſtoriſchen und nicht am kirchlichen Tage blutend mitleiden.“ Wirklich war ſie Freitags den 30. März, Morgens um zehn Uhr, bewußtlos, aber doch in freudiger Rede. Antlitz und Bruſt waren von Blut überronnen und ihr Körper voll Streifen, gleich Geißelmalen. Um Mittag war ſie in Kreuzform ausgeſtreckt, ihre zitternden Arme dehnten ſich auf eine entſetzliche Weiſe. Einige Minuten nach zwei Uhr drangen Blutstropfen aus ihren Händen und Füßen. Am Charfreitage den 20. April ſelbſt war ſie nur in ſtiller Betrachtung, welche auffallende Abweichung ſich als der Schutz Gottes zeigte, indem ſie zur gewöhnlichen Stunde der Blutung von mißwilligen Laurern bedrängt ward, welche durch Veröffentlichung ihr neue Störung zuziehen wollten, jetzt aber durch die Ausſage, ſie blute nicht mehr, zu ihrer Ruhe gegen ihre Abſicht beitrugen.

Am 19. Februar 1822 hatte ſie dieſelbe Mahnung des Mitleidens, am letzten Freitag im März und nicht am Charfreitag, wenn ſie leben bleibe, denn ſie war in ſchwerer Gebetsarbeit dem Tode nahe. Sie hatte häufig ein Stechen und Ziehen nach den Wundmalen, und ergoß Freitag den 15ten und 22ſten Blut aus dem Bruſtkreuz und der Seitenwunde, alle Male rötheten ſich ſtark. Sie fühlte öfter vor dem 29ſten, als ſtürze ihr ein heißer

Strom vom Herzen zur Seite, und durch Arme und Beine zu den Malstellen hin, wo sich Stechen, Röthe, Gluth und mit dem Gefühle des Ausströmens Schweißtropfen einstellten. Am Donnerstag den 28sten Abends sank sie in die Betrachtung der Passion bis Freitag den 29sten am Abend. Sie ergoß in den betreffenden Stunden Blut an der Brust, dem Haupt und der Seite, alle Adern zu den Händen hin waren geschwollen, die Male geröthet, und in denselben ward der Mittelpunkt wund und feuchtete, doch ohne wirklichen Erguß. Sie erhielt die Weisung der Blutung für den 3. März auf Kreuzerfindung. Sie hatte auch an diesem Tage von der Entdeckung des Kreuzes durch St. Helena eine Betrachtung, der ihre Blutung eingeflochten war. Sie glaubte neben dem Kreuz in der Grube zu liegen, blutete Morgens stark am Kopf und der Seite, und nach Mittag mäßig an Händen und Füßen, und hatte ein Gesicht, als werde die Aechtheit des Kreuzes Christi an ihr probirt, und ihr Bluten gebe ein Zeugniß.

Im Jahre 1823 begleitete ihre Betrachtung die Passion vom Vorabend den 27. bis Charfreitag den 28. März am Abend abermals, sie blutete mäßig an allen Wunden unter großen Leiden. Ein anwesender Freund bedauerte ihre ungehütete Lage; ganz in Geistesabwesenheit, zum Sterben gepeinigt, mußte sie in ihrer kleinen Haushaltung über Alles Rede und Antwort geben, als sei sie frisch und gesund, und that es schier sterbend, halb bewußtlos, ohne Murren. Es war das letzte Mal, daß sie mitleidend Zeugniß gab mit ihrem Blute für den, der das Seine für uns Alle gegeben.

Die meisten Formen des geistlich exstatischen Lebens in Gebet, Erkenntniß, Leiden und Wirken, welche uns in den Geschichten und Schriften der Brigitta, Gertrudis, Mechtildis, Hildegardis, Katharina von Siena, von Genua, von Bologna, Columba von Rieti, Lidwina von Schiedam, Katharina Vanini, Theresia a Jesu,

Anna a St. Bartholomäo, Maria Magdalena von Pazzis, Maria Villana, Maria Bonhomi, Marina von Escopar, Crescentia von Kaufbeuern und vieler anderen contemplativen Klosterfrauen begegnen, erschienen auch in der Geschichte des innern Lebens der A. K. Emmerich. Womit jedoch allein gesagt sein soll: Es war ihr derselbe Weg von Gott angewiesen, ob sie unter schwierigen Umständen gleich Jenen das Ziel erreicht, steht in Gottes Barmherzigkeit, uns geziemt, darum zu bitten, und ist erlaubt, es zu hoffen. Jene Leser, welche das Wesen solcher Personen nicht aus ihren Schriften kennen, finden sich in Bezug auf deren Stellung in der Einleitung zu Suso's Leben und Schriften (Regensburg 1819) durch Görres verständiget.

Da eifrige Christen, um in ihrem Leben einen steten Gottesdienst darzustellen, in jedem Tagewerke das Sinnbild irgend einer Gottesverehrung suchen, welche sie in treuer Verrichtung der Werke Gott im Vereine mit den Verdiensten Jesu Christi aufopfern, so scheint es nicht befremdlich, daß jenen aus ihnen, welche aus einem werkthätigen in einen leidenden, betrachtenden Zustand kommen, ihre Gebetsarbeiten unter der Form ihres früheren Geschäftskreises entgegentreten. Ihr früheres äußeres Werk, nach dessen Sinnbildlichkeit sie ihr inneres Gebet wirkten, wird jetzt die Form ihrer Gebetsarbeit, in der sie nun ihr äußeres Werk wirken. Sonst wirkten sie ihr Gebet, jetzt beten sie ihr Wirken, die Form blieb dieselbe. In solcher Weise erklärt es sich, daß Anna Katharina in ihrem extatischen Leben alle ihre Gebetsaufgaben für die Kirche und mancherlei Noth in Traumparabeln von Hauswirthschaft, Viehzucht, Feld- und Gartenbau, Linnenbereitung, Näharbeit und Wäsche verrichten mußte. Alle diese Arbeiten schlossen sich nach ihrer Bedeutung der natürlichen und kirchlichen Zeit an, und wurden durch Anrufen, Eintreten und Hilfe der Heiligen jedes Tages unter fleißiger Anwendung der speziellen Gnade der einfallenden Kirchenfeste vollzogen.

Die Bedeutſamkeit dieſes ſinnbildlichen Geſchäftskreiſes reichte überflüſſig für alle Aufgaben der werkthätigen Seite ihres innern Lebens zu. Ein Beiſpiel diene hier ſtatt vieler. Wenn Anna Katharina als Bauernmädchen Unkraut aus dem Felde jätete, flehte ſie, das Unkraut möge aus dem Kirchenfelde ausgereutet werden; brannten ihr die Hände vom Neſſelraufen, mußte ſie nachläſſigen Arbeitern nacharbeiten, ſo opferte ſie Schmerz und Mühe Gott auf, und flehte um Jeſu willen, daß doch kein Seelenhirt ermüden möge, bei ſchweren Hinderniſſen muthig fort zu arbeiten u. ſ. w. Auf dieſe Weiſe ward ihre Handarbeit zu einem Gebete.

Nun folgt ein paralleler Fall aus ihrem exſtatiſchen betrachtenden Leben. Als Anna Katharina einſt mehrere Tage krank und mühſelig ſeufzend in faſt ſteter Exſtaſe gelegen, wobei ihre Finger häufig, wie pflückend, zuckten, klagte ſie eines Morgens über Brennen und Jucken an Händen und Armen, welche ſich auch bei näherm Anſchauen mit Neſſelbrandblaſen bedeckt fanden. Sie bat hierauf mehrere Bekannte, ihr Gebet in einer gewiſſen Angelegenheit mit dem ihrigen zu vereinigen. Am folgenden Morgen ſchmerzten ihre Finger, und ſchienen wie von Arbeit entzündet; um die Urſache gefragt, erwiederte ſie: „Ach, ich hatte ſo viele Neſſeln im Weinberge auszuraufen und die beſtellten Gehilfen riſſen nur das Kraut ab, da mußte ich die Wurzeln mühſelig mit den Fingern aus dem ſteinigten Grunde herausbohren“ u. ſ. w. Als der Fragende ſolche nachläſſige Arbeiter tadelte, fühlte er ſich durch ihre Antwort beſchämt: „Sie waren auch darunter, es ſind die nachläſſigen Gebetsgenoſſen, welche nur das Kraut von den Neſſeln riſſen und die Wurzeln ſtecken ließen!“ Es fand ſich aber ſpäter, daß ihr, welche für mehrere Bisthümer betete, dieſe unter den Sinnbildern von verwilderten Weinbergen zur Bearbeitung angewieſen worden waren. Gab nun der wirkliche Neſſelbrand an ihren Händen ein Zeugniß von ihrem ſinnbildlichen Ausraufen der Neſſeln, ſo liegt es nicht ferne, zu

hoffen, daß auch den Kirchengemeinden, welche durch dieſe ſinnbildlichen Weinberge bedeutet wurden, eine Wirkung ihrer Gebetsarbeit zugekommen ſein wird; denn, wenn den Anpochenden aufgethan wird, ſo wird wohl auch Jenen geöffnet werden, welche ſo herzhaft anpochen, daß ihnen die Fingerknöchel wehe thun.

Aehnliche Rückwirkungen auf den Körper begegnen uns häufig in den Geſchichten von Perſonen gleicher Richtung und ſind dem Glauben nicht fremd.

Die heilige Paula beſuchte, nach der Erzählung des heiligen Hieronymus, die heiligen Orte in ihren Geſichten gerade wie perſönlich; eben dieſes geſchah an Columba von Rieti, und Lidwina von Schiedam, welche von dieſen Reiſen im Geiſt alle Spuren am Leib erlitt, als ſei ſie körperlich gereiſt, ſie ward wegemüd, verwundete ſich die Füße, hatte Spuren von Anſtoßen, Dornverletzung, verrenkte in der Traumreiſe ausgleitend den Fußknöchel, und litt körperlich lange an dieſer Verletzuug. Auf dieſen Reiſen von ihrem Engel geführt, hörte ſie von dieſem, die körperliche Verletzung ſei ein Zeichen, daß ſie mit Leib und Seele entzückt geweſen. Solches Hervortreten von Verletzungen am Körper wenige Augenblicke, nachdem ſie im Traume geſchehen, ward auch bei Anna Katharina beobachtet.

Wie Lidwina's exſtatiſche Reiſe damit begann, daß ſie im Geiſt ihrem Engel in die Mariakapelle vor Schiedam folgte, ſo eröffneten die exſtatiſchen Reiſen der Anna Katharina ſich auch damit, daß ſie im Geiſt ihrem Engel in die nahe Kapelle vor ihrem Wohnorte, oder zum Kreuzwege vor Coesfeld, oder zu dem Gnadenkreuze daſelbſt folgte. Sie erzählte ihre Reiſen nach dem heiligen Land auf den entgegengeſetzteſten Wegen, öfters ſelbſt rund um die Erde, nachdem die Aufgabe ihrer Gebetsarbeit es erforderte, und öfters auch den entgegengeſetzten Rückweg bis zu ihrer Kammer. Dieſe Wege waren von ihrer Heimath an bis zu den entfernteſten Völkern von den abwechſelndſten Hilfs-

thätigkeiten erfüllt, welche, alle aus dem Kreiſe der leiblichen oder geiſtlichen Werke der Barmherzigkeit, häufig in Form von Parabeln geübt wurden. Nach einem Jahr auf gleichem Wege, berührte ſie dieſelben Perſönlichkeiten wieder und erzählte ihr Gedeihen oder ihren Rückfall. Alle dieſe Arbeit aber bezog ſich auf die Kirche, das Reich Gottes auf Erden. Das Ziel dieſer täglichen Pilgerträume war immer das gelobte Land, welches ſie nach ſeinem jetzigen, wie nach ſeinem Zuſtand in allen Zeiten der heiligen Geſchichte in großem Detail betrachtete. Denn vor allen Perſonen ihrer Richtung zeichnete ſie die Gnade einer bis jetzt unerhörten objektiven Anſchauung der Geſchichte des alten und neuen Teſtamentes, der heiligen Familie und aller Heiligen, auf welche ſich das Auge ihres Geiſtes richtete, aus. Sie ſah das Weſen aller Feſttage des Kirchenjahrs in feſtlicher und in hiſtoriſcher Hinſicht. Sie betrachtete und erzählte die Jahre des Lehrwandels Jeſu bis zur Himmelfahrt, und die Apoſtelgeſchichte bis mehrere Wochen nach der Sendung des heiligen Geiſtes, Tag für Tag mit detaillirter Beſchreibung und Benennung der Orte, Perſonen, Feſte, Sitten, Lehren und Wunder, oft mit einer Beſtimmtheit, welche jede Erwartung übertraf. Alle dieſe Anſchauungen hielt ſie keineswegs für geiſtliche Beluſtigungen ihrer Seele, ſondern ſie nahm ſie als Fruchtfelder von Verdienſten Jeſu an, welche noch nicht eingetragen ſeien, und war oft ſeeliſch beſchäftigt, dieſe und jene Mühe des Herrn für die Kirche in ihrer Bedrängniß in Anſpruch zu nehmen, indem ſie Gott bei den Verdienſten Jeſu Chriſti, welche ſie als ein Erbgut ſeiner Kirche auf eine kindliche Weiſe für dieſe in Beſitz nahm, um Hilfe beſchwor.

Alle dieſe ihre Anſchauungen übertrug ſie niemals auf das äußere Chriſtenleben, und erkannte ihnen nie einen wirklichen hiſtoriſchen Werth zu. Aeußerlich wußte und glaubte ſie nichts, als den Katechismus, die gewöhnliche bibliſche Geſchichte, die ſonn- und feſttäglichen Evangelien und den Kalender, der ihr,

als einer Schauenden, als das tiefſinnigſte Buch erſchien, welches ihr auf wenigen Blättern den Leitfaden darbot, Zeit und Natur von einem Myſterium der Erlöſung zum andern mit allen Heiligen feiernd zu durchwandern, um in dieſer Wallfahrt mit dem Kirchenjahr alle Gnadenfrüchte der Ewigkeit in der Zeit zu erndten, zu bewahren und wieder auszutheilen, auf daß: „dein Wille geſchehe auf Erden, ſowie im Himmel!“

Das alte oder neue Teſtament war nie von ihr geleſen worden, daher, wenn ſie ermüdet ungern erzählte, ſagte ſie wohl: „Leſen Sie es doch in der Bibel,“ und wunderte ſich ſehr, zu hören, daß dieſes nicht darin ſtehe, man höre ja jetzt immer ſagen, man ſolle nur die Bibel leſen, darin ſtehe ja Alles u. ſ. w. — Die eigentliche Aufgabe ihres Lebens war Leiden für die Kirche oder einzelne Glieder derſelben, deren Noth ihr im Geiſte gezeigt wurde, oder die ſie um Gebet anflehten, ohne eben zu wiſſen, daß dieſe arme kranke Kloſterfrau mehr für ſie zu thun hatte, als einige Paternoſter zu beten, ja daß ſich ihr ganzes Leiden an Leib und Seele auf ſie übertrug, und daß ſie geduldig unter ſehr ſchwierigen Umſtänden auskämpfen mußte, denn ihr kam nicht, gleich ähnlichen Perſonen einer früheren Zeit, Verſtändniß und Gebet einer klöſterlichen Genoſſenſchaft zu Hilfe, ſondern in ihrer Zeit und Welt war ihr Leiden allein an den Arzt gewieſen. In der Arbeit, ſolche übernommene Leiden auszukämpfen, machte ſie, wie in der Feldarbeit ihrer Jugend, eine ſtete Gebetsanwendung auf entſprechende Beſchwerden der Kirche, und opferte, für einen Kranken leidend, ihre Mühſeligkeit für die ganze Kirche auf.

Ein allgemeines Beiſpiel ihres Mitleidens iſt folgendes: Mehrere Wochen lang ſtellten ſich alle Leiden der äußerſten Schwindſucht bei ihr ein. Die höchſte Reizbarkeit der Lunge, alle Betten durchdringende Schweiße, erſtickender Huſten, ſteter Auswurf, ununterbrochenes heftiges Fieber, man erwartete täglich

ihr Ende, ja man hoffte es, ſo entſetzlich war ihr Leiden. Befremdend erſchien ihr Kampf gegen große Reizbarkeit des Gemüthes. Fiel ſie augenblicklich in Unwillen, ſo zerfloß ſie in Thränen, ihr Leiden verdoppelte ſich, ſie konnte nicht leben, bis ſie ſich durch das Sakrament der Buße ausgeſöhnt hatte. Immer hatte ſie mit dem Unwillen gegen eine Perſon zu kämpfen, welche ſeit Jahren ihr fern ſtand. Sie jammerte, immer dieſe Perſon, die ſie doch gar nicht angehe, mit allerlei Verkehrtheiten vor ſich zu ſehen, und weinte wohl in großer Gewiſſensangſt bitterlich, ſie wolle ſich nicht verſündigen, an jenem Tage ſolle man ihr Leiden ſehen u. ſ. w. Ihre Krankheit nahm zu, man erwartete ihr Ende. In dieſer Zeit erſchrack ein Freund nicht wenig, als ſie ſich plötzlich aufrichtend ſprach: „Beten Sie die Sterbe-Gebete mit mir.“ Er that dieſes, und ſie antwortete ganz rüſtig in der Litanei. Nach einer Weile ertönte die Sterbeglocke, und es kam Jemand zu ihr, um Gebet für ſeine eben geſtorbene Schweſter bittend. Anna Katharina fragte unbefangen mit Theilnahme an ihrem Leiden und Tode, da hörte der Anweſende die umſtändlichſte Beſchreibung jener Schwindſuchtskrankheit, in welcher Anna Katharina bis heute gelegen, und wie die Verſtorbene aus Elend und Beängſtigung ſich gar nicht zum Tode habe bereiten können, aber ſeit ein paar Wochen ſei ihr viel leichter geweſen, und ſie habe, den Unwillen gegen eine Perſon beſiegend, ſich mit dieſer und dann auch mit Gott verſöhnt, und ſei unter dem Beiſtand derſelben Perſon mit allen Sakramenten verſehen in Frieden geſtorben.

Anna Katharina reichte ein Almoſen zur Beerdigung und Todtenfeier. Sie ſchwitzte, huſtete, fieberte nicht mehr, ſie glich einem abgehetzten Menſchen, der mit friſcher Wäſche auf ein kühles Lager gebracht und erquickt worden iſt. Ihr Freund ſagte zu ihr: „Als Sie in dieſe Todeskrankheit fielen, ward die Frau beſſer, und nur durch den Unwillen gegen jene Perſon abgehalten,

ſich mit Gott auszuſöhnen; auf einmal erhalten Sie den Unwillen, und die Frau ſtirbt verſöhnt, und nun iſt Ihnen wieder ziemlich wohl. Aergert Sie jene Perſon noch?" — „Ei behüte Gott, das kommt mir jetzt ſehr unvernünftig vor, aber wie iſt es möglich, nicht zu leiden, wenn ein Glied meines Fingers leidet, wir ſind Alle ein Leib in Jeſu Chriſto." — „Gott ſei Dank," ſagte der Freund, „nun haben Sie doch wieder Ruhe." Sie aber lächelte und ſprach: „Es wird nicht lange währen, es warten ſchon Andere auf mich." Hiermit wendete ſie ſich auf dem Lager um und ruhte.

Wenige Tage nachher fiel ſie in heftige Gliederſchmerzen und alle Leiden der Bruſtwaſſerſucht. Wir entdeckten die Kranke, mit welcher ſie litt, und ſtündlich ſahen wir deren Leiden plötzlich erleichtert oder zum höchſten Grade geſteigert, nach dem Anna Katharina heftiger litt oder eine Pauſe des Mitleidens hatte. Jeder wird die Schwierigkeit ſolcher Zuſtände einſehen, ſie mußte aus Liebe fremde Krankheit tragen, ja fremde Verſuchung auf ſich nehmen, auf daß Jene Muße zur Todesbereitung finde. Sie mußte ſchweigend leiden, um fremde Noth zu verbergen und ſelbſt nicht für eine Thörin gehalten zu werden, ja ſie mußte auch noch die Arzneimittel für die Krankheit und die Verweiſe für die fremde Verſuchung geduldig hinnehmen, und mußte es tragen, Andern verkehrt zu erſcheinen, damit Jene, für die ſie litt, vor Gott bekehrt erſcheine.

Einſt ſaß ein ſchwer betrübter Freund in ihrer Nähe, ſie lag in Entzückung und flehte plötzlich laut: „O mein lieber Jeſus, laß mich den ſchweren Stein ein wenig tragen." Der Traurige fragte verwundert, was ihr fehle; ſie erwiederte: „Ich bin auf der Reiſe nach Jeruſalem, da liegt ein armer Menſch an meinem Wege, der ſchleppt einen Stein auf der Bruſt mit ſich, der ihn ſchier todt drücket." Dann flehte ſie wieder: „Gib mir den Stein, du kannſt nicht mehr, gib ihn mir!" und plötzlich ſank ſie, wie

von großer Laſt erdrückt, ohnmächtig in ſich zuſammen. Der Anweſende hatte nicht die Zeit über ihren Zuſtand zu erſchrecken, denn in ſelbem Augenblicke war all ſein drückender Kummer wie von ſeiner Bruſt hinweggeblaſen, er fühlte ſich ſo freudig als nie in ſeinem Leben. Als er ſie aber ſo elend ſah und fragte, was ihr fehle, blickte ſie ihn lächelnd an mit den Worten: „Ich kann mich nicht länger hier aufhalten, armer Mann, du mußt deinen Stein wieder ſelbſt aufpacken," und ſogleich kam alle Betrübniß wieder auf das Herz dieſes Menſchen, ſie aber ſetzte in ihrem früheren Zuſtand ihren geiſtigen Weg nach Jeruſalem fort.

War in ihren furchtbaren Leiden durch das ſie umgebende Nichtverſtehen oder ſtörende Beſuche ihre Geduld ſehr gefährdet, ſo erhielt ſie den Troſt einer lieben Geſpielin, deren wir in den Betrachtungen über das bittere Leiden Erwähnung gethan. Rührend war es zu ſehen, wie die unſchuldigen Vögel den Frieden der Nähe der mit den Zeichen der Sühnung Bezeichneten anerkannten. Wir ſahen einen Vogel, den ſie aufgefüttert hatte, in ihrer Stube, er trauerte oder lobſang nach der Art ihres Gebetes. Ward ſie ohnmächtig, ſo fiel er von der Stange; erholte ſie ſich, ſo flog er auf und zwitſcherte. Man trennte ihn von ihr, um ſie abzutödten. Die Abtödtung aber traf ihn. Eine noch innigere Theilnahme bezeigte eine zahme Lerche; ſie ſaß, ohne die Kranke je zu ſtören, häufig auf ihrem Kopfkiſſen und begrüßte neben ihrem Haupte den erwachenden Tag. Gegen manche Menſchen, deren Beſuch ihr ſtörend ſein konnte, führte dieſer wehrloſe, ſchüchterne Vogel eine Art Krieg, lief hinter ihnen her, biß ſie in die Füße oder flatterte ihnen unwillig ins Geſicht. Solcher Eifer brachte ihm den Tod im Küchenfeuer.

Da wir uns hier gerade eines merkwürdigen Falles ihrer Seelenthätigkeit erinnern, führen wir ihn an. Eines Morgens gab ſie einem Freund ein Säckchen, worin Roggenmehl und einige Eier, und beſchrieb ihm ein Häuschen des Ortes, worin eine

hungernde ſchwindſüchtige Frau nebſt zwei kleinen Kindern und ihrem Manne wohne. Dieſer Frau möge er ſagen, ſich Brei davon zu kochen, das ſei gut für die Bruſt. Der Freund fand Alles nach ihrer Beſchreibung. Als er eintretend das Säckchen unter dem Mantel hervorzog, reckte die arme Mutter — welche, zwiſchen ihren halbnackten Kindern von Fieber glühend, mit glänzenden Augen von ihrem Strohlager gegen ihn hinſchaute — ihm die bleichen Hände entgegen und ſprach mit zitternder Stimme: „O Herr! Sie ſchicket der liebe Gott oder die Jungfer Emmerich! Sie bringen mir Roggenmehl und Eier!“ Die erſchütterte Frau weinte und huſtete, und winkte ihrem Mann, auf die Frage, woher ſie dieſes wiſſe, zu antworten. Dieſer aber ſagte, während ſie nebſt den hungernden Kindern die Gabe anſah: „Gertraud ſchlief heute Nacht unruhig und ſtieß mich redend öfters an, als ich ſie erweckte, ſagte ſie: „Ich träumte, ich ſtand mit dir an der Hausthüre, da kam das fromme Nönnchen den Weg vom nahen Thore her, ich ſtieß dich an und ſagte: Schau her, Mann, wenn du das fromme arme Nönnchen ſehen willſt. Indem ſtand ſie vor mir und ſprach: „Ach Gertraud! wie krank ſiehſt du aus, ich will dir Roggenmehl und Eier ſchicken, das iſt gut für die Bruſt.“ Da erwachte ich.“

So erzählte der Mann einfältig, ſie dankten tauſendmal, der Ueberbringer der Gabe verließ gerührt das Haus. Er ſagte der Anna Katharina nichts hievon, als ſie ihn aber nach einigen Tagen wieder mit gleicher Gabe zu der Armen ſendete, weil ſie nichts mehr habe, fragte er, woher ſie dieſe Arme kenne, und ſie ſagte lächelnd: „Sie wiſſen ja, wenn ich Abends für alle Noth-leidende bete, und ſo gerne zu ihnen ginge, ihnen zu helfen, ſo träume ich, als ging ich von einem Hauſe der Noth zum andern und helfe, wie ich kann. So kam ich auch im Traume von der Pforte her zu der armen Frau, ſie ſtand mit ihrem Mann an der Thür, und ich ſagte zu ihr: „Ach Gertraud! wie krank ſiehſt

du aus, ich will dir Roggenmehl und Eier schicken, das ist gut für die Brust. Das that ich denn auch durch Sie am folgenden Morgen." — Beide hatten aber in ihren Betten gelegen und dasselbe geträumt, und die Aufgabe des Traumes war wahr geworden.

(Augustinus de civitate Dei. Lib. 18. Cap. 18 erzählt einen ähnlichen Fall zwischen zwei träumenden Philosophen, welche sich besuchen und Platonische Sätze erklären, während sie Beide zu Hause schlafen).

Solches Leiden und Wirken war nur ein einzelner Strahl, der durch die Bildersphäre ihres Lebens ununterbrochen fortlief. Unzählig waren die verschiedenen Gebetsarbeiten und Mitleiden, welche von der umgebenden Welt zu ihrem in Jesu Mitleid entzündeten Herzen drangen. Auch sie hatte gleich Katharina von Siena und Anderen oft das Gefühl bis zur Ueberzeugung, Jesus nehme ihr das Herz aus der Brust und setze ihr das seine auf eine Zeit lang hinein.

Als ein Beispiel der tiefen Sinnbildlichkeit ihrer inneren Führung diene folgendes Bruchstück. Eine Gebetsarbeit für Kirchengemeinden beschäftigte sie einen Theil des Jahres 1820 unter den Sinnbildern der mühseligsten Winzerarbeiten nach Bedürfniß und Jahreszeit. Das oben erwähnte Nesselraufen gehört auch dahin. Am 6. September sagte ihr geistiger Führer: „Du hast gehackt, gedüngt, gejätet, aufgebunden, geschnitten u. s. w., du hast das Unkraut in der Mühle zu Staub mahlen lassen, daß es nie mehr aufgehen könne, dann aber bist du froh, wieder gesund zu sein, fortgelaufen und hast dein Gebet liegen lassen, rüste dich von Maria Geburt bis Michaelis tüchtig zu arbeiten, der Wein reift und muß gehütet werden;" dann führte er mich in den Weinberg des heiligen Liborius und zeigte mir alle Weingärten, wo ich gearbeitet. Die Arbeit war gediehen, die Trauben rötheten und drückten sich, und hie und da floß der rothe Saft

an die Erde. Mein Führer ſagte: „Das iſt, wenn in den Frommgewordenen ſich das Leben regt, da kämpfen ſie, werden gedrückt, leiden Verſuchung, werden verfolgt. Zäune ein, damit die reifen Trauben nicht durch Thiere, Diebe, Verſuchung oder Verfolgung Schaden leiden.“ Dann lehrte er mich, rings von Schutt und Geſtein einen Wall aufzuwerfen und einen dichten Zaun von Diſteln und Dornen umher zu flechten.

Als mir bei der ſchweren Arbeit die Hände bluteten, ward mir durch die Barmherzigkeit Gottes zur Erheiterung Weſen und Bedeutung des Weinſtocks und auch anderer Früchte gezeigt. Ich ſah gar Vieles vom Weinſtock, unter Anderem: Der wahre Weinſtock in uns iſt Jeſus Chriſtus, der muß wachſen und gedeihen, alles andere überflüſſige Holz muß geſchnitten werden, damit es den Saft nicht verzehrt, der zu Wein und im heiligen Sakramente zum Blute Jeſu Chriſti werden muß, welches unſer ſündiges Blut erlöſet hat und fortan aus der Finſterniß in das Licht erheben will. Das Schneiden des Weinſtockes geſchieht nach gewiſſen Geſetzen, die mir alle gezeigt worden ſind. Es iſt geiſtlicher Weiſe Ablegung des Ueberfluſſes, Kaſteiung und Abtödtung, damit der wahre Weinſtock in uns aufgehe und Wein bringe, und nicht die verderbte Natur, die lauter Holz und Blätter bringt. Nach Geſetzen wird geſchnitten, denn nur das viele Ueberflüſſige, was im Menſchen hervorbringend iſt, muß vertilgt werden, ein Mehreres wäre Verſtümmelung und ſündhaft. Der Stamm ſelbſt wird nie weggeſchnitten, er iſt in der heiligen Jungfrau der Menſchheit eingepflanzt und bleibt ewig, denn er iſt mit ihr im Himmel. Der wahre Weinſtock verbindet Himmel und Erde, Gottheit und Menſchheit; das Menſchliche muß geſchnitten werden, damit das Göttliche in ihm allein aufgehe u. ſ. w.

Ich ſah noch ſo Vieles von allen Formen und Wirkungen des Weinſtocks in natürlicher und geiſtlicher Beziehung, daß ein Buch ſo dick als die Bibel es nicht faſſen könnte, denn ich ſah

den Weinstock. Als ich in der Arbeit einmal vor Schmerzen in Brust und Wunden jammernd flehte, der Herr möge mich doch nicht mehr leiden lassen, als ich ertragen könne, erschien mein himmlischer Bräutigam in Gestalt eines leuchtenden Jünglings und sprach zu mir: „Ich habe dich auf mein Brautbett der Schmerzen gebettet, mit Gnaden der Leiden, mit Schätzen der Versöhnung und Kleinodien der Wirkung geschmückt, du mußt leiden, ich verlasse dich nicht, du bist an den Weinstock gebunden, du sollst nicht verloren gehen.“ Hierauf litt ich getröstet weiter. Mir ward auch erklärt, warum ich bei den Festbildern aus der Familie Jesu, z. B. der heiligen Anna, Joachim, Joseph, Maria Cleophä u. s. w. immer die Kirche des Festes auf einem Weinstock gewachsen sehe, und warum ich dasselbe bei dem Feste des heiligen Franz von Assisi, Katharina von Siena, Ossanna Andreassi und aller heiligen Stigmatisirten auch so sehe.

Die Bedeutung meiner Schmerzen in allen Gliedern und die Aufforderung zu mitleidender Fortarbeit lehrte mich folgendes Bild. Ich sah einen großen menschlichen Leib in schrecklicher Verstümmelung gegen Himmel aufgerichtet. Es waren an Händen und Füßen Glieder abgeschnitten, große Wunden in seinem Leibe, darunter noch neue, frisch blutende, andere mit wildem, faulendem Fleisch ausgefüllte, auch verwachsene und verknorpelte. Eine ganze Seite war schwarz, brandig, wie angefressen. Als ich entsetzt alle diese Leiden an mir selbst fühlte, sagte mein Führer: „Dieses ist der Leib der Kirche, der Leib aller Menschen und auch dein Leib,“ dann zeigte er bei jeder Wunde nach einer Weltgegend, und ich sah in einem Blicke jedesmal von der Kirche getrennte Menschen und Völker selbst in fernster Ferne nach ihrer Art und Unart, und fühlte ihre Trennung so schmerzlich, als seien sie von meinem Leibe geschnitten; da sagte mein Führer: „Verstehe deine Schmerzen und opfere sie mit Jesu Schmerzen Gott für die Getrennten auf. Soll ein Glied nicht nach dem andern schreien,

und Schmerzen um es leiden, daß es heile und ſich dem Leibe verbinde? Die Nächſten, ſchmerzlich Getrennten, aber ſind um das Herz aus der Bruſt geſchnitten.“

Da dachte ich in meiner Einfalt, das ſind wohl die Geſchwiſter, die nicht einig mit uns ſind. Der Führer aber ſprach: „Wer ſind meine Brüder? Die, welche die Gebote meines Vaters halten, ſind meine Brüder! Nicht unſere Blutsverwandten ſind die Nächſten ums Herz, ſondern die Chriſti-Blutsverwandten, die Kinder der Kirche, welche abgefallen,“ und er zeigte mir, die ſchwarze brandige Seite werde bald heilen, das wilde, faulende, die Wunden füllende Fleiſch ſeien die Ketzer, welche in den Spaltungen wachſen, der kalte Brand ſeien die geiſtlich Todten, nicht mehr Mitfühlenden. Die verknorpelten Stellen ſeien die verhärteten eigenſinnigen Irrgläubigen. So aber ſah und fühlte ich jede Wunde und ihre Bedeutung. Der Leib reichte bis zum Himmel. Es war der Brautleib Chriſti. — Das war ein großes Elend, ich weinte bitterlich, aber zugleich zerriſſen und geharniſcht von Schmerz und Mitleid arbeite ich mit allen Kräften weiter.

Wie ſich irdiſche Arbeiter in den Feierſtunden durch Erzählungen erheitern, und ſie ſelbſt ſonſt in der Feldarbeit ihre Geſellinnen mit heiligen Geſchichten erquickt hatte, ward ſie in ſpäteren Ruhepunkten ihrer Winzer-Arbeit noch in Bildern von der Bedeutung vieler Früchte unterrichtet, wovon hier einige Umriſſe nach ihrer flüchtigen Mittheilung: „Ich ſah in dem himmliſchen Jeruſalem einen geiſtigen Baum von farbigem Lichte, nicht unter, ſondern vorwärts dem Throne Gottes in einem ſchwebenden Berg oder Felſen von farbigen Edelſteinen und Kriſtallformen wurzeln. Der Stamm war ein Strom von gelbem Lichte, die Zweige und Aeſtlein bis in die Adern der Blätter waren dickere und feinere Lichtfäden von verſchiedener Farbe und Geſtalt, die Blätter waren von grünem und gelbem

Licht, auch in Form und Farbe verſchieden. Er hatte drei Chöre von Zweigen, die untere Breite, die mittlere Breite und den Gipfel. Sie waren von drei Engelchören umringt und über dem Wipfel ſtand ein Seraphim, rings mit Flügeln umgeben zeigte er mit einem Zepter umher, durch ihn empfing der oberſte Engelchor Strahlen, Licht und Kraftergüſſe aus Gott, wie Geiſt des Himmelsthaues, Geiſt des Gedeihens u. ſ. w. Der Chor um die mittlere Krone des Baumes, welche Blüthen aller Fruchtarten trug, ſtand dieſen vor. Dieſe beiden Chöre wirkten und webten, ohne ihre Stelle zu verlaſſen, und befahlen dem unterſten Engelchor, der die Fruchtkrone des Baums umgab. Dieſer Chor war allein beweglich und brachte die geiſtigen Früchte nach unzähligen Gärten ihrer Art, denn jede Frucht hatte ihren Garten. Dieſer Baum war der allgemeine Baum aus Gott, und die Gärten enthielten alle Gattungen der Früchte aus dieſem Baum, und unten auf der Erde ſah ich alle dieſelben Früchte in der gefallenen Natur, mehr oder weniger verderbt, indem ſie durch die Sünde den Einflüſſen der planetariſchen Geiſter unterworfen worden waren. In jedem einzelnen Garten ſah ich wieder in der Mitte einen Baum, der die Früchte aller Gattungen ſeiner Art hervorbrachte, welche ſich wieder in ihren einzelnen Stämmen umher verbreiteten. Um dieſe Gärten ſah ich Bilder der Bedeutung und der Weſenheit deſſen, was mit dieſen Pflanzen ausgeſprochen war, ich ſah den Sinn ihres Namens in der allgemeinen Sprache. Wunderbar ſah ich den Einfluß der Heiligen auf die Pflanzen; es war, als hätten manche einen beſtimmten Bezug auf einzelne Heilige, unter deren Fürbitte ſie zu ſegensreichen Heilmitteln erhoben werden könnten.“

In die einzelnen himmliſchen Gärten geführt, erzählte ſie nun mancherlei wunderbare Dinge, z. B. mitten in dem Nußgarten ſtehe wieder ein Baum aller Nußarten, und alle einzelnen Arten um ihn her. Sie erkannte, die Nuß habe in der allge-

meinen Sprache einen Bezug auf Streit, darum ſehe ſie oft Nußhecken im Garten der ſtreitenden Kirche. Das im himmliſchen Garten gute Geheimniß des Streites in dieſer Frucht ſei in der gefallenen Natur unter böſen Einflüſſen getrübt, und umfaſſe ſo den Kampf jedes Haſſes ſelbſt bis zum Morde. Sie ſah neben jeder Gattung der Nüſſe das Sinnbild andern Streites, z. B. bei den Haſelnüſſen kämpfte ein Kleiner gegen einen Großen und warf ihm Sand in die Augen, was lächerlich erſchien. Sie erfuhr, warum der Schatten dieſes Baumes für ſchädlich gehalten, auch von dem erhöhten Sinne dafür erkannt werde, warum der welſche Nußkern etwas von der Form eines Gehirnes habe, warum Brod in Nußöl gekocht dieſes weniger ſchädlich mache. Sie ſah alle Bedeutung der Nuß in Geſtalt und Wirkung, ja bis in die Sprichworte von dieſer Frucht: Kopfnüſſe geben, eine Nuß mit einem zu knacken haben u. ſ. w., welche ſich wie die Frucht ſelbſt auf Streit beziehen, weßwegen dieſe auf Erden auch mit Prügeln vom Baume geſchlagen werde, und noch viele hiſtoriſche und allegoriſche Bilder von dieſer Frucht.

Krank geworden im Nußgarten, brachte der Führer ſie in ein Gezelt und zeigte ihr, wie das verfinſterte Geheimniß mancher irdiſchen Frucht durch geiſtliche Beziehungen und Segnungen und durch Miſchung mit Anderm in gewiſſem Maße hergeſtellt und zum Heilmittel erhoben werden könne. Hier ſah ſie einen Bezug der Nüſſe auf Johannes den Täufer, und deren Bereitung in der Unreife an deſſen Feſt zu einem trefflichen Magenmittel. Sie ſah die Bedeutung jeder Verrichtung dabei, auch von wem es zuerſt bereitet ſei. Von Allem, was nach menſchlicher Erkenntniß unbegreiflich ſchien, ward ihr die geiſtliche Urſache klar.

Aehnliches ſah ſie in anderen Gärten von dem Apfel, dem Granatapfel, der Pfirſiche, der Feige, und namentlich von der indianiſchen einen Bezug auf den Baum der Erkenntniß, auch Vieles vom Oel- und Lorbeerbaum. In letzterm ſah ſie unter

Anderm eine Kraft gegen den Blitzstrahl, warum auch Tiberius beim Gewitter einen Lorbeerkranz getragen habe. Auch sah sie einen Bezug des Lorbeers auf die heilige Jungfrau u. s. w. In jedem Fruchtgarten befand sich ein Häuschen oder Zelt, und hatte seine Bedeutung. Auch die Bienen sah sie im hohen Range, sehr große und kleinere, alle ihre Glieder geistig, wie von Licht, die Füße wie Strahlen, die Flügel wie Silber. Sie bauten in den Frucht- und Baumgärten in Körbe, und Alles war durchsichtig. Sie ward über die Bedeutung der Biene und ihres Werkes in geistigem und leiblichem Sinn unterrichtet. Sie sah das Geheimniß der Pflanzen vor dem Falle des Menschen und der Natur mit ihm, und hierauf die Verfinsterung dieses Geheimnisses durch den Einfluß der Planeten-Geister auf beide, dem sie nach dem Fall unterworfen waren. Sie sah den Mißbrauch vieler Pflanzengeheimnisse unter dieser bösen Influenz im Heidenthume, welches bei unchristlichen Völkern noch wirklich da sei, und in zauberischen, abergläubischen Handlungen und geheimnißvollen Heilarten selbst in der Christenheit noch seine Spur habe. Sie sah auch, wie durch die Menschwerdung Gottes der Kirche die Macht gegeben sei, diese bösen Einflüsse aufzuheben.

Namentlich sah sie einzelne Pflanzen durch ihren Bezug auf Segnungen gewisser Heiligen dem Fluch und dem bösen Einfluß entzogen und so zu sagen erlöst. Es war, als gehörten sie in den Garten, in den Gnaden- und Wirkungsumfang dieser Heiligen, und seien durch sie geweihte Gefäße, bestimmtes Heil aus der Barmherzigkeit Gottes zu schöpfen, und würden, unter religiöser Beziehung auf die Segnungen jener Heiligen gebraucht, Heilmittel gegen bestimmte Krankheiten, welche sie von höherm Standpunkt aus als verkörperte Sünde sah, ebenso wie sie die Sünde aus diesem Gesichtspunkt als seelische Krankheit erkannte; auf beide aber hatten jene Früchte einen Bezug u. s. w. — Sie sagte: „Ich sah den Umgang des Menschen mit der Natur im

Heidenthume wie im Chriſtenthume, nur waren im Chriſtenthum alle Formen durch die Segnungen des wahren Gottesdienſtes dem Einfluſſe des Böſen entzogen und zu Gefäßen der Wiederherſtellung geheiligt. Ich ſah unendliche erfreuliche Wunder Gottes, und wußte ſie alle klar und deutlich, ehe ich geſtört ward."

Wir theilten aber allein dieſen Auszug eines ihrer Betrachtungskreiſe mit, um das ſchöne Sinnbild zu beleuchten, in welchem ihr dieſe Bilder wieder entzogen wurden. — Während dieſen wunderbaren Erkenntntniſſen bedrängten Kummer, Kränkung und Störung vielfacher Art ihre ſchauende Seele. Als rühre der neidiſche Verſucher manche gefallene Bedeutung des obenerwähnten Nußgartens um ſie her auf, wuchs ihr täglich Mißverſtehen und Verdruß zu Thür und Fenſter in die ſtille Kammer herein. Sie lag weinend und duldend auf dem Kreuz und empfahl Alles dem Herrn.

Am 16. September Morgens fand ſie der Schreiber ſtill und ernſt. Sie ſprach: „Erſchrecken Sie nicht, die ſchönen Gärten, in welche ich Sie geführt, ſind verwelkt. Es iſt Alles eine wüſte dunkle Heide geworden. Heute Nacht geleitete mich mein Führer vor einen leuchtenden Tiſch, hinter welchem ein Gerüſt voll der herrlichſten Blumen und Früchte aufgerichtet war. Auf dem Tiſche lag eine Reihe von Münzen, in deren Mitte eine Lücke war, wo keine Münzen lagen. Vor dieſer Lücke ſtand ich, die Blumen waren mein, der Tiſch war mein, der Schatz, die Münzen waren mein, aber weil ſie fehlten, wo ich jetzt ſtand, konnte ich nicht zu meinem Tiſche, meinem Schatze, meinen Blumen. Mein Führer aber trat vor mich, er hatte eine ſterbende Nachtigall in der Hand und ſagte: „Gott gibt alles Nützliche der Kirche zu angemeſſener Zeit nach ihrem Verdienſte, du ſollſt aber dieſe Blumen, dieſe Bilder, dieſen Schatz jetzt nicht mehr haben, weil man dir die Schonung, die Ruhe, die Mittel nicht läßt, ſie auszuſprechen, wozu ſie dir gegeben ſind. Damit

ſie dir nun genommen ſeien, ſo gib der ſterbenden Nachtigall das Leben deiner Mundes zurück.“ Dann hielt er mir den Vogel an die Lippen und ich flößte ihm etwas aus meinem Mund in den Schnabel; da ward die Nachtigall geſund und lebendig, und ſang von ganzem Herzen wunderſchön, und der Führer ging mit ihr von dannen. Mir aber verſchwand Alles, war Alles todt und ſtumm, ich ſah nichts mehr.“

Der Schreiber mußte ſich damit tröſten, daß die Nachtigall das Verlorne nun ſang, welche mehr Ruhe und Frieden und einen ſchönern Vortrag als ſie hatte, und von welcher ſie in ihrer Jugend wohl Vieles gelernt.

Wie rührend erſcheint in dieſem Sinnbilde die Nachtigall als die Verkündung, als die Stimme des höhern Naturliedes, welches entſiegelt auf den Lippen der Begnadigten lag, während die Nachtigall ſeiner beraubt, ſtarb. Sie aber mußte es in die Kehle des Vogels zurückgeben, wo es nun wieder in begriffsloſen Tönen als Geheimniß verſiegelt iſt, um in dem Menſchen eine allgemeine Rührung und Sehnſucht nach der Löſung aller Räthſel zu erwecken u. ſ. w.

Der Laſt ihrer Lebensaufgabe erliegend, flehte ſie oft dringend zu Gott, aufgelöſt zu werden, und eben ſo oft ſah man ſie hoffnungslos am Rande des Grabes. Jedesmal aber ſprach ſie: „Herr! nicht wie ich will, ſondern wie du willſt; kann ich etwas mit Leiden und Beten erringen, ſo laſſe mich tauſend Jahre leben, aber laſſe mich ſterben, ehe ich dich wieder beleidigen ſollte!“ Und ſo ſie die Weiſung des Fortlebens erhielt, raffte ſie ſich abermals mit ihrem Kreuz auf, und trug es dem Herrn mühſelig weiter nach. Von Zeit zu Zeit wurde ihr ihr Lebensweg den Berg hinauf nach einer ſchönen leuchtenden Stadt, dem himmliſchen Jeruſalem, gezeigt; oft jubelte ſie dem Orte des Friedens, der nahe vor ihr lag, ſchon entgegen, aber plötzlich ſah ſie ſich durch ein Thal noch von ihm getrennt, und ſie mußte

niederſteigen und viele Nebenwege wandern, und überall war zu helfen, zu arbeiten und zu leiden, Irrenden der Weg zu zeigen, Verſunkenen herauszuhelfen, ja ſie mußte Lahme tragen und ſelbſt Widerwillige mit Gewalt ſchleppen, und immer hängten ſich neue Gewichte an das Kreuz, ſank ſie öfter zu Boden, ging ſie gebeugter und mühſeliger.

Im Jahre 1823 ſagte ſie öfter als ſonſt: „ſie könne ihre Aufgabe in ihrer Lage nicht löſen, ihre Kräfte reichten nicht zu, ach! wenn ſie doch in einem ſtillen Kloſter hätte leben und ſterben können. Gott werde ſie bald hinweg nehmen, ſie habe ihn gebeten, er möge ſie dort erflehen laſſen, was ſie hier zu thun erliege.“ (Aehnliches hatte auch Katharina von Siena, als ihr Ende nahte, ſich von Gott erbeten.) Unſere Anna Katharina hatte ſelbſt einſt ein Geſicht von ihren Gebetsaufgaben nach dem Tod unter Beziehungen, welche zu ihren Lebzeiten nicht beſtanden. Das Jahr 1823, als das letzte volle Kirchenjahr, das ſie erlebte, brachte ihr unendliche Arbeit. Sie ſchien alle ihre vollendeten Aufgaben erfüllen zu wollen, und ſo löſte ſie auch das Verſprechen, die ganze Paſſion zu erzählen, mit ihrer Faſtenbetrachtung in dieſem Jahre, welche den Inhalt des Buches vom bittern Leiden ausmacht. Eben ſo lebhaft, als an dieſer Betrachtung, nahm ſie an dem kirchlichen Lebensgeheimniſſe dieſer Faſtenzeit ſelbſt, durch Entſagung und Kampf gegen Verſuchung, wie am Geheimniſſe jeder andern kirchlichen Feſtzeit Theil; wenn anders Theilnahme ihre Beziehung auf alles Kirchliche hinreichend bezeichnen kann, indem das Myſterium jedes Kirchenfeſtes in ihrem ſeeliſchen und körperlichen Leben ein ſichtbares Zeugniß empfing. Alle kirchliche Handlung und Feier war ihr mehr als eine Erinnerungsanſtalt. Die geſchichtliche Grundlage jeder kirchlichen Handlung ſah ſie als einen Act Gottes in der Zeit zur Herſtellung der gefallenen Menſchheit, und da ſie die Acte Gottes als ewige ſah, ſo erkannte ſie, daß dieſelben, um dem Menſchen in

der endlichen Zeit, die gezählt wird, zu Gute zu kommen, in fortgesetzten Momenten in Besitz genommen werden, und darum nach Anordnung Jesu Christi und des heiligen Geistes in seiner Kirche in Mysterien wiederholt und erneuert werden müssen. Alle heilige Handlungen und Feste waren ihr daher Gnaden der Ewigkeit, welche in jedem Kirchenjahre zu bestimmten Zeiten eben so wiederkehrten, wie die Früchte des Feldes und der Bäume in dem Naturjahre zu ihrer Zeit kommen, und sie war unermüdet, diese Gnadenfrüchte des Kirchenjahres mit treuem Fleiß und reinen Händen dankbar zu sammeln, zu bewahren, zu bereiten, zu opfern für Alle, welche arm an ihnen waren. Indem sie aber Jesu ihr Kreuz in Liebe nachtrug, war alles ihr Thun auch ein Leiden, und alles ihr Leiden vereinigt mit den Verdiensten seines Leidens ein Gott gefälliges Opfer. Eben so wie ihr Mitleid mit dem gekreuzigten Erlöser vor den Augen desselben solche Gnade gefunden, daß er sie mit den Siegeln der höchsten mitleidigen Liebe, mit den Malen seiner heiligen fünf Wunden bezeichnete, und mit der Dornkrone krönte, eben so prägten sich alle Leiden seiner Kirche und aller Nothleidenden in ihren körperlichen und seelischen Zuständen aus. Und alles dieses von ihrer Umgebung kaum geahnete und ihr selbst höchstens, wie der Biene ihr Werk, bewußte Thun und Leiden vermochte sie, während sie wie eine treue fleißige Gärtnerin den Fruchtgarten des Kirchenjahres baute und verwaltete. Sie lebte und spendete aus von seinen Früchten, sie erquickte sich und Andere mit seinen Blumen und Würzkräutern, ja sie war selbst eine Sensitiva, eine Sonnenwende, eine Wunderpflanze in demselben, an der alle Jahrs- und Tageszeiten, und alle Wetter sich ohne ihren Willen abbildeten.

Am Schlusse des Kirchenjahres 1823 vor dem Advente trat zum letzten Male das jährliche Bild einer Kirchenabrechnung vor ihre Seele. Es wurden ihr dann alle Versäumnisse der streitenden Kirche und ihrer Diener in diesem Jahre sinnbildlich gezeigt,

wie viele Gnaden nicht gebaut, nicht geerndtet, ſondern verſchleudert, oder verkommen ſeien. Es wurde ihr gezeigt, daß der Erlöſer im Feſtgarten der Kirche für jedes Jahr einen vollkommenen Fruchtchatz ſeiner Verdienſte niedergelegt habe, um allem Bedürfniß, aller Sühnung zu genügen; es wurde ihr gezeigt, daß die verſäumten, vernachläſſigten und verſchleuderten Gnaden der ewigen Barmherzigkeit in der Zeit, und hätte auch nur der niedrigſte Menſch, die vergeſſenſte arme Seele durch ſie erquickt werden können, bis auf den letzten Heller erſetzt werden müſſen, und daß die ſtreitende Kirche zur Strafe für ſolche Untreue und Verſäumniß ihrer Diener der Bedrängniß ihrer Feinde hingegeben, zeitlich ſinke. Bei ſolcher Erkenntniß wurde ihre Liebe zur Kirche, ihrer Mutter, auf die herzergreifendſte Weiſe aufgeregt; Tage und Nächte lang rang ſie im Gebete für die Kirche, laut jammernd ſtellte ſie Gott die Verdienſte Jeſu vor, und flehte um Erbarmen. Endlich raffte ſie allen ihren Muth zuſammen, und bot ſich dar, alle Schuld und Strafe auf ſich zu nehmen. Wenn nun ihr liebendes Herz gleich einem treuen Kinde, das vor dem Throne des Königes ſich ſelbſt zur Auslöſung ſeiner ſtraffälligen verurtheilten Mutter hinbietet, ſich ſo vordrängte, ein Unterpfand, ein Opfer für die Kirche zu werden, dann wurde ihr geſagt: „Sieh, wie elend du ſelbſt biſt, und doch willſt du für Andere genug thun?“ und ſie ſah mit Schrecken und Demüthigung ſich ſelbſt mit unzähligen Mängeln in einem ekelhaften Jammerbilde, das für eine unermeßliche Schuld gut ſagen wollte.

Aber das Ungeſtüm ihrer Liebe erhob ſich noch dringender in den Worten: „Ja, ich bin elend, verworfen und voll Sünde, aber ich bin deine Braut, o mein Herr und Heiland! und mein Glaube an dich und deine Erlöſung bedeckt alle meine Schuld mit dem königlichen Mantel deiner Genugthuung, Herr! ich laſſe dich nicht, du mußt mein Opfer annehmen, denn deine überflüſſigen Schätze verſchließeſt du Keinem, der glaubend bittet

u. ſ. w.," und ſo ward ihr Flehen endlich ſtürmend, ja ſie ſchien menſchlichen Ohren manchmal in erſchütternder Tollkühnheit der Liebe mit Gott zu zanken und zu ringen. Ward nun ihr Opfer angenommen, ſo entſtand eine Pauſe ihrer Thätigkeit; ſie ward dem Widerwillen der menſchlichen Natur gegen das Leiden hingegeben, und hatte ſie, auf den Erlöſer am Oelberg blickend, dieſen Kampf beſtanden, ſo begann ihr Leiden, und ſie ertrug furchtbare unbeſchreibliche Schmerzen aller Art mit erſchütternder Geduld und Heiterkeit.

Wir ſahen ſie oft in ſolchen Leiden mehrere Tage lang gleich einem ſterbenden Opferlamme halb bewußtlos liegen, und ſo wir ſie fragten, wie es mit ihr ſtehe, blickte ſie mit gebrochenen Augen lächelnd auf und ſagte: „Dieß ſind ſo geſunde Schmerzen!" So war es auch dieſes letzte Mal. Solche Leiden mildernd traten mit dem Advente liebliche Bilder von der Vorbereitung Maria's zur Reiſe und ſpäter tägliche Bilder ihres Weges nach Bethlehem mit Joſeph ein. Sie begleitete ſie täglich mit lebhafter Theilnahme in ihre Herbergen, oder eilte voraus, dieſe zu beſtellen; wobei ſie alle Jahre mit großer Mühe und Geſchicklichkeit Nachts ohne Licht im Schlafe viele Windeln, Wämſer, Mützen und Binden für die Kinder armer Wöchnerinnen, deren Stunde nahte, aus vielen Läppchen zuſammenflickte, welche ſie dann Morgens hoch verwundert neben ſich im Schränkchen zierlich aufbewahrt fand. Auch dieſes Jahr geſchah alles dieſes, nur mühſeliger mit wenigeren Pauſen der Erquickung. Ja ſelbſt in der ihr ſonſt freudetrunkenen Geburtsſtunde des Erlöſers ſchleppte ſie ſich heuer im Geiſte mühſelig zu dem Jeſukind an die Krippe, gebeugt von fremder Laſt, und hatte keine Geſchenke als Myrrhen, kein Opfer als ihr Kreuz, unter welchem ſie gleichſam ſterbend zu ſeinen Füßen ſank. Es war als ſchließe ſie ihre Rechnung zwiſchen Gott und dem Leben, ſie gab ſich zum letzten Male leidend für eine große Menge ſeeliſch und leiblich

leidender Menſchen hin. Der kleinſte uns bekannte Theil dieſer verſchiedenartigſten Leidensübernahme grenzt ſchon an das Unbegreifliche. Mit Recht ſagte ſie: „Das Chriſtkind brachte mir heuer nichts als Kreuz und Marterwerkzeuge.“

Täglich ernſter und angeſtrengter im Leiden verſtummte ſie faſt ganz, und vermochte von Jeſu Lehrwandel, den ſie fortwährend ſah, höchſtens noch die Richtung ſeines Weges mit einzelnen Worten anzugeben. Einſt fragte ſie plötzlich mit kaum hörbarer Stimme: „Wo ſind wir an der Zeit?“ und fuhr auf die Antwort: „Am 14. Januar,“ fort: „Ach, daß ich ſogar nichts mehr vermag, noch einige Tage, ſo hätte ich das Leben Jeſu ganz erzählt!“ Dieſe Worte waren um ſo überraſchender, da ſie nie zu wiſſen ſchien, in welchem Lehrjahre des Herrn ihr Schauen begriffen war. Sie hatte aber 1820, mit dem 28. Juli des dritten Lehrjahres Jeſu beginnend, Tag für Tag die Geſchichte des Herrn bis zu der Himmelfahrt, und dann die Apoſtelgeſchichte bis einige Wochen nach Pfingſten erzählt, worauf ihre Betrachtungen ſich zu dem erſten Lebensjahre Jeſu gewendet hatten und bis zum zehnten des Monats Januar des dritten Lehrjahres, am 27. April 1823 fortgeſchritten waren, als durch eine Reiſe des Schreibers eine Unterbrechung bis zum 21. October eintrat, da ſie den Faden, wo ſie ihn fallen gelaſſen, wieder aufnahm und bis zu den letzten Wochen ihres Lebens fortführte. Als ſie die obigen Worte „von wenigen fehlenden Tagen“ ſprach, wußte der Schreiber ſelbſt nicht, wie weit die Mittheilung gelangt war. Er hatte nie die Muße gehabt, das Niedergeſchriebene durchzumuſtern. Nach ihrem Tod aber überzeugte er ſich, daß, ſo ſie die letzten vierzehn Tage ihres Lebens hätte ſprechen können, die Erzählung, trotz der willkürlichen Unterbrechung von ſechs Monaten gerade wieder bis zum 28. Juli des dritten Lehrjahres, an dem ſie 1820 begonnen, hingelangt ſein würde.

Ihr Zuſtand ward täglich furchtbarer, die ſonſt lautlos

Leidende wimmerte nun dumpf vor Schmerzen. Am 15. Januar sagte sie: „Weihnachten brachte mir das Jesuskind große Schmerzen, ich war heute wieder in Bethlehem an der Krippe bei ihm, es hatte ein Wundfieber, es zeigte mir all sein und seiner Mutter Leid, sie waren so arm, sie hatten heute nur ein Ränftchen Brod. Es gab mir noch größere Schmerzen und sagte: ,,,,Du bist mein, du bist meine Braut, leide, wie ich gelitten, frage mich nicht warum, es geht auf Leben und Tod!'''' Ich weiß auch nicht wie lange? nicht wie, noch wo? ich bin in schrecklicher Marter blind hingegeben, ob ich lebe, ob ich sterbe, wie im Gebete steht: ,,,,ich bin hingegeben, Gottes verborgener Wille geschehe an mir;'''' aber ich bin ruhig und habe auch Trost in der Pein. Heute früh noch war ich sehr glücklich. Gelobt sei der Name des Herrn!"

Ihr Leiden wurde, wo möglich, noch größer, sitzend, mit geschlossenen Augen, stöhnte sie mit ganz veränderter Stimme, und schwankte schlaflos hin und wieder; legte man sie hin, so drohte sie zu ersticken, ihr schneller Athem rasselte, alle ihre Nerven und Muskeln zuckten und hüpften vor Schmerz; durch die Anstrengung des Erbrechens im Unterleibe beschädigt, litt sie verzweifelte Eingeweide-Schmerzen, man fürchtete den Brand. Ihre Kehle glühte vor Durst, ihr Mund war geschwollen und ausgeschlagen, ihre Wangen brannten vor Fiebergluth, ihre Hände waren bleich wie Elfenbein, die Narben der Wundmale schimmerten wie Silber durch die gespannte Haut. Ihr Puls schlug 160 bis 180mal in der Minute. Von äußerster Marter sprachlos war alle Pflicht ihr doch gegenwärtig; am 26sten Abends stöhnte sie mit dumpfer Stimme zu dem Schreiber: „Es ist der neunte Tag, die Kerze und die Andacht an St. Anna Kapelle muß vergütet werden." Sie hatte, was er nicht wußte, eine neuntägige Andacht dort für sich halten lassen, und fürchtete, ihre Umgebung möchte aus Bestürzung darauf vergessen.

Am 27sten Nachmittags zwei Uhr empfing sie die heilige

letzte Oelung zu großer Erquickung ihres Leibes und ihrer Seele. Am Abend betete ihr Freund, der liebevolle Pfarrer von H. bei ihr. Sie saß schwankend und stöhnend aufrecht im Bett, und fand großen Trost. Einmal sagte sie: „Wie schön und gut ist Alles hier," und am Schlusse: „Tausendmal Gott Lohn und Dank!"

Ihr wunderbares Leben mit der Kirche konnte auch die Todeskrankheit nicht ganz unterbrechen. Ein Freund reichte ihr täglich gegen Abend drei Tropfen St. Walpurgisöl, auch im äußersten Elende war sie begierig, diese geistliche Erquickung zu empfangen, von welcher sie schon in früheren Krankheiten gesagt: „Es durchdringt jedesmal wie ein stärkender Thau alle meine Gebeine." Zu diesem Zwecke besuchte sie der Freund Abends am 1. Februar, und als er hinter der Kopfseite ihres Lagers unbemerkt mit großem Mitleiden ihr schmerzliches Wimmern, ihr dumpfröchelndes Athmen anhörte, ward sie plötzlich ganz stille, und erschreckt glaubte er, daß sie gestorben sei; als er aber nach ihr schauen wollte, ertönte die Abendglocke, es begann die kirchliche Feier des morgenden Festes Mariä Lichtmesse, zu welchem ihre Seele in Entzückung entrückt sich hingewendet hatte. Obschon ihr Zustand gleich furchtbar blieb, tönten in der Nacht doch einige liebliche Reden über die heilige Jungfrau von ihren Lippen, und sprach sie am zweiten, dem Festtage selbst, gegen Mittag, gerührt, aber mit fremden sterbendem Tone: „O, so gut war es lange nicht! ich bin wohl acht Tage krank, nicht wahr? Ich weiß nichts mehr von der trüben, schmutzigen Welt; o, welche Liebe hat die Mutter Gottes mir erwiesen, sie hat mich mitgenommen, ich wollte bei ihr bleiben!" — Hier besann sie sich und sagte, mit dem Finger vor dem Mund: „aber ich darf um Alles nicht davon reden." — Sie warnte jetzt immer vor Allem, was ihr rühmlich sein konnte, es verdopple ihr Leiden.

An den folgenden Tagen stieg ihr Leiden. Am 7ten Abends ruhiger, sprach sie: „Ach, Herr Jesu! tausend Dank für mein ganzes Leben lang; Herr, nicht wie ich will, sondern wie du

willſt!" und nach einigen Minuten mit einem unausſprechlich rührenden Flehen: „Ach, dort das ſchöne Blumenkörbchen, bewahrt es, und auch das junge Lorbeerbäumchen dort, bewahrt es, ich hab ſie lang bewahrt, ich kann nicht mehr!" Wahrſcheinlich meinte ſie zwei Pfleglinge ihres Gebets aus ihrer Familie.

Am 8. Februar Abends betete ein Prieſter bei ihrem Lager, ſie küßte ihm dankend die Hand, bat ihn, bei ihrem Tode gegenwärtig zu ſein und ſprach: „Jeſus, dir lebe ich, dir ſterbe ich, Herr, dir ſei gedankt, ich höre nicht mehr, ich ſehe nicht mehr!" Später kniete ein Freund betend an ihrem Lager, und da er ſie ſo ganz dem Tode ähnlich ſah, legte er ihr ein Reliquien-Amulet, das ſie einen großen Theil ihres Lebens getragen und vor mehreren Jahren ihm geſchenkt hatte, in ihre fieberheiße Hand, um zu ſehen, ob die Empfindlichkeit für ſolche Gegenſtände ſie nicht verlaſſen habe; ihre Hand ſchloß ſich mit ſichtbarem Erkennen um daſſelbe und öffnete ſich nach einer Weile wieder. Der Freund nahm das Amulet zurück und verließ ſie. Am andern Morgen, den 9ten, fand er die ſilberne Faſſung des Amulets zerſprungen und die beiden deckenden Gläſer in ſeinem Bette liegen. Sie ſtarb an dieſem Tage.

Als man ſie, die ſich ſchmerzlich aufgelegen hatte, etwas erleichtern wollte, ſprach ſie: „Ich liege auf dem Kreuz, es iſt ja bald aus, laſſet mich!" Sie hatte alle Sakramente bereits empfangen, aber ſie wollte ſich nochmals einer ungemeinen Kleinigkeit wegen anklagen, die ſie ſchon ſehr oft gebeichtet hatte, wahrſcheinlich der Art, wie jener Jugendfehler, deſſen ſie ſich oft anklagte, daß ſie nämlich als Kind durch den Zaun eines fremden Gartens gekrochen ſei, und mit Lüſternheit nach vom Baume gefallenen Aepfeln geſchaut habe, genommen habe ſie, Gott ſei Dank! keinen. Dieſer Fehler erſchien ihr gegen das zehnte Gebot. Der Prieſter gab ihr die Generalabſolution. Sie ſtreckte ſich; man glaubte, ſie vollende. Es trat Jemand an ihr Lager, der ſie vielfach betrübt zu haben glaubte, und bat um Vergebung.

Sie ſchaute ihn ſtaunend an, und ſprach mit großem Ernſt und dem Ausdrucke der Wahrheit: „Es iſt kein Menſch auf Erden, gegen den ich etwas hätte.“

Schon in den letzten Tagen, da man ihren Tod ſtündlich erwartete, waren mehrmals einzelne Freunde in ihrer Vorſtube, und da dieſe leiſe Worte von ihrer Geduld, ihrem Glauben u. ſ. w. zu einander flüſterten, die ſie unmöglich hören konnte, klang plötzlich ihre flehende ſterbende Stimme aus ihrer Kammer heraus: „Ach! um Gotteswillen, ſprecht kein Lob von mir, das hält mich auf, ich muß dann Alles doppelt leiden, o beklaget mich nicht, o Herr! da fallen viele neue ſchöne Blumen auf mich nieder.“ Die Blumen ſah ſie aber immer als das Vorbild der Schmerzen. Die Abweiſung des Lobes ging aus ihrer Ueberzeugung hervor: „Gott allein iſt gut. Alles muß bezahlt ſein, bis auf den letzten Heller, ich bin arm und voll Schuld, ich kann Gott dieß Lob nicht zahlen, als mit Leiden in Vereinigung mit den Leiden Jeſu Chriſti, lobt mich nicht, laſſet mich ſterben verſchmäht mit Jeſu am Kreuz.“ (Aehnlichen Widerſtand einer bereits gehörloſen Sterbenden gegen Lob in ihrer Nähe erwähnt Boudon in dem Leben des Pater Surin. Theil 1. Kap. 2.)

Auch heute, wenige Stunden vor ihrem Ende, nach welchem ſie mit den Worten: „Herr, hilf doch! komme doch, Jeſu!“ mehrmals flehte, ſchien ſie das Lob Anderer zu hindern, und ſie ermannte ſich daher nochmals kräftig mit folgendem Acte der Demuth proteſtirend: „Ich kann nicht ſterben, da ſo viele gute Leute aus Irrthum Gutes von mir denken, ſaget doch Allen, daß ich eine elende Sünderin bin. Ach! könnte ich doch ſo laut rufen, daß alle Menſchen es hörten, wie ich eine elende Sünderin bin, tief unter dem frommen Mörder am Kreuze; denn dieſer und Alle damals hatten nicht ſo viel zu verantworten, als wir, weil wir alle Gnaden der Kirche haben!“

Nach dieſer Erklärung war ſie ſehr beruhigt und ſagte dem ſie tröſtenden Prieſter: „Ich bin jetzt ſo ruhig und habe ein

ſolches Vertrauen, als hätte ich nie eine Sünde begangen.“ Ihr Blick war ſehnſüchtig auf das Kreuz zu Füßen ihres Lagers gerichtet, ihr Athem flog heftig, ſie trank oft, und ſo ihr das kleine Kreuz zum Kuſſe gereicht wurde, küßte ſie immer demüthig nur die Füße des Gekreuzigten. Ein Freund, der weinend zu Füßen ihres Lagers kniete, hatte den Troſt, ihr öfters Waſſer zur Labung zu reichen; da legte ſie plötzlich ihre rechte Hand auf die Bettdecke, die vernarbte Stelle des Wundmales ſchimmerte weißlich, er ergriff ihre Hand, ſie war kalt, und da er ſich innig nach einem Zeichen des Abſchiedes ſehnte, drückte ſie ſeine Hand leiſe. Ihr Anblick war rein, ruhig und friedlich, aber von einem erhabenen Ernſte, und hatte den Ausdruck eines mit höchſter Anſtrengung zum heiligen Ziele Rennenden, der den Kranz ergreifend niederſinkt und ſtirbt.

Jetzt betete der Prieſter noch die Sterbegebete bei ihr, und ſie fühlte ſich noch ermahnt, einer frommen jungen Freundin vor Gott in Liebe zu gedenken, deren Namensfeſt heute war. Es ſchlug acht Uhr, ſie athmete einige Minuten heftiger und rief dann etwa dreimal mit lauterem Stöhnen: „O Herr, hilf! O Herr, o Herr, komm!“ der Prieſter klingelte und ſprach: „Sie ſtirbt!“ Mehrere Verwandte und vertraute Perſonen traten aus der Vorſtube in die Kammer und knieten betend nieder, ſie hatte die brennende Sterbkerze in der Hand, die der Prieſter unterſtützte; ſie ſeufzte einigemal leiſer, und nun eilte die reine bräutlich geſchmückte Seele von den keuſchen Kinderlippen ihres gekreuzigten Leibes ihrem himmliſchen Bräutigam entgegen, voll der Hoffnung, ſtatt des Liedes der Weiſſagung, das einſt aus ihrem Munde die ſterbende Nachtigall wieder belebte, das neue Lied im Chore der Jungfrauen zu empfangen, welche dem Lamme folgen, wohin immer es gehe. — Leiſe ſank ihr entſeelter Leib nach der Seite auf die Kiſſen nieder, um halb neun Uhr Abends den 9. Februar 1824.

Jemand, der Antheil an ihr genommen, ſchrieb: „Nach ihrem Tode nahte ich ihrem Lager. Sie war etwas zur linken Seite in die Kiſſen geſunken, über ihrem Haupte ragten ein paar Krücken hervor, die gekreuzt im Winkel ſtanden, Freunde hatten ſie ihr verfertiget, als ſie auf eine Gebetserhörung im September einigemal in der Kammer herumgehen konnte. Neben ihrem Angeſichte hing ein kleines Oelgemälde, den Tod Mariä vorſtellend, das ihr die Fürſtin Salm geſchenkt. Der Ausdruck ihres geſenkten Angeſichtes war von erhabenem Ernſt, es lag gleichſam die letzte Fußſtapfe des geduldigen, entſagenden Opfers bis zum Tode darauf, ſie ſchien in liebender Arbeit für Andere um Jeſu willen geſtorben. Ihre rechte Hand ruhte auf der Decke, — dieſe wundervolle Hand, an welche Gott die unerhörte Gnade geknüpft hatte, alles Heilige, alles von der Kirche Geweihte durch das Gefühl zu erkennen. Eine Gnade, wie ſie vielleicht noch nie in dieſem Maße gegeben war, eine bei weiſer Beobachtung in ihren Folgen unberechenbare Gnade, wahrhaftig nicht allein zu geiſtlicher Unterhaltung eines unwiſſenden Bauernmädchens gegeben, eine Gnade, ſo folgenreich, daß von ihr, wäre ſie nicht erkannt, nicht gewürdiget, nicht angewendet worden, Rechenſchaft gefordert werden würde.

„Ich ergriff dieſe mit der ehrwürdigſten Signatur des höchſten Mitleidens bezeichnete Hand zum letzten Male, ſie war kalt und lebte nicht mehr, dieſes geiſtliche Sinnwerkzeug, welches durch die ganze Natur hindurch alle geheiligte Subſtanz auch in einem Stäubchen verfolgte, erkannte und verehrte, ſie war todt, dieſe demüthige, wohlthätige, fleißige Hand, die ſo viele Hungernde geſpeiſt, ſo viele Nackte bekleidet hatte.

„Es war eine große Gnade von der Erde entflohen, der Wille Gottes hatte dieſe für die Wahrheit zeugende, betende, Schmerzen opfernde Hand ſeiner Braut von uns abgezogen, und ſie ſchien dieſe Hand ſterbend nicht ohne Bedeutung, gleich dem

Symbol einer ihr aus der Gnade Gottes übergebenen Kraft, entſagend auf die Decke niedergelegt zu haben.

„Da die unruhige Geſchäftigkeit mancher weltlichen Vorſorge um ſie her gleich nach ihrem Verſcheiden mir den feierlichen Eindruck ihres Anblickes zu trüben drohte, verließ ich ihre Wohnung mit dem Gedanken: hätte ſie gleich den Einſiedlerinnen in der Wüſte einſam in der ſelbſt gegrabenen Grube ſterben können, hätten ihre Freunde, die Vögel, ſie mit Blumen und Blättern zugedeckt, oder hätte ſie gleich anderen Perſonen ihres Standes und Werthes unter gottgeweihten Jungfrauen ſterben, und eine ſo rührend würdige Beachtung und Pflege bis zum Grabe empfangen können, wie wir dieſes z. B. von Columba von Rieti leſen, es wäre dem Gefühl erbaulich und beruhigend geweſen; aber ich war zugleich überzeugt, daß alle Pflege und Beachtung, welche ſie in und nach dem Tod empfangen, ihrer Liebe zu Jeſus betrübend ward, dem ſie auch ſterbend ähnlicher zu werden ſich ſehnte.“

Später ſchrieb der nämliche Freund Folgendes: „Leider ward von dem Zuſtand ihres Leibes nach dem Tode, den man im Leben doch ſo ſehr damit beunruhigt hatte, keine officielle Kenntniß genommen, ſelbſt durch ihre Umgebung nicht. Wahrſcheinlich war die Scheu vor irgend einer auffallenden Erſcheinung, und daraus möglichen Störungen, allein Schuld an dieſer Verſäumniß. Mittwoch den 11ten ward ihre Leiche zu Grabe bereitet. Eine fromme ſinnige Frau, welche ſich dieſen letzten Liebesdienſt nicht nehmen ließ, ſagte mir: „Ihre ausgeſtreckten Füße waren gekreuzt wie die Füße eines Kruzifixbildes. Ihre Wundmale waren gerötheter als gewöhnlich; da wir ihr Haupt erhoben, floß Blut aus Naſe und Mund, alle ihre Glieder waren weich und biegſam bis in den Sarg.“

„Freitag den 13. Februar ward ſie mit großer Theilnahme des ganzen Ortes zu Grabe begleitet. Sie ruht vom Eintritt in den Kirchhof zur linken Seite des Kreuzes gegen den Zaun zu. Im Grabe vor dem ihrigen ruht ein frommer alter Bauer

aus Welde, im folgenden eine brave Bäuerin aus Dernekamp. — An dem Begräbnißtage trat noch Folgendes ein: Am Abend kam ein reicher Mann, nicht zu Pilatus, ſondern zu dem Pfarrer des Orts und bat um den Leichnam der Verſtorbenen, nicht um ihn in ein neues Grab zu legen, ſondern um ihn gegen eine bedeutende Summe in Auftrag eines holländiſchen Arztes zu kaufen. Er ward natürlicher Weiſe abgewieſen, aber in dem kleinen Ort entſtand nun allerlei Gerede über den Text Matth. 28, 13. ſie hielten die Leiche für geſtohlen, auch höre ich, ſie ſollen auf dem Kirchhofe nachgeforſcht haben, ob das Grab nicht verletzt ſei."

So weit der obige Schreiber. Aus einem Bericht über ihren Tod im Decemberhefte der katholiſchen Lit. Zeitung von Kerz 1824, welcher, von einer uns unbekannten Hand herrührend, dennoch wohl begründet erſcheint, ſetzen wir noch hieher: „Ungefähr ſechs oder ſieben Wochen nach ihrem Tode wurden wegen dem Gerüchte, der Leib ſei entwendet, das Grab und die Lade auf geheimen höhern Befehl in Gegenwart von ſieben Zeugen eröffnet. Mit frohem Erſtaunen ſahen dieſe, daß die Verweſung über den Leichnam der Frommen noch keine Macht erhalten hatte. Lieblich waren ihre Geſichtszüge, wie einer Schlafenden unter ſeligem Traume. Sie war wie eine vor wenigen Augenblicken Begrabene. Nicht der mindeſte Leichengeruch ward bemerkt. — „Des Königs Geheimniß zu bewahren," ſagt Jeſus Sirach, „iſt Pflicht; aber Pflicht iſt es auch, die Herrlichkeit der Erbarmungen Gottes der Welt zu offenbaren." "

Wie wir vernommen, ſoll ein Stein auf ihrem Grabe ruhen. Wir legen dieſe Blätter dankbar auf denſelben, mögen ſie beitragen, daß die Wohlthäterin vieler Armen an Leib und Seele, und der Ort, wo ſie der Auferſtehung harret, nicht vergeſſen werde!

Bilder und Geſprüche

aus

Paris.

Der Wegweiſer durch Paris.

Ich hatte ſo Manches von Paris gehört, und was ich gehört, hatte mich mit Trauer und Abſcheu vor dieſer Stadt erfüllt. Iſt es ja doch das Laſter, welches ſich überall und vor Allem in den Hauptſtädten, den großen Reſidenzen des Weltgeiſtes, ſchamlos vordrängt und den Pfauenſchweif der Welteitelkeit mit ſeinen tauſend bunten Farben ſchillern läßt und mit gellender Stimme den Vorübergehenden ſeine Reize anpreiſt; während das Gute in ſtiller Verborgenheit, in den Hütten des Kummers und des Elendes, fern ab von dem Prunk und den geräuſchvollen Feſtgelagen der Welt demüthig und geräuſchlos ſein Werk vollbringt.

So kam ich nach Paris. Und als ich dort die in allem Glanze berauſchte Ausſtellung von Luſt und Laſter ſah, als die ſtete Variation deſſelben Lügenthumes mich in unzähligen Tageblättern überall anſchrie, ſo daß Jeder den Sirenengeſang der Verführung in ſeiner Lieblingsweiſe, ſeiner Mundart, ja im Tacte ſeines eigenen Pulsſchlages hören kann, da erwachte in mir, in einzelnen Momenten, das Gefühl, als ſtehe dieſer Ort auf dünner Decke, wie auf einem Reſonanzboden, über dem Abgrunde der Hölle und könne jeden Augenblick in die Tiefe ſtürzen, wie ich als Kind in mancher ſchönen Sage von ſtolzen alten Schlöſſern und ihren gottloſen ſchwelgenden Herren gehört hatte.

Nachdem ich aber mit ſo manchen frommen und ernſten Männern bekannt geworden, da lernte ich an ihrer Hand auch Paris von einer andern Seite kennen, worauf der gewöhnliche Fremde freilich nicht durch die ungeheuren Anſchlagzettel, die

die Häuſer in ſeinen beſuchten Straßen bedecken, aufmerkſam gemacht wird, ſo daß er Jahre lang dort weilen kann, ohne hievon irgend etwas zu gewahren. Denn Gott und die Welt haben hier ihr eigenes Reich, es gibt ein weltliches und geiſtliches Paris, und nur dann, wenn die Welt im Elend und in der Verzweiflung iſt, geht ſie zu den Dienern des andern Reichs und läßt ſich ihre Thränen trocknen, ihre Wunden heilen und ihren Hunger ſtillen, ſonſt aber geſtattet ſie ihnen kaum, ſich mit dem Zeichen ihrer Würde, da, wo ſie ſelbſt in ihrem Glanze herrſcht, offen zu zeigen.

Mit Staunen und Rührung gewahrte ich die große Anzahl der reichlichſt ausgeſtatteten, und meiſt von geiſtlichen Händen in der höchſten Vollkommenheit verwalteten, milden Anſtalten. Ich ſah die Schaaren dieſer Gott zur Armen- und Krankenpflege geweihten Jungfrauen der verſchiedenſten Orden, wie ſie ihre ſchweren Pflichten mit Freudigkeit verrichteten; ich ward Zeuge von ſo unzähligen Beiſpielen der Aufopferung, Ueberwindung, Entſagung, Barmherzigkeit, Geduld und Menſchenliebe um Jeſu willen, daß ein anderes, an Bewunderung grenzendes Gefühl von Sicherheit mich erfüllte.

Die Fülle geiſtlicher Barmherzigkeit, welche ich hier helfen und heilen ſah, verhielt ſich zu den Anſtrengungen der Welt Unheil zu ſtiften, als ſchaue eine Sonne voll Himmelslicht und Lebenswärme in eine trübe, dampfende, ſchmutzige Illumination des Palais royal und ſeinen betäubenden Lärm hinab. Ich fühlte lebendiger als je, daß wenige Menſchen, die ſich ſelbſt um Jeſu willen überwinden und verbinden, durch die Kraft ſeiner Gnade ſtärker ſind, als große Schaaren der Heroen irgend einer Zeitpartei, die, um die Gelüſte ihres Ichs zu befriedigen, in des Teufels Namen eins zu werden ſcheinen, und es doch nie werden, noch werden können, weil nur Jeder ſich ſelbſt ſucht und findet.

Es war mir, als ſähe ich das arme, gehetzte Weltvolk

durch eine kleine Zahl helfender und betender Hände gegen die Räder aller Höllenmaſchinen geſchützt, die es fortwährend, ſelbſt von ihnen getrieben, in wildem Rauſch umtreibt. Ich fühlte die ſiegende Gegenarbeit des guten, auf Glauben, Hoffen und Lieben gegründeten Willens gegen alle unermüdet getriebenen Minen des böſen Willens, der wie die hohnlachende Verzweiflung arbeitete; und ſo kehrte ich, beruhigt in Frieden und Mitleid, durch den babyloniſchen Triumph, der alle Straßen füllte, nach meiner Wohnung zurück.

Hier nahm ich meinen Wegweiſer durch Paris zur Hand, den mir ein Freund in Deutſchland auf die Reiſe geſchenkt hatte. Auch er hatte meine Abſcheu und meine Furcht vor Paris getheilt, und ſo entdeckte ich zuerſt folgende Mentors-Verſe, welche er mir warnend hineingeſchrieben hatte:

„Nimm hin den Faden durch das Labyrinth,
Das ſchrecklicher als jenes alte iſt,
In deſſen ausweglosem Pfadgewind
Ein ſcheußlich Ungeheu'r den Wandrer frißt,
Denn hier, mein Freund! ſchreckt dich kein greulich Thier,
Hier trägt der Drache menſchliche Geſtalt;
Hier iſt die Schlange Weib, der Teufel Cavalier;
Hier thut dir Glanz und Tanz und Farb' und Duft Gewalt,
Hier iſt die Sitte Kuppler, Freundſchaft Seelverkäufer;
Die Treu' Falſchmünzer und die Unſchuld Werber;
Der Buſenfreund Spion, die Ehre Ueberläufer;
Die Lilie trägt am Hut hier der Verderber,
Mit Roſen deckt ſich hier ſchamloſe Schande,
Von Veilchen duftet hier die feile Peſt,
Der ſichre Weg ſtreift hier am Höllenrande,
Und über'm Abgrund ſchwebet hier der Tugend Neſt.
Du wagſt dich hin! Gott ſtärke dich zum Helden
Und mach' für Sünd' dich taub und blind und lahm;
Auf daß dies Blatt er möge Lügen ſchelten,
Wenn beſſer er hinwegzieht als er kam."

Ich war ſo tief gerührt und ſo gründlich erbaut durch alle die chriſtlichen Liebeswerke, welche ich eben von ſo vielen gottgeweihten Jungfrauen in ſtiller Emſigkeit hatte ausüben ſehen, daß ich nicht umhin konnte, es darauf zu wagen und das Blatt meines Freundes jetzt ſchon mit folgender Unterſchrift Lügen zu ſchelten:

„Ich nahm das Kreuz und zog durch's Labyrinth,
Das wie ein Garten voll von Dornen war,
Drin ſaß das Mitleid, ein verſchleiert Kind,
Und weihte ſich als Opfer am Altar;
Erhob ſich in jungfräulicher Geſtalt,
Und war ein Engel und der Satan bebte,
Denn Huld und Treu' und Fleiß that ihm Gewalt,
Wo die geweihte Jungfrau helfend ſchwebte.
Den Kreuzweg baute ſie am Höllenrande,
Trug dornbekränzt ihr Kreuz dem Herren nach;
Die Roſe lehrt erröthen da die Schande,
Der Lilie Reinheit theilt der Sünder Schmach;
Da ward die Sitte Keuſchheit, Freundſchaft Jeſusliebe,
Die Treue Chriſtenthum, die Anmuth Himmelswerber,
Der Glaube Werk, Pflichtweihe ward zum Triebe,
Die Hand der Einfalt pfleget den Verderber
Und führt Verzweiflung in die Kinderlehre.
Der Unſchuld Thränen heilten ſeile Peſt;
Um Jeſu Kreuz und Schmach war ihre Ehre,
In ſeiner Seite war der Taube Neſt.
Ihr ſah ich zu und nicht den Tageshelden,
Für deren Glorie ward ich taub und blind und lahm,
Und konnte Freundes Drohung Lügen ſchelten,
Weil beſſer ich hinwegging, als ich kam.“

Das Tagebuch.

Nachdem ich die Verse in das Geschenk meines Freundes geschrieben, öffnete ich das Fenster und blickte hinab in die bewegte Straße. Wagen, Reiter und Fußgänger zogen an mir in geschäftiger Eile und im bunten Wechsel vorüber. Alle, die ich sah, gingen dieselbe Straße neben einander, und doch schien jeder seinen eigenen, einsamen Pfad zu gehen. Keiner kannte, Keiner grüßte den Andern, Jeder folgte seinem eigenen Interesse. Die Aufmerksamkeit, die sie einander schenkten, beschränkte sich vorzüglich darauf, einander auszuweichen, und in dem Gedränge, wenn sich die Straße sperrte, sich vor Taschendieben, vor den Hufen der Pferde und den Rädern der Wagen vorzusehen. Dazwischen kreischten die heiseren Stimmen der Colporteurs aller Art, der Savoyarden und der Ausrufer der Journale und Straßenliteratoren wirr durcheinander. Jeder pries seine Waaren an, suchte den Andern zu überschreien und die Aufmerksamkeit des vorübereilenden Publikums auf sich zu ziehen.

Mir erschien dies Treiben wie ein großes Bild des Egoismus, und es ward mir dadurch klar, wie der Geist eines Hauptstädters, der stets in diesem ruhelosen Meere gleich einer der tausend Wellen hin- und hergetrieben wird, so leicht den Charakter eines kalten in jedem Augenblicke sein Interesse verfolgenden Egoismus annehmen wird. Denn wie sie hier auf den Straßen, Einer unbekümmert um den Andern, an einander vorüber rennen, wie sie sich drängen und stoßen, Einer dem Andern zuvorzukommen sucht, und im Geschrei einander überbieten, so rennen sie, dachte ich, in den Büreaux der Administration nach Aemtern, so suchen sie in den Ministerien einander zu stürzen, so überschreien sie sich in den Kammern, so überbieten sie sich auf der

Börſe, und ſo möchte Einer den Andern in den Salons überglänzen. Ueberall hat Jeder nur ſein Intereſſe im Sinne, wie hier auf der Straße die Nummer des Hauſes, dem er zueilt.

Der Abend ſenkte ſich mehr und mehr hernieder, aber die Ruhe des Abends kam nicht mit ihm herab, ja mit der Nacht ſchien erſt das Leben recht zu erwachen und immer geräuſchvoller zu werden. Die Unruhe, die die Straße bewegte, theilte ſich auch mir mit, und meine Gedanken drängten ſich wirr durcheinander gleich den Vorübereilenden. Ich hätte gern nach den ſtillen Sternen hinaufgeſchaut, aber die Häuſer gegenüber waren ſo hoch, daß man den Himmel nur, wie durch die ſchmale Spalte eines Gefängniſſes erblickte; und die Gaslichter in den Häuſern warfen ein ſo blendendes Licht, daß das mildere der Sterne wie verſchüchtert ſich vor ihnen barg.

Ich ſchloß das Fenſter und ging in dem Zimmer auf und ab, aber auch hier tönte der Lärm immer noch in mein Ohr, und bei jedem vorüberrollenden Wagen zitterte der Boden. Wie kann hier der Menſch, dachte ich, bei dieſer Uebermacht der Aeußerlichkeit zu ſich ſelbſt kommen. Und manches, was mir früher ein Räthſel geweſen, ſchien mir nun natürlich, wenn ich bedachte, daß bei allem, was ein Pariſer Geiſt denkt und ſinnt, der Lärm der Straße zu ihm hinauftönt und ſeine Gedanken beherrſcht. Wie Manchem muß es daher geſchehen, daß er wähnt, er ſchreibe ſeine eignen Empfindungen nieder, während es nichts iſt, als der Nachhall des Geſchreies auf den Straßen und das Ohrengeſummſe deſſen, was er in den Salons gehört.

Nach und nach ward ich indeſſen abgeſtumpft gegen den eintönigen Lärm, die Friedensbilder, die ich am Tage meiner Pilgerſchaft geſehen, tauchten in meinem Innern wieder auf, und wie eine duftende Schattenlaube umrankten mich die Erinnerungen und wurden mächtiger und mächtiger. Kein Ton der Straße drang mehr zu meinem Ohre, der Friede theilte ſich mir mit,

und ich ſchrieb ruhig folgende Betrachtung in mein Tagebuch: Wie viele jener Anſtalten der Barmherzigkeit und Andacht, die Jahrhunderte ihren Segen über die chriſtliche Welt verbreitet, hat nicht die neuere Zeit in ihrem nimmerſatten Hunger verſchlungen. Iſt es aber nicht eine belehrende Erfahrung, daß ein großer Theil von Europa, nachdem er jenen Reichthum an zeitlichen Gütern, den er der Kirche zum Vorwurfe machte, längſt verdaut hat, doch kein wahres Gedeihen davon empfinden will. Ja, daß ſelten Kräfte genug vorhanden ſcheinen, der herzzerreißenden Armuth, der großen Unwiſſenheit an frommendem Wiſſen, der vielfach beklagten Sittenloſigkeit der Jugend und niederen Stände abzuhelfen!

Sehen wir nicht öfters, daß trotz aller öffentlichen Unterrichts- und Armeninſtitutionen, die Behörden großer Reſidenzen ihre Mittel als unzureichend erklären, und daß die Barmherzigkeit der Einzelnen ſich ſelbſt in Vereinen ſammeln muß, um bei aller Anſtrengung und Aufopferung doch nur die Sache leidlich von Tag zu Tag zu friſten, ohne für die Zukunft vorbauen zu können. Wohin iſt dann der Esprit de miséricorde aller ſäculariſirten Abteien übergetrieben worden? Die Corda ſind verſteint und die Miſeri haben alle Welt angefüllt.

Aber die Armuth glaube nur an die göttliche Barmherzigkeit. Er wird ſie nicht verſchmachten laſſen; wenn die Quellen, Brunnen und Ziſternen verſchüttet oder vergiftet ſind, ſendet er das Mitleid, die Thautropfen von den Blättern der Bäume zu ſammeln, um den Dürſtenden zu erquicken. Hat er doch einſtens einem ſterbenden Indianer, der herzlich nach Belehrung flehte, mitten in der waſſerloſen Wildniß in der letzten Lebensſtunde einen reiſenden Miſſionär, einen der vielgeſchmähten Jeſuiten, zugeführt, der ihn mit den abgeſtreiften Thautropfen erquickte und taufte. Dieſer Bote des Glaubens meinte ſich verirrt zu haben, und war doch recht auf dem Wege ſeiner Sendung.

Wohl iſt es eine der tröſtlichſten Wahrheiten, daß Elias in der allgemeinen Noth Iſraels eine Hand voll Mehl und ein wenig Oel bei der gläubigen, barmherzigen Wittwe fand, und daß er, von ihr geſpeiſt, ſagte: „Du und dein Sohn ſollſt auch davon eſſen; denn ſieh, es ſpricht Gott, der Herr Iſraels, Oelkrug und Mehl ſollen dir nicht ausgehen, bis der Herr die Erde erquicken wird!“

Wie oft ſchon hat das Centraliſiren aller Hilfsquellen und Armenmittel den größten Theil der Oberfläche drückendem Mangel ausgeſetzt und das geraubte Gut des Einzelnen iſt ſegenslos wie ein verrückter Schatz verſchwunden. Immer aber hat ſich Eliä Verheißung am Oelkrüglein der Wittwe bewährt, und hat ihr den kranken Sohn geheilt, und hat mit ſeinem Gebet die Regenwolke über Iſrael ſegnend ausgeleert. Jenem Oelkrüglein der Wittwe, die dem von Ahab verfolgten Propheten glaubt und ihn ernährt, gleicht aber die vereinte geiſtliche Thätigkeit, aus der wir zu aller Zeit in großer geiſtlicher oder leiblicher Bedrängniß Hilfe hervorkommen ſahen, die nach Maßgabe des ewigeren oder zeitlicheren Werths, oder nach dem mehr oder weniger geiſtigen Leben in der Liebe der erſten Anregung, vergänglich oder anhaltend war, bis Gott das Land mit Regen erquickte. Solche Thätigkeit im Verein aber iſt die erſte Geſchichte aller ſo ſchnöde verſchrienen geiſtlichen Orden, und namentlich auch der ſo ſegenbringenden und von Freund und Feind bewunderten Inſtitute der barmherzigen Schweſtern und Brüder aller Gattungen. Welchen Segen ſah Frankreich und Lothringen und ein großer Theil der Welt nicht dem heiligen Vincentius a Paula und ſeinem Orden der Miſſion entſtrömen, und während die moderne Weisheit über die Miſſionäre in Frankreich, und erſt neuerlich noch in Belgien, läſterte, bewundert ſie die Töchter der Barmherzigkeit, welche doch aus den Miſſionen hervorgegangen; denn auf einer Miſſion nahte ein armes Hirtenmädchen dem

heiligen Vincentius, und fragte ihn demüthig, ob es wohl gut ſei, daß ſie arme Kinder leſen lehre, ſie habe es von ſelbſt bei der Heerde gelernt, nachdem ein guter Menſch ihr eine kleine Anweiſung gegeben. Die demüthige, gehorſame, keuſche Hirtin war die erſte unter den Töchtern der chriſtlichen Liebe dieſer bewunderungswürdigen Anſtalt, welche von der Revolution verfolgt und mißhandelt, nicht aufhörte zu heilen und zu ſegnen, und als die Bürgerwohlthäterinnen kurze Zeit in den Hôtels d'humanité Alles verderben und verwildern ließen, als demüthige, treue Bräute des Erlöſers zum Heile der Armen und Kranken wieder gerufen wurden.

Alle dieſe Anſtalten, von heiligen Prieſtern erweckt, gegründet, geregelt und in ihren Individuen geleitet und getröſtet, haben den greulichſten Sturm gegen die Religion und Ordensvereine, die Revolution überlebt. Man ſieht über ſie hin und läßt ſie thun; man hat keine andere Sorge für ihr geiſtliches Beſtehen, als ihnen Kranke und Arme genug aufzubürden; aber wo irgend eine Anſtalt gegründet wird, welche den Geiſt der Gottſeligkeit, der Einfalt, der Demuth, des Gehorſams, der Keuſchheit, der Buße, der unbedingt an den Erlöſer hingegebenen Liebe verbreiten und jenen Geiſt wieder erwecken ſoll, aus dem die Glieder der Anſtalten allein tüchtig hervorgehen, oder von dem ſie veranlaßt werden; da ertönt ein Angſtgeſchrei über Obſcurantismus, Prieſterherrſchaft, Mönchsdummheit, Zeloten, Proſelytenmacher, und alle die Höhlen der Beſeſſenen bei Gergeßa hallen wieder, als ſeien die Teufel aus den Schweinen wieder in ihr alten Quartiere gefahren.

Iſt aber nicht die allgemeine Bewunderung dieſer Anſtalten bei Allen, die ſie kennen, und die Sehnſucht aller hilfebegierigen Behörden nach ſolchen Inſtituten eines der tröſtlichſten Zeichen der Zeit? Allerdings, aber nicht überall und in dem Grade, wie es ſcheinen möchte und ſich Viele überreden wollen. Denn nur

zu oft fehlt dem Wunſche der Zeit nach ſolchen Inſtituten noch gar ſehr ein in wirklicher Liebe wurzelndes Verdienſt. Ehe die Zeit Buße gethan, hat ihre Sehnſucht keine Wahlverwandtſchaft zu ſolchen Anſtalten, deren Lebensprinzip ganz geiſtlich iſt. Leider gleicht ihre Sehnſucht nach dergleichen oft nur dem Hunger eines Müßiggängers oder bankerotten Projectenmachers nach Brod, der das Feld nicht bauen und das Korn nicht erndten will, es gern aber hier mit Geld erkaufte, weil er ſchwerer Gewicht und beſſeres Gebäck um geringeren Preis erhält. Ein Zeichen, welches ich in der Zeit für verſprechender halte, iſt der ſich an allen Orten regende Trieb zu den mannigfachſten Hilfsvereinen. Erklärt ſie nicht dadurch ihr Unvermögen, und wird ſie ſeiner nicht dadurch mehr und mehr bewußt werden? Während ſie noch, wo ſie nur hinreichen kann, das wenige Uebrige von geiſtlicher Aſſociation mit der rechten Hand zu zerſtören ſtrebt, muß ihre linke bereits wieder Subſcriptionen und Beiträge für weltliche Vereine aller Art unterzeichnen. So wird vielleicht einmal die Zeit kommen, wo dies nicht mehr hinreicht, und ſie nicht als eine ſpeculirende Rechnerin, ſondern als eine reuige Sünderin zum Altar ihre Zuflucht nimmt, um von dem geiſtige und leibliche Stärkung auf immer zu empfangen, der alle Müden und Gedrückten zu ſich gerufen und ihrer mit ausgebreiteten Armen harret.

Orden.

Das Sprichwort: „Wie man in den Wald ſchreit, ſo ruft es auch wieder heraus," ſcheint ſich auch an dem Einfluſſe zu bewähren, den Frankreich auf ſeine Nachbarn ausübt. Die meiſten Reiſenden finden dort was ſie ſuchen, Zerſtreuung, Thorheit, ſinnliche und ſündliche Beluſtigung, und während ſie der Welt bis zum Ekel dort nachgehen, oder ſich wenigſtens allein von ihr führen laſſen, legt dieſe ihnen neben der großen Rechnung noch das Trinkgeld auf, auf alles, was dort von der Religion und Geiſtlichkeit ausgeht, zu ſchmähen und zu ſchimpfen. Wie üble Wanderer, die von einer Schenke zur anderen ziehen, ihren allgemeinen Grimm gegen alles, was ſie nicht durch die Kehle jagen können, an den ſchattenden Bäumen des Weges, an der Verzäunung der Gärten und an dem Kreuzbild und den Denkſteinen chriſtlicher Helden, den ſtummen Predigern des Pfades, zerſtörend auslaſſen: ſo auch jene ſteten Schreier von Congregationen, Klöſtern, Miſſionen, Nonnen, Predigten, Proceſſionen u. ſ. w., die ihnen gar nichts in den Weg legen, und ohne deren ſtilles Segenbringen ihnen vielleicht der Reiſekoffer mit ſammt dem Tagebuche würde abgeſchnitten werden. Aber es gleicht die Zeit dem ſteinigenden Saulus, für den Stephanus betete. Auch ſie wird zur beſtimmten Zeit zum Paulus werden.

Eine einzige geiſtliche Anſtalt nur vermag dieſe Schreier nicht ganz zu ärgern. Ja ſie ſind oft mit einigem Achſelzucken recht von ihr entzückt. Dieſes aber iſt die Kranken- Armen- Waiſen- und Findelkinderpflege durch die ſogenannten soeurs und filles de charité (Schweſtern und Töchter der chriſtlichen Liebe) von verſchiedenen Genoſſenſchaften, aber gleicher Voll-

kommenheit in christlichem Berufe. Man streift durch ein Hospital oder das Findelhaus von Paris, und kann sich einer eleganten Rührung über die Reinlichkeit und liebevolle Pflege, und die Entsagung der barmherzigen Schwestern nicht enthalten, deren christliche Aufopferung selbst diesen Häusern des Ekels und Schauders für die Weltleute den Beigeschmack von anmuthigem Ernste zu geben vermochte. In das Vaterland zurückgekehrt, hängt man dem Ende des babylonischen Reiseberichtes, nachdem man die weltlichen Herrlichkeiten mit geistlichen Greuelmährchen schattirt hat, als Norm an:

„Ja die Hospitalschwestern, die soeurs de charité, die filles de St. Vincent, die soeurs de St. Thomas de Villeneuve, die soeurs de Ste. Marthe, de St. Charles u. s. w., das sind Klosterfrauen, das sind christliche Anstalten, die ich mir gefallen lasse, das ist noch eine nützliche Anstalt der Kirche, die muß man einführen, die müßten wir hier haben, es ist unbegreiflich, was sie leisten, und sie kosten nicht die Hälfte von dem, was unsere Hospitäler kosten, es ist unbegreiflich, daß man sie nicht überall einführt."

So sprechen alle Jene, welche gern treue, fromme, unermüdete, christliche Dienstboten haben möchten, ohne selbst diesen eine christliche Herrschaft werden zu wollen. Man hält es für sehr möglich, alle diese Bequemlichkeiten der Religion zu erhalten, denn man hat Geld und will ja bezahlen, und zwar um so lieber, da es weniger kosten soll. Indem man nicht aufhört, die drei evangelischen Räthe des freiwilligen Gehorsams (Phil. 2, 8. Matth. 19, 27. und Matth. 16, 24), der freiwilligen Armuth (2. Kor. 8, 9. Matth. 19, 27. 2. Kor. 6, 10. Matth. 19, 21), und der freiwilligen Keuschheit (Matth. 19, 12. 1. Kor. 7, 25. u. s. w.) in den socialen Erscheinungen zu verhöhnen, in welchen sie nothwendig aus ihrer Natur in den Theilen der Gesellschaft hervorwachsen müssen, welche zu der Sonnenseite der ewigen Religionswahrheit gerichtet sind, indem

man den Baum entwurzelt, und abrindet, und anbohrt und verflucht, ſchaut man lüſtern nach ſeinen Früchten, und ſcheint hochverwundert, daß man ſie nicht für Geld kaufen kann.

Wer aber das Kreuz nicht will, wird auch ſeine Früchte nicht erndten. Sehr weltlich, d. h. ſehr obenhin, bis es hinabgeht, ſchmäht man die geiſtlichen Genoſſenſchaften, welche, außer dem Prieſteramt überhaupt, ſich hauptſächlich dem Gebete, der Betrachtung, dem Unterrichte, der Seelſorge weihen; man ſchimpft ſie Müßiggänger und Finſterlinge, man will nur dieſe Hospitalſchweſtern, ſie ſind bequem und wohlfeil das zu thun, was doch einmal gethan werden muß, was man nicht gern ſelbſt thut und mit aller Weltweisheit, allem Gelde nicht ſo dauernd, mehrend und vollkommen hervorbringen kann. Aber man nimmt ſich nicht die Mühe nachzuforſchen, durch wen dieſe herrlichen Genoſſenſchaften hervorgegangen; ſonſt würde man finden, daß es gerade die Seelenführung jener betenden und betrachtenden und erleuchteten Prieſtergeſellſchaften, und das Beiſpiel, Rath und Gebet jener von der Welt abgezogenen Kloſterfrauen iſt, die man ſo frevelnd ſchmäht; man würde finden, daß Maria, die das beſte Theil erwählte, es iſt, welche dieſe Menſchen zu einer mehr als weltlichen Sorge und Pflege begeiſterte.

In der Kirche, als ein Leib betrachtet, der die vielſinnigen, getrennten, ſich anfeindenden Menſchen zu einem liebenden, harmoniſchen Ganzen verknüpfen ſoll, bilden ſich abſichtslos, weil aus ihrer lebendigen Natur nothwendig hervorwachſend, die verſchiedenſten Vereine geiſtlicher Thätigkeit. Wie in jedem beſeelten Leibe verſchiedene Gattungen von Kräften und Wirkungen zum Wohle des Ganzen in einzelnen Organen ihre Werkſtätte haben, deren keine mangeln oder verletzt werden kann, ohne die Geſundheit des Ganzen zu ſtören, ſo in der Kirche die verſchiedenen Aufgaben des geiſtlichen Lebens, die ſich aus einzelnen Quelladern zu Brunnen ſammelnd, die verſchiedenen geiſtlichen

Genoſſenſchaften hervorbrachten, und wir können, weil ſich der Vergleich darbot, von Jenen, welche ſo ſehr gegen die einzelnen geiſtlichen Orden ſchmähen, wohl ſagen, ſie ſprechen: „Wir haben mit dem natürlichen Brunnen-, Quell- und Regenwaſſer genug, wir brauchen nicht die verſchiedenen Mineral- und Heilbrunnen. Wozu dieſe?“

Fraget den Meiſter, der ſie bereitet, der das Waſſer des ewigen Lebens gibt, fraget die Kranken, die ihr Heil bei denſelben gefunden; oder iſt es die Waſſerſcheu ſelbſt, die euren Unwillen hervorbringt?

Die Kirche, als eine gute Mutter betrachtet, muß nothwendig alle jene Thätigkeiten in ſich entwickeln, welche den Begriff einer guten Mutter umfaßt. Jene aber, welche alle Genoſſenſchaften geiſtlicher Thätigkeiten in ihr verleumden und verfolgen, außer die Kranken- und Armenpflegenden, gleichen verkehrten und thörichten Kindern, welche ſprechen: „Jene dort, die ſich meine Mutter nennt, ſoll nicht für ſich und mich beten, ſoll nicht meine Untugend, wie Hiob ſeinen Ausſatz, vor Gott beweinen, ſie ſoll mir meine verkehrten Wege nicht vorrücken, ſie ſoll nicht die Nächte im Gebete durchwachen, welche ich in Sünde durchſchwärme, ſie ſoll mir meine Luſtgeſellen nicht irre machen und bekehren, ſie ſoll nicht ſparen, um den Armen zu geben, ich will es ſchon durchbringen, ſie ſoll mich nicht die ewige Wahrheit lehren wollen, ich muß mit dem Zeitgeiſte voranſchreiten. Was ich ihr erlaube, was mir ganz wohlgefällt und wirklich recht nützlich iſt, ſoll ſie an mir thun, nämlich: ſie ſoll mir die ungeſtümen Bettler, die meinen Speculationen, Humanitäts- und Culturplänen nicht gewachſen, ja man ſollte ſchier meinen, gar entwachſen ſind, aus den Augen bringen und um ein Geringes anſtändig verſorgen, damit ich gelegentlich davon ſprechen kann. Sie ſoll mir die ekelhaften Kranken billig verpflegen, die meinem Geſundheitscomité den Raum zu ſeinen

Operationen nehmen und meinen Luſtparthien die Luft verpeſten, und überhaupt unangenehme melancholiſche Gedanken, Ekel und viele Unkoſten veranlaſſen, deren Betrag man zum Heile der Menſchheit für ſchöne Künſte und Wiſſenſchaften verwenden könnte.

„Es ſoll ihr auch geſtattet ſein, Kinder der geringſten und ärmſten Klaſſe unentgeldlich ſchreiben und leſen zu lehren, und ihnen die chriſtliche Moral beizubringen, jedoch in dem Maaße nur, daß ſie nie zu Aberglauben oder Andächtelei verkrüpple, nämlich: daß ſie ſich wieder auf den Grad abtragen laſſe, welcher dem Geiſte der Zeit nicht ärgerlich iſt. Ich werde jedoch dieſen Unterricht meinen eignen, gebildeten, aufgeklärten und ſogar ſich ſelbſt gefallenden Schullehrern allein zuweiſen, wenn dieſe erſt mit ihren Studien, ihren Methoden, Prüfungen und mit ihren Ausarbeitungen zur ſittlichen Verbeſſerung der Schulen alle fertig ſind und ſich mit den Eltern und der weltlichen Obrigkeit vertragen haben; vor Allem aber wenn die Fonds ausgemittelt ſind, ſie anſtändig mit Frau und Kindern leben zu laſſen.

„Ich mag auch von ihr leiden, denn ich will ihrer Barmherzigkeit keinen Abbruch thun, daß ſie ſich mit der Verpflegung der Blödſinnigen, Unſinnigen und Raſenden abgebe. Da ſie geduldig und eine gute Haushälterin iſt, wird ſie zehn Narren gut verpflegen für das Geld, was auf meinen Wegen mich gewöhnlich einer koſtet. Auch hier iſt ihre Wohlfeilheit ſehr lobenswerth, um ſo mehr, da ſie heilbare und unheilbare annimmt.

„Endlich will ich ihr auch zugeſtehen, daß ſie ſich ganz unentgeldlich mit der Pflege und Erziehung der Findelkinder und Waiſen beſchäftige, da ſolche Creaturen ein nothwendiges Uebel im gebildeten Leben geworden, und es der Bevölkerung doch heilſam iſt, daß ſie nicht zu Grunde gehen. Und für alles dieſes ſoll ihr mein Wohlgefallen werden mit Vorbehalt

der Inſpection aller Ausgaben und Einnahmen, und meiner Rechte, ſie fortzuſchicken wann ich will, und über die Früchte ihrer Haushaltung anderweitig zu disponiren."

Höre ich recht? Wer ſpricht ſo ſeltſam? — Ja, du hörſt recht, es ſind die Worte der weltlichen Kinder gegen ihre Mutter, die Kirche, deren lehrende und betende Genoſſenſchaften ſie ſchmähen und deren Werke der Barmherzigkeit ſie ſich aus Trägheit und Geiz zum Genuſſe vorbehalten. Wahrhaftig, die Kirche muß eine gute Mutter ſein, daß ſie dieſen verkehrten Schwätzern ihr Elend nicht am Wege liegen läßt, und ihnen die Thüre weiſt. Ja, ſie iſt eine gute Mutter und trägt das Kreuz Jeſu Chriſti, und wird nicht aus den Dornen der Wüſte gehen, bis ſie das verlorene Schaf gerettet hat. Sie weiß wohl, daß dieſe Schwätzer nicht wiſſen, was ſie ſchwätzen, indem ſie, wie die Juden, gern von Jeſus leiblich geheilt und genährt ſein, aber nicht mit ihm beten, faſten und gehorchen wollen bis in den Tod. Sie kennt die Worte, Matth. 10, 22.: „Und ihr werdet von Allen gehaßt werden um meines Namens willen; wer aber ausharrt bis ans Ende, der wird ſelig;" und ſie werden an ihr geübt werden bis zur Auferſtehung und Himmelfahrt.

Die Mutter zürnt nicht einmal über dieſe ſtolzen Worte ihres weltlichen Sohnes, der nicht weiß, daß man ſich von der Welt abziehen, daß man die Hilfe von Gott erflehen, daß man Fleiſch und Blut überwinden, daß man ſich ſelbſt opfern muß, um ſeinem Nächſten aus Liebe zu Jeſu unter den widrigſten Umſtänden und häufig mit Undank als Lohn die beſchwerlichſten, erniedrigendſten Dienſte der Liebe und Barmherzigkeit zu erweiſen bis zu ſeinem Tode. Dieſe Schwätzer, die vor lauter Ueberſichten gar nichts mehr einſehen, halten dieſe Barmherzigkeit und Liebe in der allein eminenteſten Bedeutung des Wortes, etwa mit mitleidigem Lächeln, für eine ganz leidliche Laune einer gewiſſen Exaltation, die der Kirche nicht gerade übel zu nehmen oder zu

behindern iſt, weil ſie allzu augenſcheinliche Vortheile bringt. Warum bringen aber ſie, die immer auf die Kirche ſchmähen, eine ſolche nützliche Exaltation nicht bei ſich ſelbſt hervor? Sie haben ja alle Induſtrie der Begeiſterung: Geld, Cultur, Wiſſenſchaften, Künſte, moderne Schulweisheit, klaſſiſches Alterthum, Buchfabrik, Journalweſen, Cenſur, Zeitungen, Poſtweſen, Pauken und Trompeten, Trommeln und Pfeifen zu ihren Dienſten, und die ganze große Congregation der Freimaurer, deren Aufgabe einzig die Wohlthätigkeit iſt, müßte ihnen ja ein außerordentliches Mittel der lebendigen Verbreitung der Begeiſterung werden.

Aber unter der großen Schaar der auf- und abtretenden Anſtalten der Weltgeſinnten ſehen wir vergeblich Aehnlichem entgegen. Jedes Individuum hat zu viel für ſich zu ſorgen, um ſich für die anderen zu vergeſſen, und nur allgemeine perſönliche Noth ruft in den Weltleuten eine Aufopferung im Vereine hervor, welche dieſe perſönliche Noth nicht überlebt, oder ſpäter in Verbindungen ausartet, die das Allgemeine gefährdend, mühſam geſtört werden müſſen und alle Kräfte auffordern, um in ihren Wurzeln zerſtört zu werden. Es muß alſo wohl die Quelle dieſer Anſtalten, welche Jedem einleuchten und Alle erfreuen, aus einer Tiefe emporſteigen, die nicht Jedermann einleuchtet und die Meiſten ärgert, deren man ſich ſchämt, gegen die man ankämpft, ja die man für immer verſchütten möchte. Wir finden ſie aber wirklich in der ſammelnden, corporativen, organiſirenden, weil lebendigen, Natur der Kirche.

Als die Kirche, der Leib Chriſti, wuchs und ihre gleichartigen Theile ſich gemehrt hatten, ordneten ſich dieſe nothwendig zuſammen und bildeten Ordnungen, Orden, die dem Ganzen nach ihrer innern Natur dienten. Sowie aber alle Ordnungen mit dem Einzelnen beginnen, ſo begannen auch die Orden mit den Einſiedlern, welche endlich ſelbſt zur Menge geworden, ſich wieder in größeren Schaaren individualiſirten, und nach der

inneren Natur und den äußeren Aufgaben verſchiedene Gattungen bildeten. Wir ſahen auch in ihrer Geſchichte nichts Anderes, als die Geſchichte des Erlöſers ſelbſt. Wir ſehen die Propheten und ihre Schüler, die Prophetenkinder, von ihrer weltlichen Zeit verfolgt und gemordet; oder verehrt und geſucht in der Noth, den Heiland verkünden. Wir ſehen die Eſſener abgeſondert, geordnet und jungfräulich leben, da die Ankunft des Gottesſohnes im Fleiſch ſich nahte. Vorbildliche Orden des alten Bundes bei Annäherung des neuen.

Wir ſehen Johannes, den Propheten, den Einſiedler, den Faſtenden, Betenden, den Bußprediger in der Zeit des Erlöſers erſcheinen in der Fülle der Zeit, da das Heil in der Einheit in einem Namen hervortrat, in dem wir allein wieder eins unter uns und durch den Einen mit dem himmliſchen Vater werden können; und dieſer Vorbereiter trägt die Form der erſten Ordnung, der erſten Orden. Der Vorbereitende gleicht dem Ende des Winters, er bereitet die Wege und die Geräthe und die Gefäße, er beginnt die rohe Reinigung; die Eisrinde ſchmilzt, die Bäche ſtrömen und erquicken das Land, es nahet der Frühling. Und ſelbſt im Leben des neuen Adams, nicht des ſündigenden, nein, des ſühnenden, im Leben, das der Menſch-gewordene Gott, Gott und Menſch zugleich lebte, und in welchem wir nichts Zufälliges, ſondern die gütige Abſicht deſſen erkennen, der uns ſo geliebt, daß er ſeinen eingeborenen Sohn für uns gab, ſelbſt im Leben Jeſu Chriſti ſehen wir den Gang derſelben Ordnung; als er die Taufe empfangen, als der heilige Geiſt über ihn herabgekommen, geht er zur Wüſte, betet, faſtet und beſteht die Verſuchung, und ſo ſtellt ſich in ihm die Form der erſten Ordnung der Einſiedler dar; und die Worte des Verſuchers: „Mache Brod aus dieſen Steinen,“ gleichen ziemlich den Reden der Weltleute, das ihnen todt und unfruchtbar, gleich Stein, erſcheinende Weſen des beſchaulichen Lebens ſolle

Brod werden, weil ſie vom Brod allein zu leben wiſſen und nicht von jedem Wort aus Gottes Mund.

Als aber der Verſucher dem Herrn alle Reiche der Welt verſprach, von ihm angebetet zu werden, that er nichts Anderes, als was jede kloſterbrechende Zeit in ihren Aufklärungs-, Cultur- und Staatswohlprojecten thut. Die, welche ſeine Weltherrlichkeiten zu empfangen, ihn angebetet haben, fanden ſich wahrlich betrogen. Der theuer erkaufte Heckthaler iſt eine unfruchtbare Kohle in ihrem Kaſten und eine glühende auf ihrem Gewiſſen geworden.

Später ſehen wir den Heiland ſich Gefährten ſammeln, lehren, Buße predigen, heilen und pflegen. Wir ſehen verſchiedenen Beruf, verſchiedene Gaben des heiligen Geiſtes von ihm ausgetheilt. Alle dieſe aber ſind die verſchiedenen Samenkörner der einzelnen Thätigkeiten, welche ſpäter bis zu unſeren Tagen in den verſchiedenen Ordnungen des geiſtlichen Lebens, wie einzelne Fruchtfelder, die Wüſten des Weltlebens unterbrachen und in Felder des Segens verwandelten. Schier alle aber hatte der Fürſt der Welt durch ſeinen Diener, unter dem Vorwand einigen Unkrautes, mit teufliſchem Grimme verwüſtet, den Worten des Herrn zum Hohn in der Parabel Math. 13, 24: „Laſſet beides, Unkraut und Waizen, mit einander wachſen bis zur Erndte.“

Geſpräche in der Bude du préjugé vaincu und eine Parabel.

Als ich aus einem Hoſpital der barmherzigen Schweſtern über die Boulevards ging, wurde ich durch einen Tromptenſtoß und Paukenwirbel neben mir aus meiner Ruhe aufgeſchreckt, und ich hörte eine Weiberſtimme ſchreien: „Messieurs et Mesdames préjugé vaincu, préjugé vaincu!" Ich ſtellte mich zu der Schaar von Neugierigen, welche eine Frau umgaben, die, phantaſtiſch in grün und blau gekleidet, vor einer Bude das aufgeklärte Publikum einlud, für wenige Sous das überwundene Vorurtheil anzuſehen. Sie hatte eine Fackel in der Hand und fuhr damit dann und wann hinter ein transparentes Bild über dem Eingange der Bude, auf welchem man eine Art Minerva mit einer eleganten Ofengabel eine eben nicht ſehr decente nackte Perſon aus einem Tempel hinaustreiben ſah, und darunter ſtand: „Naturam expellas furca tamen usque recurret! Kommet, dieſes Vorurtheil beſiegt zu ſehen!"

Die Ankündigung ſchien mir ſo originell, daß ich hineinging. Was ſah ich dort? Einen Wolf und ein Lamm, die miteinander Milch aus einer Schüſſel fraßen. Eine Katze, die ſtill ſchnurrend eine Maus beleckte, ſie zuletzt auf ihrem Rücken ſitzen ließ und einen Buckel machend, miaute — préjugé vaincu — einen Windhund, der mit einem Haſen ſpielte und vor ihm davonlief; dazwiſchen allerlei Declamationen.

Leider hatte ich daſſelbe Schauſpiel ſchon an einem andern Platze, unter einem andern Titel geſehen, und ſo horchte ich dem Geſpräche zweier Fremden zu, das mich um ſo mehr intereſſirte, als ich die Beiden zugleich mit mir in einigen der Hoſpitäler und anderen Wohlthätigkeitshäuſern geſehen hatte.

Sie waren Beide voll Bewunderung der barmherzigen Schwestern, schienen aber hier erst nähere Bekanntschaft zu machen. Der Eine sagte: „Diese auffallenden Beispiele von bezwungener Naturfeindschaft machen keinen großen Eindruck auf mich, nachdem ich in allen den barmherzigen Schwestern den Ekel und alle selbstsüchtigen Regungen nicht sowohl gefesselt als ganz besiegt, ja in das Gegentheil, in die herzlichste Liebe verwandelt gesehen." Der Andere stimmte ein und sie ergossen sich in einen Strom der Bewunderung. Der Letzte sagte: „Meine Prüfung und Würdigung entscheidet noch mehr als die Ihrige, da sie mir als ein Römischgesinnter erscheinen; ich aber bin ein Anglikaner, und ich muß Ihnen sagen, daß wir dergleichen nicht besitzen, aber ich werde Alles anwenden, daß solche Anstalten auch bei uns gegründet werden. Ich finde, mein Herr, sagte der Erste lächelnd, diese Erklärung hier, in dem Theater des überwundenen Vorurtheiles, sehr an ihrem Platze." „Wie so?" sprach der Andere.

Röm.: „In solchem Maße, daß das Gelingen Ihres Vorhabens mehr verdiente mit Pauken und Trompeten verkündet zu werden, als alles, was wir hier sehen."

Angl.: „Ich verstehe Sie nicht; sollte es etwas so Widernatürliches sein, dort, wo das Evangelium die höchste Richtschnur ist, solche Institute der christlichen Liebe entstehen zu sehen?"

Röm.: „Das will ich nicht damit gesagt haben. Ich bin vom Gegentheile sogar überzeugt, was die Wirkung des Evangeliums angeht; ich würde aber, wenn Ihr Vorhaben gelingen sollte, zu der hier von uns gelesenen Inschrift vom besiegten Vorurtheile, noch hinzuschreiben: Man kennt den Baum an seinen Früchten nicht mehr!"

Angl.: „Ich will, mein Herr, das besiegte Vorurtheil in diesem Hause nicht Lügen strafen, indem ich Ihre Worte übel aufnehme, so bitter sie sind; allerdings, ein jeder Baum hat

ſeine Früchte! Können Sie denn unſerer anglikaniſchen Kirche die Reinigung des Glaubens, die Herſtellung der Wiſſenſchaften, die Verbreitung der heiligen Schriften, die Zerſtörung der Gewaltthat, Unwiſſenheit, Verfinſterung und Unnatur in den Mönchsklöſtern . . . ."

Röm.: „Mit Erlaubniß, daß ich Sie unterbreche. — Nein, dieſe Frucht der Zerſtörung der geiſtlichen Congregationen ſpreche ich dem Anglikanismus nicht ab, und eben darum ſpreche ich demſelben die Frucht ab, der Erzeugung dieſer Orden der chriſtlichen Liebe."

Angl.: „Das klingt ſeltſam! Sollte ich, weil ich unnützes, faules Geſinde aus meinem Hauſe jage, nicht treues und fleißiges in demſelben einführen können? Antworten Sie hierauf!"

Röm.: „Sehr gern. Wer im Zorne mit dem Bade das einzige Kind ausſchüttet, wird keine Nachkommen haben, wenn er auch noch ſo viele Badebütten aufſtellte, wer bald hinter dem Reformationseifer her ſagt: Ja, dieſe Kloſterfrauen ſind ganz lobenswerth; wir müſſen auch ſolche machen, die Katholiken ſollten ſich alle Mühe geben ſie zu verbreiten, die bringen ihrer Religion noch Ehre, dem könnte man wohl folgende Parabel erzählen:

„Ein Vater hatte ſeinen Kindern einen herrlichen Obſt- und Blumengarten im Schweiße ſeines Angeſichts erbaut. Alles brachte er jährlich, was Leib und Seele ernähren und erquicken konnte; aber er mußte mühſam gebaut und gepflegt und ſorgſam in Zaun und Mauern gehalten werden, und es war von Vaters Zeiten her ein Vorſteher der Unterarbeiter geſetzt. Die erſten Nachfolger des Vaters, die ihn noch gekannt, hatten vieles von ſeinem Wandel, von ſeinen Worten und Lehren, und ſeiner Art den Garten zu bauen, in einem Büchlein aufgeſchrieben, das über Alles hoch gehalten wurde. Es war aber Vieles im Garten von Anfang an, was nicht in dem Buche ſtand, oder mit geheim-

nißvollen Worten darin ſtand, und was die Nachfolger des Vaters den Arbeitern mündlich übergaben, und was treu fortgeübt wurde. So wuchs und erweiterte ſich der Garten Jahrhunderte hindurch und die Wüſte umher wurde immer kleiner, und ſeine Früchte und Zierden, ſeine Schatten und Quellen, ſeine Heilkräuter und Gewürze wurden immer herrlicher und mannigfaltiger, und wie in jedem Garten, der ſich erweitert, wurden aus einzelnen Stämmchen ganze Wälder, aus Gräſern und Kräutern ganze Wieſen, aus Blumen ganze Fluren, aus Gewürzen ganze Arzneigärten; und der Garten, eine Welt geworden, beſtand aus vielen Gärten, und jeglicher hatte von allem, was in ſeiner Lage gedieh; immer aber Waſſer, Oel, Balſam, Salz, Weizen und Wein die Fülle, und alle Gärten waren ein Garten, und dem Nachfolger des Vaters gehorchten ſie und fragten ihn um Rath, und er gab ihnen bei jeder neuen Pflanzung die Samenkörner mit dem Segen des Vaters, und er ſegnete die Arbeiter und ſendete ſie aus. Die Form der Beete und Wege und die Geſtalt der Spaliere wechſelte nach der Sitte der Länder und der Zeit, aber die Früchte waren überall. Der Garten war ein lebendiger, und die ganze Fülle der beſeligenden Früchte war allein in ihm; aber dennoch war er hingegeben dem Wetter und der Jahrszeit, und der Treue der Arbeitenden, und der Wachſamkeit der Wächter. So beſtand er viele Jahrhunderte und ging durch viele Mißjahre und Trübſal und Verfolgung.

Bald ſäete der Feind nächtlich Unkraut in den Weizen, bald bohrte er die Bäume an, bald verführte und verlockte er die Arbeiter, bald riß er die Zäune nieder und verwüſtete die Saaten und Fruchthaine, verſchüttete die Quellen und ermordete die Arbeiter; ja es waren Zeiten, wo ſchier der ganze Garten zerſtört und von ſeinen Feinden eingenommen war und die Nachfolger des Vaters in Gefangenſchaft ſeufzten. Aber der Gründer des Gartens hatte ein Wort geſprochen, das nie gefehlt. Er

hatte geſagt: „Ich will bei euch ſein bis ans Ende der Welt, und die Pforten der Hölle ſollen euch nicht überwältigen.“ Und ſieh, noch nie iſt der Garten ausgerottet worden, immer hat er ſich hergeſtellt, und wenn viele Felder des gebauten Landes ihm entriſſen wurden, wuchſen ihm andere in der Wüſte wieder zu, und was nicht errungen werden konnte durch Arbeit, wurde herabgeriſſen vom Himmel durch Gebet und Opfer, und in Zeiten der Noth erweckte der Herr des Gartens einzelne Arbeiter, die Unermeßliches herſtellten und aufrichteten; denn es waren Schulen ſolcher Liebe aufgerichtet, und in jeder dieſer Schulen der verſchiedenſten Art war doch wieder alle Lehre, alle Weisheit und alles Heil des Ganzen enthalten, denn Alle hielten treu an der übergebenen Einheit des Ganzen. So nun ſtand der Garten, wie der Menſch ſelbſt, mitten in der Welt, die ihn ankämpfte, die er überwinden ſollte, und mit welcher er ringen mußte.

Unter den vielen Wunden, die ihm geſchlagen wurden, iſt eine nicht lange her, und iſt dennoch immer dieſelbe, die ihm geſchlagen wurde ſeit dem Sturze der Engel, ſeit dem Sündenfalle, ſeitdem Kinder Gottes ſich mit Kindern der Menſchen vermiſchten, ſeit dem Thurmbaue zu Babel, ſeitdem die Hoffart, der Eigenwille, das Sichſelbſthelfenwollen die Frucht vom verbotenen Baume bricht und ſich, vom Stamme ſpaltend, eine Wurzel unendlicher Spaltung in den Privatgarten pflanzt; denn es iſt nur eine Form in dem Heile: „Die Vielen ſollen ein Leib werden,“ und nur eine Form in dem Unheile: „Die Einheit ſoll in unzähliger Spaltung ſich auflöſen.“ Und ſo wurden denn Knechte ungehorſam und unzufrieden, und wollten nicht ruhig bauen ihr Tagewerk, und wollten nicht thun wie Sem und Japhet, ſondern höhnten wie Cham, und wollten nicht harren bis der Regen des Himmels erfleht und die Quellen der Hilfe gelenkt waren, und ſie aßen vom Baume der Spaltung, ſchaarten ſich mit den Weltklugen und Schwachen, und Fleiſch

und Blut empörte ſich in ihnen. So brachen ſie den gelobten Dienſt und riſſen Stücke des Gartens an ſich, und warfen viele Pflanzen und Bäume hinaus, deren Bau ihnen zu mühſam, zu uneinträglich ſchien und ihrem Geſchmacke nicht zuſagte. Dieſe empörten Arbeiter aber waren nicht allein; es verbanden ſich mit ihnen Jäger und Viehhändler, die längſt ihre Jagdluſt und ihr Schlachtvieh gern in dem Garten geweidet hätten, und es entſtand ein allgemeines Verwüſten und Zertrümmern.

Es wurde Alles gethan, den Schaden zu heilen, aber er konnte nicht geheilt werden ohne Demüthigung und Buße, denn dieſer Garten iſt eine geiſtliche Saat Gottes und die Abtrennung war eine Hoffart, wie die Wurzel alles Abfalles; dieſer Garten war der Garten des ewigen Vaters und die zeitlichen Väter dürfen auch kein Blümchen in demſelben hinauswerfen. Das Feldgeſchrei aber der Abgefallenen war: Freiheit! und ſie hatten jenes alte Büchlein vom Leben und Arbeiten des erſten Gründers des Gartens mit herausgenommen, das alle angeſtellten Gärtner beſaßen, und ſie ſchrien: Hier ſei die einzige Wahrheit, hier allein ſtehe, wie der Garten gebaut werden müſſe, und Jeder könne es auslegen und verſtehen. Was da nicht ſtehe, ſei unnütz, der zeitliche Vater im großen Garten laſſe nach dem Kalender bauen, da ſtünden allerlei curioſe Namen, Zeichen und Haken darin, und hintendran das Aderlaßmännchen ſei offenbarer Aberglaube und Götzendienſt. Es ſei die Verfinſterung ſo groß, daß einige einfältige Diener ſogar nach einem Kerbholz oder nach den Fingern bauten!

Und ſie begannen nun ſtatt des Gartens das Büchlein zu bearbeiten; ihre Erde war Papier und ihre Quellen Dintenfäſſer, und ihre Früchte waren verkehrte Auslegungen geworden, und ſie predigten ſich dieſe einander vor, und Einer las: „Kraut,“ der Andere: „Rüben,“ und das pflanzte Jeder als dieſelbe Sache, und ſie ſtritten darüber und ihr Name ward Legion. Die Erde

des Gartens aber, die ſie abgeriſſen hatten, war fett, und was ſie an Gewächſen hatten ſtehen laſſen, das beſamte ſich von ſelbſt, und ſie lebten von der Beute des alten Gartens, gaben aber dem Gründer des Gartens kein Opfer und dem zeitlichen Vater keinen Zehnten, und waren Fruges consumere nati. Wenn man ſie aber fragte, wie ſie lebten, ſagten ſie: nach dem Büchlein des Vaters. Warum thut ihr denn dieſes nicht und jenes nicht, was darinnen ſteht? ſo ſagte der Eine: Das ſind Vorurtheile aus alter Zeit, der Andere: Das iſt eingeſchwärzt, ein Anderer: Das iſt falſche Auslegung, und ſo zerackerten, zerjäteten, zerhackten ſie das Büchlein, und es ward einem Jeden, was er wollte; den Meiſten eine Zwietracht, und ſo lebten ſie nach der Natur. Nur in Einem waren ſie einig: Der alte Garten ſei der rechte nicht, und ſie beſchädigten ihn, wo ſie konnten. Aber in je mehr Spaltung ſie fielen, je näher kamen Manche dem Zaune des alten Gartens und ſchauten verwundert und ſehnſüchtig hinüber nach den Früchten, und Mancher ſchlüpfte durch die Hecke zurück und fand den Frieden wieder, und ſeine Geſellen höhnten ihm nach. Andere hatten Frieden, und bereiteten Frieden, und Gott gebe ihnen Gnade.

So lebten die Abgetrennten in ihrem entriſſenen Antheile hin und mehrten ſich und kamen in irdiſches Gedeihen, denn die Sonne ſcheint über Alle, und die Einen empfangen das Fett der Erde, die Anderen den heiligen Geiſt. Was aber vor Allem die Ausſöhnung verhinderte, war ein Geſetz: die Pfleger des Gartens ſollten Kinder Gottes ſein, und der Garten ſollte ihre Braut ſein, und ſie ſollten nicht nach den Töchtern der Menſchen ſchauen. Die draußen aben hatten ſich beweibet und lebten und ließen leben; und es kamen Zeiten, wo bei ihnen, die ſo ſehr auf die Tradition geſchmähet, der Glaube an den erſten Gründer des Gartens nur noch eine Tradition war. Durch das häusliche Leben wurden viele Mobilien nöthig; um

das Büchlein zu bauen, brauchte man die Bäume nicht, an einem alten Baumſtumpfe wollte man nicht mehr das Mahl verzehren, und man verarbeitete die Bäume nach und nach in Tiſche, Schränke, Bettladen, Wiegen und Büchergeſtelle, um die vielen Arbeiten über das Büchlein darauf zu ſtellen. Das war denn Alles glatt und gebeizt und polirt, und das häusliche Glück und Unglück ſpiegelte ſich darin, und ſchnitt Geſichter, wenn der alte Garten draus vor dem Fenſter darin ſichtbar war.

Je feiner aber die Politur der Kunſt und Wiſſenſchaft ward auf dieſen todten Mobilien, je heller ſpiegelten ſich die wehenden Blüthenwipfel und goldenen Früchte darin und erregten manche Sehnſucht aus der literariſchen Stubenwüſte der Freiheit in den lebendigen Gottesgarten der Kindſchaft des Vaters. Das Fatalſte aber war, wenn draus der Saft in die Bäume trieb, da regte es ſich auch im verwandten Holze der Mobilien; ſie krachten und warfen ſich, und man fuhr erſchreckt auf und ſchrie: Umtriebe! Umtriebe aus dem alten Garten, und rückte die Kaſten hin und her, um ſie zu entdecken. Indem Einige den Harztropfen, der aus dem todten Holze gequollen, in Weingeiſt an der Sonne auflöſten und die Geräthe damit polirten, anerkennend ein Geheimniß der Sehnſucht, Eins zu ſein in allem Daſein, klagten die Anderen ſie des Myſtizismus, Supernaturalismus und der Hinneigung zum alten Garten an, indem man dort mit ſolchem ganz natürlichen Baumharz allerlei abergläubiſche Räucherei aus dem alten Heidenthum, angeblich um die böſen Inſekten zu vertreiben, vornehme, eigentlich aber nichts thue, als die durchdringende Sonne der Aufklärung verfinſtere, und dem armen Volke für den blauen Himmel einen blauen Dunſt vormache und ihm mit Wohlgerüchen den Kopf berauſche.

Andere aber ſpannen das Krummgewordene in Schrauben und hobeln das Gequollene ab, wenn der Kaſten nicht ſchließen will, und ſpänen oder kitten die Riſſe aus. Wenn aber die

Sonne im alten Garten brennt, dann wird Alles wieder zu kurz und die Thüren klaffen am leeren Secretär des Myſteriums, ſo daß die Blöße nie zu decken iſt, und die Sprachverwirrung am Thurme Babels höhnt ſich unter einander. Dabei wird die Geſchichte und der Geiſt des Gartens aus den Adern, Ringen und Aſtlöchern der Mobilien ſtudirt, und die darüber geſchriebenen, widerſprechenden Abhandlungen unter die ſchwachen Arbeiter des Gartens vertheilt, oder auf die Repoſitur geſtellt als Geſchichte des Gartens.

Während dieſer Anſchauungen pickt es immer in irgend einem alten Kaſten. Einige ſagen: „Das iſt eine Todtenuhr, wir werden bald ſterben.“ Andere ſchreien: „Umtriebe des Ungeziefers, des alten Sauerteigs aus dem Garten! Ihr ſeid abergläubiſch, wir wollen es euch beweiſen.“ Und ſie ſchneiden die alten Kaſten in Fournüre und fahren fort in Erkenntniß der Adern und Aſtlöcher, bis ſie zu den Hieroglyphen, der Keilſchrift der Holzwürmer, kommen.

Da wird der Streit wieder allgemein; die Holzſpalten, die vom Baume der Spaltung gegeſſen, ſpalten ſich in viele Auslegungen. Der Eine findet Umtriebe des Ungeziefers, der Andere nothwendige, ewige Reformationen vom Anbeginne; denn was ſpaltet in feinere Theile als der Holzwurm? Der Dritte ſchaut ſinnend in die Züge des Wurms, und vergleicht ſie mit ähnlichen in einem alten Palaſte der Indier, und ſpricht von der Einheit und Gleichartigkeit aller Holzarten der Welt. Ein Vierter findet, indem er in dieſe Idee eingeht, vielmehr die Gleichartigkeit alles Gartenbaus und aller Umtriebe des Ungeziefers darin, und gießt das Wurmmehl in den Spucknapf. Weil aber ſeine Frau das wunde Kind damit geſtreut, und es geheilt worden iſt, wird ſie des Aberglaubens und der Neigung zum alten Garten beſchuldigt. Während durch Unterſuchen nun das Mobiliar beinahe ganz zerſtört iſt, und Wind und Wetter aus dem alten

Garten herwehend, die Arbeit immer ſtören, und die Bundesladen der verſchiedenen Spaltungen gleich zerfallen ſind, wird der Vorſchlag gemacht, man ſolle alle Sägeſpäne in eine neue Lade thun von Eiſen gegoſſen, und dieſe lackiren und den Jahrestag der Freiwerdung der Unterſuchung, der Erlöſung aus der Geiſtesſclaverei und Finſterniß darauf ſchreiben und ſich fortan mit dem Holze gar nicht befaſſen, ſondern allein auf das Büchlein ſchauen, darin ſolle man einig ſein.

Das thaten Viele, die ſeit lange ſich gar nichts mehr um alle das Zeug bekümmerten. Das Eiſen ſagte ihnen zu. „Wir ſind Kinder des Schwerdtes, wir graben, hacken, ſägen, ſpalten und feilen, und was nicht zuſammen wachſen will, das nageln und ſchrauben wir. Das Eiſen hat den Garten gebaut, und hat ihn befreit, und wird ihn vertheidigen. Und ſo ſtehen die edlen Streiter und haben die Pflugſchaar, die Senſe, die Axt und das Baummeſſer zu einer Trophäe ſchön gruppirt um den eiſernen Kaſten voll Sägeſpäne und Wurmmehl, und proteſtiren gegen das, wovon ſie heimlich und allein leben, gegen den Garten.“

Viele aber wollen die Vereinigung bei der eiſernen Bundeslade nicht, und leimen aus den Stücken ihrer Privatladen, was ihnen paßt, zuſammen, und lackiren und firniſſen ſie alle friſch, und legen das Büchlein hinein, das ſie nicht aufhören umzuwühlen, wie ſonſt den Garten, und es trägt keine Aepfel, als den Geſchmack des Gallapfels in der Dinte und des Hanfes im Papier.

Andere zerſägen die einzelnen Reſte der Holzarten in Würfelſtücke und verkohlen ſie zur Unterſuchung, und ſchreiben über den Kohlengehalt der einzelnen Holzarten des Gartens. Sie nennen dieſes den eigentlichen, todten, unfruchtbaren und und unverweslichen Werth des ganzen Gartens, da ſehe man ja, was es damit ſei; und indem ſie Regiſter aller von Kohlen-

dampf erſtickten Menſchen zuſammentragen, legen ſie dieſelben der Welt vor als höchſtnöthige Warnung, ſich vor dem Garten und ſeinem Inhalte zu hüten.

Andere haben die Kohle als Kohlenſäure darſtellend gezeigt, daß ſie unfehlbar ſei alle Fäulniß im Fleiſche zu verhüten, und weiſen ſo (in dieſer ſublimirten Geſtalt) die Quinteſſenz der im verlaſſenen Garten gerühmten Myſterien nach.

Eines ſteht noch in Arbeit: die Grundlage des Diamantes ſoll Kohlenſtoff ſein. Iſt es ihnen erſt gelungen, den Diamant wieder aus der Kohle herzuſtellen, ſo können ſie die Auswanderungen nach Braſilien verhindern, oder wenigſtens den Diamantfelſen herſtellen, auf dem Adam nach alten Mythen vor dem Sündenfalle ſoll geſtanden haben.

Indeſſen ſchlieſen einige Damen um die eiſerne Bundeslade ein, die als ein magnetiſches Baquet auf ſie wirkte, und fingen an zu prophezeihen und hell zu ſehen. Da kam ganz Babylon in Bewegung, und da ſie ſagten, wo dieſe und jene Krankheit ſitze und wo ihr Geliebter ſich aufhalte, ſo war man nun dem ganzen Prophetenweſen des alten und den Wundern des neuen Teſtaments auf der Spur, beſonders weil Unwahrheiten dazwiſchen unterlieſen.

Um aber dem Galimathias ein Ende zu machen und die heilige Sache einigermaßen zu würdigen, ſuchte man die ächte Form des Ceremonienmantels, den man bei dem Auszug aus dem Garten aus Angewöhnung mitgenommen hatte, und der nach tauſendfältigen Schneiderreformationen bald bis zum Feigenblatte, bald bis zum Kleide paradieſiſcher Unſchuld zuſammengeſchrumpft war, aus alten Schneiderrechnungen wieder hervor, und führte ihn ein, die Sache wieder reputirlich zu machen, jedoch mit zeitgemäßen Eleganzen. Viele der fortſchreitenden Unterſucher aber wollten von dem alten Sauerteige nichts wiſſen, und hofften eine Schiffsladung der vermehrten kleinen Büchlein

vom Leben des erſten Gärtners und ſeiner Methode nach der andern in das große Meer des Unglaubens verſenkend, es müſſe doch endlich eine Inſel, ein Felſen von papier mâché (ſie wiederkäuen noch daran) entſtehen, auf den eigentlich der Gründer des Gartens gedeutet habe, als er ſprach: „Auf dieſen Felſen will ich meine Kirche bauen.“ Da hoffen ſie ſich niederzulaſſen und mit ihrer Kritik den geläuterten Denkglauben bei ſeinem erſten Beginnen zu leiten und die Batterien gegen die Jeſuiten zu bedienen, welche gewiß vorbeiſchleichen werden, um ſich Paraguay's wieder zu bemächtigen.

Vom eigentlichen Baue des Gartens und der Gewinnung ſeiner angeblich himmliſchen Frucht war man längſt abgekommen, da man deren bloße Angeblichkeit längſt durch zerlegende Säuren der Wiſſenſchaft bewieſen. Man konnte eigentlich von der Göttlichkeit des erſten Gründers denken, was man wollte; man mußte nur darin einig ſein, daß man mit dem alten Garten uneinig ſei, daß man eigentlich ſelbſt der alte urſprüngliche Garten ſei, der aus der ſchändlichſten Verfälſchung hergeſtellt worden, das man allein die rechte Wiſſenſchaft, die rechte Kritik und Unterſuchung habe, und daß das Porzellan, welches endlich erfunden worden, nachdem man das ererbte und geraubte Gold durch den Rauchfang getrieben, um den Stein der Weiſen, den verworfenen Eckſtein der Bauleute, zu finden, unleugbar die prima materia ſei, woraus der angebliche erſte Menſch geſchaffen und worauf der erſte Garten gebaut worden ſei.

Mitten in dieſem Triumphe zogen einige vernünftige Leute, des ewigen Laborirens müde, und ſich nach lebendigen Früchten ſehnend, in den alten Garten zurück und bauten aus Leibeskräften nach der alten Weiſe. Darüber freuten ſich die alten Gärtner und die neuen ſchimpften über Proſelytenmacherei. Sie fingen nun auch an den Rauch ihrer Laboratorien über die benachbarten Felder des Gartens hinüber zu treiben, und beſchä-

digten die Gewächſe, und ſie ließen im Dampfe die Töchter der Menſchen durch die Hecken gucken und verlockten manchen Arbeiter herüber zu ſich, der zu ſpät zu Sinnen kommen wird, wenn Frau und Kinder und Amt und Schmeichelei ihn bereits angewurzelt haben.

Da an den Grenzen durch unwiſſende und ungläubige Zeit die Alten und die Neuen ſich vermiſcht hatten, verſchütteten die Gärtner der neuen Urmethode die Brunnen, welche ihre Quellen aus dem alten Segen des Gartens hatten, gaben der Jugend verderbtes, deſtillirtes, ſogenanntes gereinigtes Waſſer, und löſten ſie auf alle Weiſe von dem alten Verband und machten ſie zu Unterſuchern. Darüber entſtand nun Klage und Gegenarbeit von der andern Seite. Die neuen Gärtner aber führten immer das nämliche Wort, von alter Verfinſterung, Verblendung, Unterjochung, Sclaverei, Pfaffentrug auf der einen Seite, auf der andern ließen ſie von nichts als von allgemeiner Duldung ſprechen, und die Erbitterung ward verzweifelt; denn ſiehe da! auf einmal traten aus einem Eisfeld im Norden des Gartens einige alte redliche Arbeiter hervor, von einer Weihe, die einſt den neuen Gärtnern bei ihrer erſten Trennung manches verführte Glied entriſſen hatte, und ſie fingen in dem ſehr beſchädigten Garten an ſtill und ruhig zu arbeiten und den verwilderten Anflug aufzurichten und zu heilen.

Das war nun den Unterſuchern ein Greuel, und ſie ſchrien Zetermordio, Trug, Gift, Regentenmord und alle Greuel über ſie. Warum? iſt nicht auszumitteln, wahrſcheinlich, weil ſie ſich nach und nach einander weiß gemacht hatten, ſie regierten die Welt und wollten die alten Gärtner nur ruhig abſterben laſſen, um auch den übrigen Garten zu verkohlen. Hier iſt etwas Carbonarismus wahrſcheinlich im Spiel. Auch unterſtanden ſich einige ſehr tüchtige und bedeutende Stimmen im alten Garten die Schmähungen und Beſchädigungen abzuweiſen. Das war

ganz impertinent roh und grob; und man war überein gekommen in dem alten Garten ſei Alles todt, doch beſann man ſich ſchnell, daß man dieſe ſonſt gefeierten Stimmen doch eigentlich immer für verbrannte Gehirne gehalten.

Während allem dieſem Getreibe brachte der alte Garten nach ewigen Geſetzen jährlich den verheißenen Segen der Früchte, die ſeine Bewohner nach Maßgabe ihres Glaubens und ihrer Werke mit verſchiedenem Gedeihen genoſſen. Die draußen aber kritiſirten alles dieſes nach den ausgeworfenen Schalen und Stielen der Früchte, die der Wind oder der Abfluß zu ihnen brachte; und weil einige derſelben wohlriechend waren, und ihre eigenen Kinder, die das Heimweh nach dem Garten hatten, dieſe ſammelten, erkannte man auch hierin Myſtizismus und Proſelytenmacherei.

Mitten in dieſer Erbitterung aber war es ihnen keineswegs um den Segen der Früchte zu thun, ſie glaubten nicht an denſelben, ſie waren nur geärgert, daß der Garten lebte und beſtand, den ſie doch allein ſeines nothwendigen Abſterbens wegen verlaſſen hatten. Alles, was ſie bei ihrem Abfalle mit ſich riſſen an Geräthen, Körben, Vorrathhäuſern, Keltern u. ſ. w., das ganze Inventarium war aufgezehrt und verſchleudert, und ſie mußten mit ſchwerem Gelde kaufen und bauen und miethen, was ſie brauchten, und Alles gedieh wie unrechtes Gut.

Es war aber nach allen Stürmen eine große Armuth und viele Krankheit auf der Erde, und die Unterſucher, die Gelehrten, die gereinigten Urgärtner außer dem alten Garten konnten mit allem Geld, und allen ihren Millionen Büchlein, und allen ihren Kohlen nicht helfen und nicht zureichen. Da ſchauten ſie durch den Zaun hinüber in den alten Garten, wie dieſe es machten in der allgemeinen Noth, und ſahen eine Schaar frommer Mägde, die ſammelten und bewahrten, und richteten auf, und pflegten, und theilten aus, und heilten, und beteten, und all ihr

Thun war gleich und ſchlicht und wahr, in Sturm und Wetter und Sonnenſchein, in Lob und Schmach, in Ueberfluß und Mangel und Gedeihen. Troſt und Friede floß von ihren Händen, und das Wenige ward viel in denſelben; und Alles ſegnete ſie, und Alles ward ihnen zum Segen.

Da biſſen die Unterſucher aus dem neuen Garten ſich auf die Lippen, und ſtießen ſich an, und verſtanden ſich einander gleich, denn ſie ſagten unter einander hörbar, als einer aus dem alten Garten ſich näherte: „Das iſt endlich einmal etwas Löbliches, wir haben das Gute immer anerkannt, dieſe Hospitalſchweſtern ſind unſchätzbar. Seht, wir thun ihnen die Ehre an, ſie ſehr zu billigen, wir müſſen auch ſolche machen, wir werden ihnen von den kleinen Büchlein geben, da werden die unſeren noch viel beſſer werden. Das iſt wirklich eine ungemeine Menſchenliebe, eine große Hingabe, es ſind chriſtliche Heldinnen. Wie ſie es nur anfangen? Wie nur in dem Wuſte, in der Verfälſchung, in der Sclaverei des alten Gartens ſo etwas zu Stande kommen konnte? Von was ſie nur leben mögen? Sie thun Alles umſonſt, aber Nichts vergeblich. Wir werden auch ſolche Orden errichten. Hören ſie, werthe Freundin, wem zu Liebe thun ſie das Alles? Wie konnten ſie ſich zu ſolchem Leben entſchließen, allen Freuden und dem beſeligenden Gattin- und Mutterglück entſagen um all die ekelhafte mühſelige Arbeit mit ſolcher Freude und Heiterkeit zu thun.“

Die fleißigen Mägde aber verſtanden ihre Worte nicht, denn ſie hören eben nur deswegen die Stimme der Noth, weil ſie die Stimme des Uebermuthes nicht verſtehen. Eine aber, in Arbeit ſchier erliegend, blickte mit glühendem Angeſicht auf einen Ring, den ſie trug, und ſang unter ihrer Arbeit, indem ſie einem unreinen verkommenen Menſchen, der auf der Reiſe aus dem neuen Garten auf ihrem Gartenbeete niedergeſunken, das Ungeziefer ablas und ihm die ekelhaften Geſchwüre reinigte,

folgendes Lied. Die Laurer an der Hecke machten ekelnd die Augen zu und horchten was ſie ſang:

„Liebſter Hirte, denkſt du nicht
An die theure Liebespflicht?
Haſt du doch mit tauſend Wunden
Meiner Seele dich verbunden!

Weißt du wohl, daß deine Pein
Uns Erlöſung ſollte ſein?
Und wie muß ich denn auf Erden
Noch ſo lang geprüfet werden!

Bin ich dir als eine Braut
Durch den Ring ſchon angetraut,
Warum läßt du meine Seele
In des Leibes Trauerhöhle?

Uns zu Lieb' haſt du geſtritten,
Uns zu Lieb' den Tod erlitten;
Dich ſeh ich in jedem Armen,
Und das mehret mein Erbarmen.

Wenn ich dieſe Wunden pflege
Und den Balſam in ſie lege,
Seh ich deine Wunden glühn,
Die wie Roſen mir erblühn."

„Ich habe mir es doch gleich gedacht," ſagte der Eine, „unglückliche Liebe hat ſie in dieſes Leben gebracht, ſie liebte einen Schäfer, ſie hat noch einen Ring von ihm, er muß fürs Vaterland geſtorben ſein; ſie ſpricht von Wunden, ſie verbindet ſeine Wunden in den Wunden der Kranken. Ein ungemein rührender, wohlthätiger Wahn."

Ein Anderer ſagte: „Es ſind Franzöſinnen, und wenn dieſe gefühlvoll werden, ſprechen und ſingen ſie gleich von Schäferei; es iſt darum noch nicht ausgemacht, daß ihr Bräutigam gerade ein Schäfer war."

Ein Dritter behauptete, dieſe Schwärmerin ſei eine von Jenen, die das Liebeslied Salomon's für ein myſtiſches Lied auf die Verbindung des Heilandes mit ſeiner Gemeinde hielten, und habe ſich in ihrer Eheloſigkeit ſolchen Phantaſien ergeben. Da geriethen ſie nun in einen ſehr gelehrten Streit über die eigentliche Bedeutung des hohen Liedes und ſind noch darin begriffen.

Unterdeſſen war aber der kranke Mann gepflegt und hatte ſein gutes Lager, und viele ähnliche Scenen geſchahen vor ihren Augen. Da ſagten ſie: „Item, es mag dies kommen woher es will, probatum est; wir müſſen es auch einführen. Wenn man nur wüßte, auf welchen Bäumen dieſe guten Mägde wachſen.“ Nun ſahen ſie auf einmal eine Gartenthür aufgehen und ſahen neue Helferinnen dieſer Art in einer Laube von drei verſchlungenen Bäumen all ihren zeitlichen Schmuck ablegen, den Schleier empfangen, den ſie Alle trugen, und flugs zur Arbeit gehen.

„Was ſind dieſes für Bäume,“ fragte Einer den Andern, „von deren Früchten ſie leben? Wir müſſen dergleichen pflanzen, und überflüſſigen Frauenzimmern, die weder ſchön, noch geiſtreich, noch reich ſind, davon zu eſſen geben, das wird ein doppelter Gewinn.“ Ein Anderer ſagte: „Dieſe Bäume ſind bei uns nicht einheimiſch; ich glaube kaum, daß ſie unter den Sägeſpänen der eiſernen Lade ſind, vielweniger in der Kohlenſammlung. Sie kommen gar nicht in unſerer Pharmacopaea, ſelbſt in den erſten Ausgaben nicht vor, und müſſen als höchſt ſchlechte und unſchmackhafte, ja der geiſtigen und leiblichen Fortpflanzung ſchädliche Obſtarten bei unſrer Vorfahren Emigration nicht mitgenommen worden ſein.“

Nun ſagte ein Dritter: „Um ſo intereſſanter wären ſie als ein Gegenſtand der Unterſuchung; wir haben den köſtlichen Schatz der freien Prüfung erkämpft.“ Und da rief er einen alten Mönch, der die Bäume begoß: „Ehrwürdiger Herr Cölibatarius,

wir bitten um drei Aepfel dieſer drei Bäume, wir möchten die Art verſuchen und nach Probe bei uns einführen, da das Obſt ſehr ſelten bei uns iſt, und dieſe Früchte von guter Wirkung ſcheinen."

Der fromme Alte ſchaute verwundert, als ſpotteten ſie; da ſie aber wiederholt baten, brachte er ihnen drei Früchte mit großer Freude und ſprach: „Wohl bekomm's! Gott ſegne es Ihnen!" Die Herren biſſen hinein und verzogen den Mund und ſpuckten aus; und als ſie den Mönch fragten: „Was ſind das für ſchändliche Holzäpfel und Würgbirnen?" ſagte er: „Sie heißen freiwillige Armuth, freiwillige Keuſchheit, freiwilliger Gehorſam unter einem geiſtlichen Obern."

Bei dieſen Worten erblaßten ſie vor Schrecken und ſchrien: „Wir proteſtiren, wir proteſtiren!" und ſpuckten mehr als zuvor. Da ſie heimgekommen, nahmen ſie ein Brechmittel; aber ſie mußten doch etwas von dem Gifte verſchluckt haben, denn ſie konnten nicht mehr ſo fertig Denkglauben, als vorher, und der Eine ließ ſich von ſeiner zweiten Frau ſcheiden und heirathete die erſte wieder; der Andere nahm eine Stelle bei einem großen Pfandhaus an und der Dritte wurde Feldprediger.

Dieſer Handel machte großes Aufſehen, und die Sache ward, als ein ſchrecklicher Umtrieb durch einen alten Mönch, in alle Zeitungen mit Warnungen geſetzt; es wurde verboten ſich dem Zaun zu nahen, es wurden Wachen an die Stelle geſetzt, wo die Kerne ausgeſpien worden waren, die zu finden man Tag und Nacht vergeblich ſuchen ließ, wodurch des Aufſehens noch mehr ward. Es wurden die Früchte unter den Giftpflanzen in den Schulen abgebildet, was eben nicht nöthig war, da die Jugend einen mehr als natürlichen Abſcheu davor verrieth.

Indeſſen wurden die verſchiedenſten Abhandlungen über die drei Kerne geſchrieben, die nicht mehr da waren, erwägend was man Alles mit ihnen anfangen könne, wenn ſie ſollten

gefunden werden. Unter andern wurde die merkwürdige Hoffnung aufgestellt dieſe gefährlichen Gifte in die größten Heilmittel verwandeln zu können; denn es ergebe ſich, daß die ſchädliche Wirkung nur durch den vereinten Genuß der drei Früchte erfolge und daß im Gegentheile bei ſehr verdünntem Gebrauche der einzelnen Früchte eine große Arznei gegen gewiſſe Staatsleiden gewonnen ſei. Wenn man daher einen dünnen Apfelwein und Birnſaft daraus gewinne, ſo könne man mit dem Gehorſams-Birnſaft, der rebelliſchen Schuljugend die Semmeln glaſiren, mit dem Armuth-Saft das Brod in den Verſorgungshäuſern einmengen und den Reinheitsſaft allgemein gegen die beklagte Uebervölkerung und öffentliche Sittenloſigkeit empfehlen. So würde man ohne große Koſten, durch vernünftige und wiſſenſchaftliche ärztliche Verordnung, aus den bisherigen privilegirten Apotheken der ganzen Noth begegnen können; denn die Armuth wider Willen würde durch mäßige Verfreiwilligung, die Armenhäuſer, der Gehorſam wider Willen durch mäßige Verfreiwilligung, die Zuchthäuſer, und die Unenthaltſamkeit durch freiwillige Zucht nach und nach einen großen Theil der Krankheiten aufheben und beſonders alle Findelhäuſer entbehrlich machen.

Sind Sie nun nicht auch der Meinung, daß das Gelingen ſolchen Vorhabens mehr verdiente mit Pauken und Trompeten verkündet zu werden, als Alles, was wir hier ſehen?

Damit ſtand er auf, grüßte und verließ das Haus. Der Andere ſchaute etwas verblüfft ihm nach und fragte den Lohnbedienten, ob er den Herrn kenne, der da weggegangen. „Il sera apparemment de la congrégation, ſagte dieſer, il mange du maigre.“ Da ging ich auch nach Haus und es fiel mir ein, daß es Quatemper ſei.

Vermischte Aufsätze.

Der Welt Urtheile über geistliche Vereine.

Eine Betrachtung.

Von je haben die Kinder der Welt, das heißt die Genossen jener Gemeinschaft, die ihre eigene Verherrlichung und nicht die Verherrlichung Gottes sucht, kirchliche, durch Gelübde verbundene Vereine abwechselnd bald mit Verachtung und bald mit einer fast ins Lächerliche gehenden Wuth, immer aber mit einer gewissen Angst verfolgt und zu unterdrücken gesucht. Sie wehren sich gegen dieselben wie ein verkehrtes Kind gegen Schule und Arznei und wie das böse Gewissen gegen das unvermeidliche Gericht. Aber endlich, wenn der Gräuel der Zerstörung vollendet ist, wird die Welt von der Wahrheit so gezüchtigt sein, daß sie von Herzen dankend neuen Segen von solchen Vereinen geistlicher Thätigkeit hinnimmt, deren Saatkorn ewig aus den Händen des Heilandes in den Schooß der Kirche niedergelegt ist. Danken wird sie dafür, sagen wir; denn nicht die politischen Marktschreier, nicht die Cultursquacksalber, nicht die Humanitätsbärenführer, nicht die Erziehungsseiltänzer, nicht die Finanzalchymisten, nein, nicht das ganze Theaterpersonal der modernen Volksbeglückung mit seinen hohen Künstlerleistungen, sie Alle werden nicht diese Hilfe mit allen ihren Heilssurrogaten, die noch nie die Zeit des Patentes überlebten, dem Volke unnatürlich aufpfropfen; sondern sie wird wieder erscheinen, wie der Schatz, den der Herr in den Acker gelegt, auf seinen Wink zu seiner Zeit hervortritt, wie das Heil aus dem Schooße der Noth zu seiner Zeit geboren wird und der Quell aus der Wüste zu

Tage bricht. Die Wüſte aber wird dann grün werden und eine Weide der Lämmer. Eben weil ſolche heilbringende Vereine zu geiſtlicher Thätigkeit nur dann aus der Natur der Menſchengeſchichte hervorgehen, wenn die Gnade Gottes ſich ihr durch den Glauben verbindet, haben ſie ſich von Anfang und zu allen Zeiten in den Momenten ihrer Demüthigung, Buße und kindlichen Ausſöhnung mit dem Vater wiederholt; und werden deswegen nie als ein Machwerk des ſtolzen, ſelbſtſüchtigen Weltgeiſtes erſcheinen, der ſeit dem Thurmbau zu Babel fortfährt, in ſteter Sprachverwirrung ewig von neuem ſcheiternde Selbſthilfe zu verſuchen, und jene allein auf Gotteshilfe vertrauenden Verbindungen anzufeinden, zu verläumden, zu ſtören und zu verderben.

Es iſt wahr, eine jener geiſtlichen Verbindungen ſteht bereits den ſpeculativen Kindern der Welt wieder an. Sie verſchmähen es nicht, von den müheſeligen Früchten geiſtlicher Arbeit leiblichen, zeitlichen Nutzen zu ziehen. Jene Orden, die den Leib der Kranken pflegen und den Armen nähren, erſcheinen ihnen gar bequem und wohlfeil; denn nachdem die Welt durch die Zerſtörung aller anderen Vereine zu geiſtlicher Thätigkeit nur an Armen, Sittenloſen, Kranken und Wahnſinnigen reicher geworden, glaubt ſie dieſe Trophäen ihrer weltbeglückenden Feldzüge, dieſe Ausbeuten ihrer wiſſenſchaftlichen Kunſtreiſen, dieſe Rheumatismen ihrer philoſophiſchen Luftfahrten in keinen beſſer verwalteten und weniger koſtenden Muſeen aufſtellen zu können, als in den Hospitälern der barmherzigen Schweſtern.

Das Naſenrümpfen und hämiſche Maulziehen unſerer bettelſtolzen Zeit bei der Erwähnung geiſtlicher Orden ſpielt häufig in die Grimaſſe eines Don Ranudo de Colibrados hinüber, der ſo adelſtolz als hungrig, mit hochgetragener aber ſchnuppernder Naſe, mit verachtendem aber wäſſerndem Munde den Hirſenbrei ſeines eſſenden gutmüthigen Dieners anblickt. Noch einen Grad

Armuth und Hunger mehr, und die hoffärtige Figur, die bereits ſtark mit den Knien ſchlottert; — was als Vivacität gemeldet wird, dürfte mit der Naſe in die Schüſſel fallen. Dazu aber wird der fromme Diener unter ſtillen Thränen des Dankes das Benedicite ſprechen. Die Infanten der hohen Herrſchaft aber werden ſagen: Nicht wahr, Gnaden Papa! das ſchmeckt beſſer als hungern. Sieh, wir haben uns ſeit lange ſchon heimlich das Leben damit gefriſtet, haben dir auch etwas davon während einem Mittagsſchläfchen in den Mund geſtrichen, den du alsdann aufzuſperren pflegſt. Es war immer dann geſchehen, wenn du nachher ſo artig ſchmatzhaft und uns hoch und theuer verſicherteſt, es befinde ſich die hohe Familie und deren Unterthanen im blühendſten Zuſtand.

Ich will mich noch näher darüber erklären, was ich unter jenen Lebensmitteln verſtehe, die der Welt im Schlafe, während ſie ſich wunders was Großes von eigener Hilfe träumen läßt, durch Kindesliebe und Dienertreue zufließen. Geſchieht es nicht oft, daß eine Zeit noch mit ſtolzen Proklamationen von moraliſchem, wiſſenſchaftlichem, künſtleriſchem, commerziellem und finanziellem Gedeihen um ſich wirft, während ſie kein ander Saatkorn gründlicher Hilfe mehr aufzuweiſen hat, als jenen Geiſt vereinter geiſtlicher Thätigkeit, der ſich in dem wiederbekehrten oder in dem noch nicht verkehrten Theile der Generation überwintert hat, und nun aufkeimt. Jenen Geiſt der Ordnung meine ich, der viele Einzelne mit Aufopferung ihres individuellen Nutzens zu einem ſtärkern Ganzen vereinigt, um der Noth zu begegnen. — Ich verſtehe auch zum Beiſpiel darunter, daß nicht ſelten, während die Jugend durch irreligiöſe Doktrinen, verkehrter und in todter antiker Hoffart verſteinter Lehrer verderbt wird, in den Familien der Geiſt der Andacht aus der Tradition einer beſſern alten Zeit bereits wieder aufblüht. — Ich verſtehe darunter ferner, daß, während Bibelmeere austraten, um den

Unglauben zu erſäufen, und dieſer ſeine Backſteine zum Thurmbau von Babel ſprachverwirrend und ſinnſpaltend dabei aus dem Schlamme formt und brennt, in der allgemeinen Verwirrung hier und dort bereits manche ſtille ſich zu verſchiedenen Einzäunungen und Eindämmungen des Glaubens vereinigt, ſo wie andere auf offener Fluth verſchlagen, die erlogene Seekarte verfälſchter Geſchichte, welche ihnen die Entdeckung des Schlaraffen-Landes verhieß, über Bord werfen und einer ſchier vergeſſenen, mütterlichen Sage von einem Felſen heiliger Tradition und einer ewigen Kirche auf demſelben zuſteuern.

Nirgends zeigt ſich die göttliche Weisheit bewunderungswürdiger, als in ihrer Art, den menſchlichen Uebermuth zu demüthigen. Ebenſo wie die Dilapidation gerade dann am ſchamloſeſten zu ſein pflegt, wenn ſie mit dem Geize ſchwanger geht, und wie die Aufklärung auf ihrem höchſten Punkte ſomnambül werden muß, um ſich ſelbſt im Innern zu erkennen; ſo auch widerfährt ihr aller Orten das Gegentheil von dem, was ſie erwartet. — Der ſeiner ſelbſt unſicherſte Unglaube, der bei den modernen Chriſten ſich argliſtig eingeſchmeichelt, macht bereits in neueſter Zeit oft die beunruhigende, unangenehme Erfahrung, am Theetiſche mit einigen Geſpenſtern und armen Seelen aus dem magnetiſchen Hades confrontirt zu werden, und die Hausfrau iſt etwa gar ſo unſchuldig, ihn zu einer Katecheſe derſelben aufzufordern. — Während ein modiſcher Denkglaube noch im großen Salon unumſchränkt zu gebieten ſcheint, fängt es im eleganten Boudoir magnetiſch und ſomnambuliſtiſch zu ſpuken an. Stiefel, Arzneigläſer, Amulette marſchiren ohne Menſchen durch die Stube, und aus einem Reinigungsorte, der nicht geglaubt wird, kommen ſchreckliche Geſtalten und flehen um Hilfe. Philoſophen und Aerzte müſſen für die Wahrheit der Geſpenſter fechten, ſie thun es ganz plauſibel, um nicht aus der Zunft ausgeſtoßen zu werden. Sie ſagen etwa, man ſcheint allerdings

mit der Leugnung eines Reinigungsortes etwas zu weit gegangen zu ſein, einige Chriſten haben ihn immer geahnet, geglaubt, dabei aber enthalten ſie ſich gänzlich einer Abbitte gegen Jene, denen dieſer Glaube ein Dogma iſt, und welchen man Alles dergleichen ſeit Jahrhunderten als Trug und Lug in die Schuhe geſchoben hat. Sie können zwar nicht umhin, das Schuldgeſtändniß eines dieſer Geiſter anzuführen, daß er um den Beſitz einiger Armen- und Waiſenpfennige ſo lange ohne Ruhe ſei; aber ſie enthalten ſich gänzlich von dieſen Specialfällen auf ein Univerſalgeſetz der Beunruhigung durch fremde eingezogene, ihrer Beſtimmung nicht immer zugewendeten Güter zu ſchließen. Iſt es nicht in der That ſeltſam, daß in einer Zeit, wo man ſich abmüht den Geiſt des Wunderglaubens aus der hiſtoriſchen Grundlage des Chriſtenthums abzutreiben und die lieben Andächtigen auf die magere rationelle Stallfütterung zu reduciren, daß in dieſer Zeit jener Spiritus in den ſeltſamſten altfränkiſchen Geiſter- und Geſpenſter-Eſſenzen abdeſtillirt und entbunden bei religiöſen Familienthees als die Erfindung der neueſten geiſtigen Gourmandie zur Erregung des abgeſtumpften Sinnes ſervirt wird, während ſich die übrige Geſellſchaft an den Trebern gütlich thut.

Ueber populäre geiſtliche Kunſt.

Unter den mannigfaltigen Richtungen, welche bis jetzt eingeſchlagen worden, Talent und Sinn für die bildenden Künſte in Süddeutſchland zu beleben, ſcheint jedoch eine Aufgabe, und zwar die nationalſte und populärſte des katholiſchen Deutſchlands, noch wenig berückſichtigt worden zu ſein; eine Aufgabe, die es um ſo mehr verdient, als ſie:

1) ein allgemeines Bedürfniß befriedigt, durch welches der Kunſtſinn in der größten Ausdehnung bei dem ganzen Volk allein erweckt und veredelt wird, und
2) dieſelbe ohne irgend bedeutende Koſten einem ſonſt höchſt bedeutenden Induſtriezweige des Landes neuen geiſtig und zeitlich wuchernden Schwung zu geben vermag.

Es iſt dieſe Aufgabe aber keine andere, als die Veredlung der Formen, in welchen die Artikel des ſogenannten geiſtlichen Waarenhandels durch einen großen Theil von Europa und ſelbſt in die neue Welt verbreitet werden.

Das aus Holz geſchnitzte Kreuzbild, in allen Dimenſionen, geht über die ganze Erde; es predigt in der Kirche, es mahnt an der Landſtraße; es iſt der Hausaltar in der Hütte und der Troſt in der Hand des Sterbenden; es iſt das letzte Wort der Kunſt an den Menſchen, der eitlem Scheine den Rücken wendend, dem Gerichte der ewigen Wahrheit entgegentritt.

Das Bild der jungfräulichen Mutter und des Jeſuskindes, die ſchönſte und höchſte Aufgabe der Kunſt, weil den höchſten und heiligſten Moment der Menſchengeſchichte darſtellend, geht aus der Hütte armer Bildſchnitzer im Gebirg' in den verſchie-

denſten Formen über die ganze Erde. Es wird in der Feldkapelle von dem armen Hirtenmädchen geſchmückt, und macht Einſamkeit zum Schutzort; es iſt die Zierde in der Kammer der frommen Jungfrau und das gefeierte Andachtsbild in der Zelle der Gottgeweihten. Wir übergehen die große Anzahl der Bilder einzelner Heiligen und die reicheren Zuſammenſtellungen der Kreuzwege, und erwähnen nur der ſo rührenden Bildſchnitzeraufgaben in den Weihnachtskrippen der früheren Zeit, welche, die unſchuldigſte, harmloſeſte, ſchönſte Freude aller Kinder und kindlichen Gemüther, ſpäter mit der Kunſt zur Karikatur geworden, von der Aufklärung verdrängt wurden.

Viele dieſer Gegenſtände, welche zum Theile nie aus dem Bedürfniſſe der katholiſchen Welt kommen werden, gehen noch aus dem vernachläſſigten Bildnertalent armer Holzſchnitzer hervor, und werden mechaniſch, von Einem dem Andern abgeſehen, in derſelben Form, ganz zur Manier geworden, zu vielen hundert Dutzenden um geringes Geld verfertigt.

Selbſt die unvollkommneren älteren Darſtellungen dieſer Art bringen dem verſtehenden Blick Achtung für die Frömmigkeit, die Zucht und Einfalt der alten deutſchen Kunſt ab.

Die meiſten Bildwerke dieſer Gattung aber, die jetzt angefertigt werden, ſind nichts als das wilde Nachwuchern des affectirten, verdrehten, ſogenannten Augsburger Stils, mit deſſen ins Kraut geſchoſſenen Productionen dieſe fleißige Stadt, ein geſchmackloſes Jahrhundert hindurch, ſo unzählige Kunſtbedürfniſſe der reichen Kirchen und Abteien in dem Maaß überſättigte, daß die guten Werke ſtrengerer Vorzeit vernichtet werden mußten, um all dem Babel Platz zu gewinnen.

Es hatten die großen Kloſter- und Kirchenbauten ein großes Geſchlecht von Arbeitern jeder Gattung gebildet, die von Vater auf Kind die manierirte Kunſt vererbt haben. Nirgends aber wurzelt irgend eine Form feſter, als in einſamen Hand-

arbeitern, in abgeſchloſſenen Gebirgsgegenden, welche für chriſtliche Kunſtbedürfniſſe arbeiten. Dieſe Leute leben abgeſchloſſen; die prächtige Halle mit bunten Deckengemälden und die mit ſeltſam agirenden Heiligenbildern verzierte Kirche, nach der ſie manchmal über Land gehen müſſen ihren Gottesdienſt zu verrichten, iſt ihnen ein Heiligthum und der einzige Kunſteindruck, den ſie haben.

Erklärung der Sinnbilder auf dem Umſchlage dieſer Zeitſchrift.

(Hesperus, ein Nationalblatt für gebildete Leſer, herausgegeben von Chriſtian Carl André. Prag bei Calve 1812. Erſtes Heft.)

Die tiefere Bedeutung, das freie Gleichgewicht und die zierliche Zuſammenſtellung der hier geordneten Sinnbildlichkeiten erfreuen uns um ſo mehr, als wir in ihrer Aufſtellung den Erfinder auf eine verſtändige Weiſe die zwei fehlerhaften Extreme der Allegorie vermeiden ſehen, nämlich die Abgedroſchenheit und ihr Gegentheil, die Ueberſinnlichkeit.

Hier ſind nicht auf eine coquette (ſogenannte maleriſche) Art zuſammengeknebelte Attribute wie zum Verkauf ausgehängt, hier ſchwebt kein abgehetzter Merkur, keine verſchriene Fama, wie ein Ausrufer, über einer durcheinander geworfenen poetiſchen Verlaſſenſchaft von Globen, Folianten, Leiern, Eulen, Helmen, Füllhörnern, Kanonen, Fahnen u. ſ. w., die auf Wolken, wie auf altem Bettwerk des Erblaſſers ausgebreitet ſind. Hier ſitzt keine weitfaltig bekleidete Matrone als Geſchichte mit dem Erzgriffel der Erinnerung in die Marmortafel des Gedächtniſſes ſchreibend, gleich einer unruhigen Wittwe, die ihren alten Haus- und Ehekalender durchlieſt. Hier ſehen wir keine qualſtrigen Engel vor der Rechentafel oder dem Schulbuch auf der Maſt liegen, oder wie emporgeworfene Flaumbetten niederfallen. — Keine Sphynx, die heutzutage auf jeder Modeuhr an der Tagesordnung iſt, liegt hier wie die Muſe auf allen Vieren und fragt: „Bin ich ein Hund oder ein Menſch?“ Auch ſitzt hier kein antiker Greif vor einer Urne, wie die Katze, die den verſchloſſenen

Breitopf anſieht. Alle dergleichen, von denen man längſt weiß oder nicht weiß, was von ihnen zu halten, ſind hier nicht zu ſehen. Hier iſt aber auch nicht aus tiefſinnigen myſtiſchen Brunnen geſchöpft, keine ſieben Siegel ſind zu erbrechen, es bedarf keiner jüdiſchen Kabala, keiner Roſenkreuzerei, keiner Alchymie und Freimaurerei, keiner Chifferſchrift, dieſe einfache Erfindung zu verſtehen. Hier iſt kein abgeſchmackter Plattſinn und kein überſinnlicher Tiefſinn, ſondern hier iſt Sinn, mit welchem der aufgeforderte Erfinder den Charakter auszuſprechen verſuchte, den die Ankündigung dieſer Zeitſchrift als den ihrigen verſprochen hat, nämlich: klare, nützliche, ernſthaft-erfreuliche Unterhaltung im unpolitiſchen Gebiete des Staates, ſeiner Natur und Kunſt, auf der einen, und des allgemeinen Lebens auf der andern Seite.

Wir erblicken daher auf der einen Seite unſerer Verzierung nur Bilder, welche auf den Ernſt, die Kraft und das Schickſal des hiſtoriſchen Vereines hindeuten.

Der bekleidete, mit der Mauerkrone gekrönte Genius kniet ernſt und fromm auf einem Bruſtharniſch, er ſcheint über den Reichsapfel, den ſeine Rechte trägt, zu ſinnen, und im Nachdenken begriffen, ob das Schwerdt, das ſeine Linke mit dem emporgerichteten Heft wie ein Kreuz aufgeſtellt umfaßt, ein Kreuz oder ein Schwerdt, oder beides ſei; er ſcheint den Eid zu erwägen, welchen die Hand des ihm zur Rechten ſtehenden Zepters verheißt und ausſpricht; und müßte er nicht in der einen Hand den Reichsapfel, in der andern das Schwerdt, in dieſem Augenblick ſich ſelbſt repräſentiren, er hätte gewiß beide Hände gefaltet und betete. Er kniet auf gemauertem Grunde, die Setzwage, die auf dieſem zu ſeinen Füßen ruht, erinnert uns an das Geſetz der wagerechten Erbauung alles Menſchenwerks und alſo auch des Staatsgebäudes. Die junge Eiche aber, die mit der Gewalt ihrer Wurzel dieſes Mauerwerk faßt und durchwindet, und hinab frei

nach ihrem Keim ausläuft, während ſie nach oben, dem menſchlichen Sinne gefälliger, als Zierde und Ehrenzeichen zum Lichte bringt, deutet auf die zuſammenhaltende und zerſprengende Wirkung der ſtet und ruhig auf alles zeitliche Werk einwirkenden Natur. An dieſer Eiche ruhend bildet ein Schild mit der Aufſchrift: „Dem Vaterlande, ſeiner Zeit und Muſe," den Thronrücken des Genius. Ueber dieſem ruhet ein Helm im Arme der Eiche, die ihm die Ehrenkrone ihres bürgerlich-heiligen Laubes bietet, während der mächtige Vogel des herrſchenden Jupiter, der Adler, als Helmzierde die Sonne begrüßt. Die aufgerichtete Ritterlanze, der ſich die junge Eiche feſtlich anſchlingt, deutet auf die freie Ehre des Adels, und indem ſie in die Fasces übergeht, die in verbundenen Stäben die Unzerbrechlichkeit einzelner Schwäche im Vereine darſtellen, ſtellt ſie ein Sinnbild der aus dem bürgerlichen Verein entſpringenden Staatskraft, die Streitaxt, in den Schein des Kometen, welcher ein periodiſches Geſtirn von ewiger Zeit her als der Prophet, der Vorläufer, die Ehrenpalme und Strafruthe des Verhängniſſes, und alſo — als das Himmelszeichen der Geſchichte vom Glauben und Aberglauben beſcheiden angeſtaunt ward. Sein Strahl zeigte den Weiſen aus Morgenland die Bahn zur Wiege des Erlöſers, und die fromme Vorzeit, den tiefen Zuſammenhang der Natur und Geſchichte ahnend, hat ihn aſtrologiſch immer gefürchtet und geehrt. Auch rechnen wir es keineswegs zu den leuchtendſten Verklärungen unſerer bis zur Ausklärung aufgeklärten lieben Zeit, daß ſie unter all den ſtrahlenden Welten des Himmels, wie unter einer zufälligen Deckenverzierung ihre Werktäglichkeit zum Sonntage hinſchleppt, unbekümmert, was der Meiſter mit der artigen Illumination gemeint haben möge. So ſteht die liebe Zeit eingefangen und getragen von lauter Wundern der Schöpfung und leugnet alle Wunder, und wundert ſich nicht einmal darüber, daß es ihr manchmal wunderlich zu

Muthe wird. Treibt es ein zärtlicher Liebhaber weit, ſo bedauert er höchſtens ſeiner Geliebten, die den Abendſtern ſchön findet, denſelben nicht ſchenken zu können. *) Der Aſtronom begnügt ſich die Straßen, Stationen und Poſtcurſe dieſer Weltkörper zu berechnen; allerlei Sehnſuchten, liebſchaftliche Seufzer und landſchaftliche Effecte ſind das Höchſte, was die empfindſame Welt an den Mond knüpft. Kaum grüßen ihn die Küſtenbewohner als den Begleiter der Ebbe und Fluth, und wenige des gebärenden Geſchlechtes, welchen es Doctor Gall etwa nicht geſagt hat, ehren in ihm den Regenten ihres Bluts. Eine Betrachtung, die ſie doch zu dem ſchönen Troſte führen könnte, daß ſie dem ewigen Geſetze der Natur, und alſo ihrem Schutz und ihrer Unſchuld näher ſtehen, als der Mann, der weniger als ſie dem Erzeugniß, mehr aber dem Ereigniß unterworfen iſt. Den Kindern allein ſchimmern die Geſtirne noch ſchöne Träume auf ihre Wiegen herab. So haben wir uns ſelbſt von einem liebenswürdigen Kinde verſichern laſſen, die Sterne ſeien die Lämmer des lieben Gottes und der Mond ihr Hirte. Und in beſſerer Jugendzeit tröſtete uns ein frommer alter Lehrer über allerlei kindliche Gewiſſensſcrupel mit der Ausſage: Die Milchſtraße ſei der Ort

*) Mylord Albemarle, brittiſcher Geſandter am Hofe Ludwigs XV., liebte zu Paris ein an Leib und Seele gleich ſchönes Mädchen, Lolotte Gaucher genannt. Als er ſie den Abendſtern mit großer Freude über ſein angenehmes Licht anſtaunen ſah, ſprach er zu ihr: „Schau ihn nicht ſo ſehnſüchtig an, denn ich vermag nicht dir ihn zu geben.“ — Er, der es zum erſten Mal ſagte, hat ein ſchönes Wort der Liebe geſprochen. Ueber beide Liebende und ihr Verdienſt lies Marmontels' Denkwürdigkeiten. Erſter Band. 1803. Sollte einem unſerer Leſer das Glück eben ſo wohl wollen, eine ſolche Geliebte zu beſitzen, ſo wünſchen wir, daß er ihr bei einer ähnlichen Sehnſucht nach dem Abendſterne wenigſtens den Hesperus zu Füßen lege.

wo die Wiegen der Kinder ſtünden, die vor der Taufe geſtorben. Und noch jetzt glauben wir jenem Kind und dieſem Lehrer lieber, als einem illuminatiſchen Straßenilluminanten, der uns verſichern möchte, die Geſtirne ſeien himmliſche Billigkeitswinke, die Unnothwendigkeit ununterbrochener Straßenbeleuchtung zu beleuchten. Doch wir ertappen uns die Schwachheiten der lieben Zeit, welche über der Zeitung die ewige Zeit bei Seite zu legen liebt, rügend, ſelbſt auf ähnlicher Verirrung den großen Zuſammenhang über der gewohnten Berührung vergeſſen zu haben, und wenden uns die Worte Matthäi 7, 3 bis 5. bedenkend, beſchämt zur Erklärung der zweiten Seite unſeres Umſchlages.

Hier ſehen wir die Natur, den Bildungstrieb und ihre freigeborene Tochter, die ſchöne Kunſt, alſo die Gaben der Mutter den Zurüſtungen des zeitlichen Hausherrns der Geſchichte gegenüber geſtellt. Wir möchten dieſe Seite die weibliche, jene die männliche nennen. Hier das Erzeugniß, die Freiheit, die Nothwendigkeit, dort das Ereigniß und das zeitliche menſchliche Geſetz; hier das Schaffen, dort das Machen dargeſtellt glauben; wenn wir anders des Künſtlers ſich ſelbſt geſetzte Schranken hierdurch nicht zu ſehr überſchreiten. Er wollte in jedem Falle wenigſtens das allgemeine Leben, das Weltleben, dem beſondern Leben, dem Staatsleben, entgegenſtellen, und wir ſehen gerne in dem leiſen Hindeuten aller Einzelheiten dieſer Seite auf die gegenüberſtehende einen Wink, daß der Staat und ſein Werk die Natur nur nachahmen, daß ſie die Erfinderin, Schöpferin, Herrſcherin ſei, und er nur der Abtauſcher, Sammler und Benutzer. Der weibliche bloß mit einer Blumenkrone und ſeiner Unſchuld bekleidete Genius der Natur füttert mit den Kernen eines Granatapfels junge Tauben niſtend in einem Helme, der von den abgeronnenen Waſſern zwiſchen den Kriſtallen eines Felſens zurückgelaſſen worden. Die Granate durch die Menge der Kerne in einer Schale ein Sinnbild des Reichthumes durch Eintracht, iſt

der Reichsapfel ſeiner milden Regierung, und die zwei Blättchen an dem Stiele der Frucht ſcheinen das Kreuz des Reichsapfels der andern Seite kindlich nachzuahmen. Dies iſt ein Bild der nährenden, heilenden Natur und ihrer milden Liebe. Siegend hat ſie die friedlichen Tauben in den Helm gebettet. Die wilde Fluth des Zorns iſt geſunken, der Felſenkern der Erde geſtaltet ſich gegen die Sonne hinan, es trägt die Natur die ſelbſt gewachſene Feſte, wo gegenüber das Menſchenwerk nur auf Mauern ruht. Wo dort das Schwerdt ſteht, wächſt hier die Schwerdtlilie, deren drei Staubfäden nicht ohne Bedeutung ſind. Wo dort der verheißende Zepter lehnt, ragt hier die ſchlanke Königskerze, nicht ohne tiefere Bedeutung von der Paſſionsblume umſchlungen, empor.

Die Blumenkrone des Genius ſchmückt jeder Frühling aufs neue mit den Edelſteinen, die um ihn her blühen, und der Schmetterling, ſelbſt eine geflügelte Blume, das Sinnbild des flüchtigen Reizes der ewig wiederkehrenden Pſyche, ſchwebt in dieſem Luſtkranze himmliſcher Gedanken, während die fleißigen Bienen ſeine Blumenſterne berauben, ohne ihren Duft und Glanz zu verletzen. Sie tragen das Süße ein, und bilden das Nützliche in ihrem höher ſtehenden Hauſe, dem Bienenkorbe, der das ewig unveränderte Bild des Staates, des arbeitſamen Gemeinweſens, in der Natur iſt. Hinter dem Genius ruht die Leier des Orpheus. Er hat durch die Macht der Töne die Thiere gebändigt, die Menſchen gebildet, die Steine empor ſteigen laſſen zu Mauern, die Wälder ſind ihm gefolgt und die Quellen ſind ſtill geſtanden ſeinen bildenden Melodien zu lauſchen.

Wo dort die Setzwage ruht, hier die Hirtenflöte; denn die Natur baut nur nach den Geſetzen der Harmonie. Wo jenſeits der hiſtoriſche gewaltige Adler in den Helm ſich feſt krallend, als wolle er ihn zu ihr hintragen, heftig die Sonne begrüßt, wenden hier die Blumenſonnen, die Sonnenblumen, ihr Antlitz

ſehnſüchtig zu ihr hin, und eine Spinne hat ihr zartes Netz ruhig der einen vertraut und erinnert uns ſo leiſe an die Induſtrie des Naturtriebs, über der auch ein Schickſal waltet. Laſſet die Sonne ſinken und die Blume ſich tiefer neigen, laſſet den Sturm den ſchlanken Stiel der Blume heftiger bewegen, und das künſtliche Werk der Spinne iſt zertrümmert. Der Oelbaum aber, der Schutzgenoſſe der Pallas Athene, der ſtirnentſprungenen Tochter Jupiters, er, der Liebling des göttlichen Gedankens, der geheiligte Baum des Friedens, der mit ſeinen Zweigen die Sieger der Olympiſchen Spiele und die Dichter krönet, ſteigt wie jenſeits die ſtrengere Eiche, hier an dem Fels empor der Olive entkeimend, die rechts in der Mitte des Vordergrundes neben der Eichel in der geborſtenen Erdrinde erblickt wird. Eine Rebe umſchlingt den Götterfreund. Der Weinſtock umarmt ihn, der zuerſt die Erde wieder zierte, als der Friedensbote, die Taube mit dem Oelblatte, die auch hier ſchwebt, das Weichen der Zornflut des Herrn verkündigt hatte, als der Friedens- und Triumphbogen des mit dem Menſchen in der Natur wieder verſöhnten Gottes, der Regenbogen ſeine freudige Farbenbrücke zwiſchen Himmel und Erde ſpannte. Wir ſehen auch hier dieſe luftige Arcade des Lichtes beide Seiten verbindend, und ſo der Phantaſie vom Zeitlichen zum Ewigen eine feſtliche Brücke geſchlagen. Poetiſch iſt es von dem Erfinder gedacht, daß er die beiden Füße des Bogens hier in der Blumenkrone, dort in der Mauerkrone des Genius ruhen läßt, denn es ſagt eine ſchöne Volksdichtung: „Da ruhen die Schätze, wo der Regenbogen ſeine Füße aufſetzet.“

Aber unſer Bild genauer betrachtend, ſehen wir die Weinrebe oben an dem Oelbaum in die Geſtalt eines geflügelten Merkurſtabs übergehen, und der Erfinder hat wohlgethan das Symbol des handelnden Weltverkehrs auf dieſe Weiſe nur ahnend zu berühren. Ja, hier ſcheint uns ſein Verſuch zu

ſinnbilden am beſten gelungen. Das Symbol ſoll nur ein Wink ſein, der ſich zugleich wieder ſelbſt deutet; es iſt gewiſſermaßen eine vor unſeren Augen vorgehende Metamorphoſe der Sache in ein Bild ihres Sinnes. Es liegt eine Bewegung, ein Werden in dem Symbol, kein Nachmachen, Vorſtellenwollen, keine handelnde Abſpiegelung, welche letztere Eigenſchaften mehr der Allegorie, die etwas Dramatiſches hat, zugehören, ſowie in dem Symbol mehr das Epiſche vorherrſcht. Wie die Sonnenblume aus dem Samenkorne hervorkeimt, und immer das zweite Glied derſelben aus dem erſten ſich empormetamorphoſirend, dieſes in höherer Entfaltung bedeutet, und wie ſie endlich mit der Blüthe dieſer brennenden Pflanzenſonne, wie mit einem glühenden Auge die Sonne, die ſie bedeuten will, ſehnſüchtig anſchaut: ſo auch muß das Symbolideal gewachſen ſein und blühen, nicht aber real zuſammengeknüpft.

Um die Betrachtung dieſer Seite unſerer Aufgabe zu beſchließen, bleibt uns nur noch der liebe Mond übrig, welcher über dem mit Weinlaube geflügelten Traubenknopfe des gewachſenen Merkurſtabes hervorblickt. Er iſt als der ſtete, ruhig influirende Begleiter unſerer Erde hier dem heftigen, periodiſchen, plötzlichen Zeitgeſtirne, dem Kometen gegenüber geſtellt. Wie dieſer Irrſtern bald den Lichtkreis der Sonne, bald deſſen äußerſte Grenzen berührend, umſchweift und mit ſeiner ſcharfen eſoteriſchen Geſtalt auf die wunderbar einſchneidenden Umwälzungen der Staatengeſchichte deutet, ſo deutet der Mond auf den ſteten ruhigen Wechſel, auf die ewig gleichmäßige Bewegung der Natur von dem Aufgange der Lebensſaat bis zu ihrem Ausgang in den Samen, der ewig iſt, auf den ruhig wiederkehrenden Pulsſchlag des allgemeinen Seins, der die Secunden der ewigen Zeiten mißt, und wer ihn ſo kindlich und fromm anſchauend verſteht, den wird er leicht tröſten und beruhigen über die Sorge des fieberhaften, enthuſiaſtiſchen Kometen, der wie der Geiſt eines

zur irdiſchen Sorge zurückgezwungenen verſtorbenen Geſtirns am Himmel geſpenſtet. Solche Anſchauung wird, den göttlichen Frieden des allgemeinen Naturgeſetzes betrachtend, ſich geſtärkt und erhoben fühlen über die kometiſchen Ruthenſtreiche aller Zeit und aller Geſchichte, vergleichbar den Schmerzen der Krankheit, die trotz des ihr inwohnenden Eigenſinnes der Allmacht des allgemein göttlichen Weltgedankens eingeordnet iſt, ja die Betrachtung der aus freier Nothwendigkeit emporblühenden Wahrheit und Schönheit wird ſie heiligen gegen den zerreißenden augenkränkenden Glanz der vergänglichen Zeit, deren flüchtige Wolkenbilder wir auch hier auf unſerm Bilde über ſeinem Namensgeſtirne dem ſchönen Abendboten, dem Hesperus, vorübergleiten ſehen. Die Mythe des Hesperus aber iſt wie die meiſten andern in verſchiedenen von einander abweichenden Erzählungen vorhanden und wir müſſen erklären, daß hier nach der cypriſchen Mythe Hesperus der ſchöne Sohn der Venus und ihres geliebten Cephalus gemeint iſt, der unter die Sterne, dieſen himmliſchen Adelſtand göttlicher Günſtlinge, verſetzt, ſeines reizenden anmuthigen Glanzes wegen auch den Namen ſeiner Mutter trägt. Möge er in dieſen Blättern, die ſich beſcheiden ſeinem Dienſte geweiht haben, einige Strahlen ſeines milden und erquickenden Lichtes mittheilen; mögen ſie anſpruchlos gefällig und erfreuend immer willkommen ſein, ſo wie er!

Um aber dem ewig wachen Witze des Muthwillens einen Pfeil zu entwenden, mit dem er uns zu kränken Luſt haben möchte, wollen wir auch einen andern Hesperus, der aber keineswegs der unſrige, erwähnen. Von ihm ſagt die Mythe, er ſei ein Sohn des Atlas und ein leidenſchaftlicher Aſtronom geweſen, der, als er einſt den geſtirnten Himmel auf dem Gipfel des Atlas beobachtet, vom Sturme herabgeworfen, zerſchmettert und in alle Welt verweht worden ſei. Wir verbitten auf alle Weiſe dieſe Prognoſtication aus unſerm Titel, denn vor ſolchem

Schickſale werden wir uns ſelbſt am beſten dadurch zu hüten ſuchen, daß wir windige ſchwindelnde Höhen vermeidend, die Geſtirne zu betrachten geſonnen ſind in den Spiegeln unſerer Seele und in den Spiegeln des Waſſers, über dem die Geiſter wohnen und aus dem die Erde emporgeſtiegen.

So hat uns denn der ruhige Augengang gemüthlicher Betrachtung mit der Eiche und dem Oelbaum in die höhere Region unſeres Bildes getragen. Wir ſind auf der Brücke des Regenbogens gewandelt und laſſen uns an den Strahlen unſeres Sternes hernieder in den Mittelpunkt und Vorgrund, wo der Erdkreis aus dem Waſſer hervorgeſtiegen, wo im Sonnenauge des dreieinigen Gottes das Centrum des Bildes uns anſchaut. — „Und das Gewäſſer verlief ſich von der Erde immerhin und nahm ab.“ 1. Moſis 8, 1—3.

Auf der Seite der Zeit ſehen wir die Arche ſchwimmen, die der Herr dem Gerechten zu bauen befohlen hat, als er die Ungerechten richtete. Rechts retten die ſchwimmenden Blätter einer Waſſerpflanze eine vom Sturme in dies fremde Element geſchleuderte Biene. Auch hier iſt tiefere Betrachtung angeregt. In der Mitte des Vordergrundes ſehen wir rechts eine lebende Pflanze, links bemerken wir den Abdruck ihrer Geſtalt auf der Fläche eines Dendriten. So wird die Wirkung der zerſtörenden Fluth ſelbſt wieder nur eine Arbeit des unbekümmert fortbildenden Weltgeiſtes. Mit Wundern zerbricht die Wunder, um Wunder zu zeugen, der Wunderbare, und die Zornfluth, abrinnend vom gereinigten Herzen der Erde, ſetzet die göttliche Kunſt als Geißel der Sühnung, die Himmel und Erde verbindet, vor die Hütte des Menſchen, in den belebenden Strahl des guten Geiſtes, in den Schein des himmliſchen Sonnenauges.

Dich aber, freundlicher Genius, der auf dem Strahle der Sonne ſteht, und deſſen Locken in den Farben des Friedensbogens geiſtiſch wehen, nennen wir den Genius dieſer Zeitſchrift,

der alle umgebende Luft, in den Flächen einer vielwinklichten Spiegelkugel gesammelt, freudig betrachtet. Er sei auch dein Genius, gütiger Leser, der die Mittheilungen unserer Blätter schonend und mit erwünschtem Genuß aufnehmen möge, wie hier der Knabe, gleich einer sammelnden Biene auf den Staubfäden einer Blume, auf dem Strahle der Sonne schwebt, um den Glanz des funkelnden Hesperus, den Schimmer des farbigten Regenbogens, das Angesicht des milden Mondes und das Antlitz des heftigen Cometen, das Diesseits und Jenseits, den Himmel und die Erde unseres Bildes in den spiegelnden Flächen seiner Kugel anzuschauen, zu genießen und zu benutzen. Möge diese Bilder sammelnde Kugel der Hauch böser Nebels nie trüben! Sänke auch die Sonne, wird der gütige Mond noch zauberischere Scheine verleihen, und schwände auch er im letzten Viertel, so sollen die Wolken doch, flüchtig entfernte Regionen durchziehend, uns nie unsern Leuchtstern, den glanzlächelnden Hesperus verschleiern.

Darum seid eingeladen unter dem Dome des klaren blauen Himmels über der Abendfeier der Sonne am Rande grüner Erde den willkommenen Abendstern zu begrüßen. Hier ist es gut, hier laßt uns niedersitzen, wo die Eichel und die Olive keimt, und lasset uns die Worte des seligen Dichters erwägen:

„Wo sich das Strenge mit dem Zarten,
Wo Starkes sich und Mildes paarten:
Da gibt es einen guten Klang."

Anmerkung. Der Umschlag ist in der Art von Runge's Tageszeiten und mit Reminiscenzen aus denselben, ohne Zweifel von Clemens Brentano angegeben, aber in zu beschränktem Maßstab und überhaupt schlecht ausgeführt. Im Inhalte des Jännerheftes heißt es in Bezug darauf am Schluß: „Mit der dem Titelblatt angedruckten Erklärung der sinnreichen Zeichnung des Umschlages von einem berühmten deutschen Gelehrten, glaubt der Verleger den Lesern des Hesperus eine angenehme Zugabe zu liefern."

Brief an den Herausgeber der Badiſchen Wochenſchrift über das Sprichwort: „Dir geht es wie dem Hündlein von Bretten."

(18. Juli 1806.)

Ich habe in dem zweiten Stück Ihrer Wochenſchrift die Anfrage geleſen, woher doch das Sprichwort: „Dir geht es wie dem Hündlein von Bretten" ſeinen Urſprung haben möge, und ich will Ihnen um ſo lieber Alles ſagen, was mir von dieſem unglücklichen Sinnbild übel belohnter Treue in meiner Jugend erzählt worden iſt, als mir ſelbſt daran liegt, daß recht viel Rühmliches von den Hunden bekannt werde. Erſtens in der Welt, damit ſich die Menſchen vor dieſen Thieren ſchämen und ſelbſt zur Tugend greifen mögen, und zweitens in meiner Vaterſtadt, wo ich als ein großer Hundefreund nicht genug rührende Geſchichten aufbringen kann, um mich der Neckereien der Hundefeinde und Hundefeindinnen zu erwehren. Kommt es aber gar dazu, daß der Wahrheit, oder dem Hündlein zur Steuer irgend ein unterrichteter Mann aus der Vaterſtadt deſſelben die Sache recht hiſtoriſch und antiquariſch darſtellt, die mir aus der Chronik meiner Amme dictirt wurde, ehe ich ſchreiben konnte, dann habe ich gewonnen Spiel gegen meine Nachbarin, welche durch ein wunderbares Spiel der Natur eine eben ſo große Katzenfreundin iſt als ich ein Hundefreund bin. Sie können ſich denken, daß unſer Menſchenverſtand alle Hände voll zu thun hat, damit wir nicht wie Hunde und Katzen zuſammen leben, wozu uns freilich unſere

Lieblinge mit gutem Beiſpiele vorgehen. Denn dieſe haben durch lange Nachbarſchaft ſolche Gewohnheit zu einander erhalten, daß ſie unſere Antipathie täglich beſchämen würden, wenn wir ſie nicht gegenſeitig ermahnten, etwas auf ſich zu halten und nicht mit dem verächtlichen Geſchmeiß jenſeit der Mauer Geſellſchaft zu halten. Ich kann Ihnen zugleich verſichern, daß unſere große Mäßigung bei unſerer großen Thier-Antipathie uns bereits ſeit einigen Jahren eine ungemeine Hochachtung für einander eingeflößt hat, und hätten wir jenen fatalen Hunde- und Katzenappendix nicht, ſo wüßte ich kaum, ob nicht längſt eine Thüre durch die hohe Mauer, die unſere Höfe trennt, gebrochen und unſere Nachbarſchaft in einen zärtlichen Eheſtand verwandelt worden wäre. So weit haben wir es wenigſtens bereits in der moraliſchen Gewaltthätigkeit gebracht, daß wir uns bei Todes- und Geburtsfällen gegenſeitig gratuliren und condoliren. Und meine liebe Jungfer Nachbarin hat mir in dem verfloſſenen März — der Katzen Wonnemond, in welchem ſie bekanntlich ſtarke Minneſänger ſind, recht höflich erlaubt, wenn mich dieſe Serenaden Nachts beunruhigen ſollten, derweilen an ſie zu denken, mit dem ſchmeichelhaften Zuſatze, ſie wollte auch, wenn meine Hunde den Mann im Mond anheulten, dafür an den Mann in der Sonne denken (mein Haus hat nämlich noch den Namen zur Sonne, da es vorher ein Gaſthaus war). Durch dieſe Delicateſſe gerührt werde ich nächſtens einen ſtarken Schritt vorwärts thun, und ſobald meine Diana Jungen macht, ihren Lieblingskater Mahomed zu Gevatter bitten. Zur gegenſeitigen Bekämpfung unſeres Widerwillens aber hat nicht wenig beigetragen, daß wir den Contract geſchloſſen haben, uns jährlich zweimal zu beſuchen und vernünftige Vorſtellungen von einander anzuhören. Ich trinke daher den erſten März, als in der Katzen Wonnemonat, Kaffee mit ihr und ſitze mitten unter dieſen lebendigen Spinnrädern, welche um mich ſchnurren, während

ihre Advocatin ein langes Memorial aller Katzentugenden herlieſt, die ſie das Jahr hindurch hat zuſammenleſen können. Ich ſchweige ſtill und ſehe ihr in die Augen. Wenn ſie aber fertig iſt, ſagt ſie mit artiger Stimme: „Sind Sie nicht gerührt?“ — Leider ſagte ich immer bis jetzt: „Nein!“ und die Sitzung war geſchloſſen. Den letzten März aber ſagte ich ſtatt: „Nein“ „Ja, und zwar durch Ihre ſchönen Augen, meine liebe Nachbarin.“ Wollte auch eben nach ihrer Hand greifen, als eine große Katze eiferſüchtig auf den Kaffeetiſch ſprang und mich durch ihre krampfhafte Mimik zur Stube hinaus jagte.

Ihren Beſuch ſtattet mir die Dame in den Hundstagen ab, nimmt Abends eine kalte Schale bei mir und ich leſe ihr der Hunde Lorbeerkranz und Ehrenſpiegel vor, und frage ſie eben ſo: „Habe ich Sie gerührt?“ Vor wenig Tagen war dieſer angenehme Abend, und ich erzählte ihr, was ich Ihnen hier melde.

Das Hündlein von Bretten,

zuerſt etwas von ſeinem Vaterland und dann von ihm ſelbſt.

In jener blühenden deutſchen Zeit, da noch ein Sprichwort ein Wahrwort, und deutſcher Muth, deutſche Treue, deutſche Redlichkeit noch ein Sprichwort war, auch manches jetzt von der neuen Heerſtraße fremder Sieger und fremden Handels weit abgelegene Landſtädtchen ſich als das lebendige Herz ſeiner umliegenden Gegend in reicher bürgerlicher Selbſtzufriedenheit brüſtete, war auch Bretten eine ſtolze wackere Stadt. Sie gehörte früher zur Grafſchaft Eberſtein, kam ſodann an Baden, ward hierauf an Kurpfalz verkauft und kehrte in unſerer Zeit wieder an Baden zurück. Bretten hatte ein reiches Spital, ein

ſchönes Rathhaus, viele Freiheiten und vier Jahrmärkte, und überdem den Ruhm einer treuen, ihrem Herrn anhänglichen Stadt. In dem pfalzbayeriſchen Kriege 1504 ward ſie von Wirtenberg belagert und hielt feſt bei ihrem Pfalzgrafen, weswegen der deutſche Held mit Wort, Lied und Schwerdt, Ritter Ulrich von Hutten, ſchöne lateiniſche Verſe auf ſie gemacht, die zu deutſch ungefähr ſo lauten:

Ich grüß' Bretten, die werthe Stadt,
Die ihrem Herrn große Treue that,
Als der Pfalz Löw' den Hirſch der Schwaben
Mit Furcht macht' in die Flucht weg traben,
Zudem Philippus Melanchthon
Bleibt dieſer Stadt ein' Ehrenkron.

Denn in Bretten iſt der herrliche Melanchthon geboren, der allen Kirchen und Schulen in Deutſchland mit einem Lichte vorgeleuchtet hat. Zu ſeinem Gedächtniſſe ſind auch folgende lateiniſche Worte in dem Thorgeſtelle des Hauſes, darin er geboren, ausgehauen, die im Deutſchen alſo lauten: „Durch Gottes Güte iſt in dieſem Hauſe geboren der gelehrte Philippus Melanchthon den 16. Februar im Jahre 1497.“ Er ſtarb im Jahre 1560. Sein Bild aber war an dem Kirchthurm abgemalt und ſtanden lateiniſche Verſe darunter, die ein Bürger von Bretten vor langer Zeit alſo überſetzt hat:

Ihr Bürger ſeid ermahnt, traut Gott,
Der uns erhält in aller Noth,
Seid friedſam, ſchützt das Vaterland
Einig im Glauben und mit Beſtand.

Außerdem hat Bretten, davon wandernde Leute zu erzählen wiſſen, einen ſchönen Marktbrunnen, der aus vier Röhren ſpringt, und deſſen Trog 77 Fuder hält. Alſo erzählt Michael Heberer

von Bretten in der Beſchreibung ſeiner dreijährigen Dienſtbarkeit, ſo zu Alexandrien in Egypten ihren Anfang und zu Conſtantinopel ihr Ende genommen, Gedruckt zu Heidelberg in Gotthard Vigelius Druckerei 1600. Aber von dem Hündlein von Bretten erzählt er nichts. Vielleicht war er kein Hundefreund.

Das Hündlein von Bretten aber, deſſen Bild an dem Stadtthor ausgehauen ſein ſoll, war zu ſeiner Zeit ein ſehr merkwürdiges Thier; denn damals waren die Künſte und Wiſſenſchaften zu dieſer vierbeinigten Nation noch gar nicht gelangt, und mit dieſem ingenium praecox, oder voreilenden Genie hat die Wiederherſtellung der Hundewiſſenſchaften in dieſen Landen begonnen. Es war nämlich durch beſondere Treue, liebenswürdige Reinlichkeit, zierliche Bewegung, Tanzen, Apportiren zu Waſſer und Land, Aufwarten, Thürſchließen und durch das mit Recht beliebte „Wie ſpricht der Hund?“ ein Mirakel und ein Gegenſtand des Neides ſeiner Zeitgenoſſen. Vor Allem aber war in ihm bewundernswerth die moraliſche Selbſtüberwindung. Denn es ſprang nicht nur für allerhand beliebte hohe und niedere Standesperſonen und für allerhand ſchöne Jungfern ſeiner Zeit durch den Reif, ſondern that auch für allerhand alte Weiber was unſere neumodiſchen Hundeſtutzer nicht gern thun, ſeinen wohlgemeinten toleranten Sprung. Weiter war es ihm ein Kleines ein großes Stück Braten auf der Naſe zu balanciren und zugleich dem A. B. C. aufmerkſam bis zum Buchſtaben S. zuzuhören — denn ſo weit war damals erſt das A. B. C. unter dieſen Thieren bekannt, welche jedoch dieſen Buchſtaben ungern für einen Mitlauter, lieber für einen ſüßlautenden Selbſtlauter halten. Aber vor Allem war unſer Hündlein merkwürdig durch folgende Eigenſchaft, die leider der Gipfel ſeiner zeitlichen Kunſt geworden, und von welchem es herabſtürzend ſich mit ſeinem Untergang im Sprichworte verewigte. Es holte nämlich mit einem Korb im Maul, in den man einen beſchriebenen Zettel und das Geld

gelegt hatte, das reizendſte Fleiſch und die anzüglichſten Bratwürſte aus dem Hauſe des Metzgers ohne je einen Biſſen davon zu genießen. Dieſes wäre viel von dem gebildetſten Hund unſerer Zeit, wie viel war es nicht von einem geſunden Hündlein jener Zeit, da alle thieriſche und menſchliche Natur kräftiger und ſinnlicher, und noch nie ein Hund nervenſchwach geweſen war. — So war dieſes herrliche Hündlein. Aber Undank iſt der Welt Lohn. Denn einſtens da dieſes Hündlein von ſeinem Herrn, der ein Proteſtant war, in jener Zeit, da die neugetrennten Partheien noch im Streite lagen, die jetzt im Schatten der Friedenspalme ihr Mahl theilen und nur Einem Vater dafür danken, an einem Freitag mit ſeinem Korbe zu dem Metzger geſchickt wurde, welcher die Faſten noch ſtrenge zu halten pflegte, und dieſer auf dem Zettel eine Bratwurſt beſtellt fand, ergriff der Metzger zornig das zitternde unſchuldige Hündlein und hieb ihm den Schwanz ab, legte ihm denſelben in den Korb, ſagte: Da haſt du Fleiſch! und jagte es von dannen. Winſelnd aber nahm das herrliche Thier den Korb ins Maul und trug beſchimpft und verwundet den Zeugen ſeines Unglückes ruhig zu ſeinem Herrn. Die ganze Stadt betrauerte, alle Reiſenden beklagten das arme Thier, und da es bald darauf ſtarb und nicht mehr zu des Metzgers Haus kam, der ſonſt ein guter Mann war und das Hündlein liebte, ward dieſer ſehr gerührt, bat den Beſitzer des Hündleins herzlich um Verzeihung und ließ auf eigene Koſten das Bild des Hündleins ohne Schwanz über das Stadtthor in Stein hauen, ein Bild übelbelohnter Treue.

So erzählte ich meiner Nachbarin und bemerkte, daß ſie tief gerührt war. Wir hatten den Vertrag gemacht: wenn einer den andern durch eine ſolche Geſchichte rühren könne, unſere Anti-

pathien aufzugeben und die Thüre durch unsere Hofmauer zu brechen. Schon fragte ich: „ob ich den Maurer und den Pfarrer dürfe kommen lassen?“ schon wollte sie „Ja“ sagen, als ihr plötzlich historische Zweifel ankamen. Sie sprach: „Ist denn die Geschichte wahr? Wann ist sie geschehen? Ist das Hündlein wirklich in Stein gehauen? Soll ich auf eine Fabel eine so ernste Handlung gründen? Vorerst beweisen sie mir die historische Wahrheit.“ Und hiermit verließ sie mich. —

Sie sehen hieraus, verehrter Herr Herausgeber, wie viel mir daran liegt, daß Jemand, der die Sache gewisser weiß als vom Hörensagen, Ihnen eine Notiz darüber einsendet. Kann dieses durch Ihre Zeitung geschehen, so ist es mir sehr vortheilhaft, weil meine Nachbarin dieselbe liest, ich selbst aber nach unserem Vertrage nicht eher als im März sie wiedersehen darf. Ich werde mir sodann die Freiheit nehmen meine Verbindung in Ihrem Blatte bekannt zu machen, und Sie, verehrter Mann, zum Hochzeitsschmaus einzuladen, bei welchem nicht nur für alle fromme Hunde, sondern auch für alle beliebten Katzen ein Gedeck offen stehen und eine muntere Gesundheit unter schicklicher Instrumentalbegleitung soll ausgebracht werden.

Ihr

ergebener Mitarbeiter.

Warnung vor literariſchen Klätſchereien unter uns.

(Aus der Badiſchen Wochenſchrift vom 20. Februar 1807.)

Ich bin es den trefflichen Freunden, die mir und meiner durch das Schickſal aufgelöſten Familie in Heidelberg geſellige Gaſtfreiheit und Liebe in Rath und That geboten haben und noch bieten, und mir ſelbſt ſchuldig, meinen tiefen Unmuth über die unverſtändigſte, undelicateſte literariſche Klätſcherei, die auch in dieſer Stadt ihre Winkeldiener hat, warnend auszuſprechen. Denn Jedem, der ein Privatleben hat und einen Tauf- oder Zunamen, kann es ſo ſchlecht werden unter die Feder und Preſſe ſolcher literariſchen Nachtzettuliſten und Seelenverkäufer zu gerathen. Jeder ehrliche Mann, der ſich eines ganzen Hemdes erfreut, iſt in Gefahr, daß dieſe Taſchenſpieler es ihm heimlich durch den Aermel ausziehen und als äſthetiſche Lumpenſammler an Papierfabrikanten vertrödeln. Könnten ſie eben ſo ſicher vor der Gerechtigkeit einem auf den Leib ſelbſt kommen, ſo würde bald jedes Curioſitäten-Kabinet, wo nicht gar mit Fleiſch und Blut, doch mit Nagelſpänen, Hühneraugen und Warzen bekannter Lebendigen und Todten gegen billiges Honorar von ihnen verſehen werden. Es ſcheint zwar, als ſei es ihnen gänzlich einerlei, in welche Ungelegenheit ihr Diebshandel mit fremden Lebensumſtänden die bedaurungswürdigen Schlachtopfer ihres Geſichts- und Gehörkreiſes bringen kann. Doch iſt es nicht ſo. Denn jene Ungelegenheiten können ſie ja von neuem wieder drucken laſſen, das heißt: fremde Kirſchen verkaufen und ſich die Kerne zurückbedingen. Dem Weinenden reißen ſie das Tuch von dem

Geſicht und fragen: Was gibt's gut Neues? Und dem Lachenden gucken ſie ins Maul, ob er etwa einen goldenen Zahn habe. Nichts iſt ihnen heilig. Ihr Gott heißt Heute, ihr Meſſias Morgen, und dieſem opfern ſie ſo viel Geſtern und Vorgeſtern, als ſie auf der immer und ewigen Treibjagd vor ſich bringen können. Und all dieſe Liebesdienſte, wolle Gott, um ein Lorbeerblatt — an den Braten. Ein ſolches Maul ohne Herz, Hirn und Stirn ſchämt ſich nicht, das Siegel der einſamſten, ernſteſten, dunkelſten Stunden eines ehrlichen Mannes zu erbrechen und ſie mit Schnattern der Emphaſe zu einem Artikel in das Modejournal (Januar 1807. Seite 67) umzuarbeiten. *)

Es ſteht mir nicht zu ein Geſetz auszuſprechen, nach welchem ſolche Menſchen jenen gleich zu achten, welche die Siegel fremder Briefe erbrechen und ſie bekannt machen, oder auf fremden Namen Geld verdienen. **) Denn es iſt ja das ſtillſchweigende unausſprechliche Geſetz der Zucht und Keuſchheit, auf welchem alles Vertrauen, alle Freundſchaft unter Menſchen begründet iſt, das ſie mit dem Maule zertreten. Aber es ſteht mir zu, damit ich Andern ein Beiſpiel ſei, mich anzuklagen, wie ich vertrauend auf die Heiligkeit des Pfluges, der im Feld ungehütet ſicher iſt, meine Schwelle vor ſolchen Journal-Hexen leider nicht mit heiligem Oele beſprengte. Ob es übrigens wahr, daß der Urheber jenes Aufſatzes, wie er ſagt, in meinem Hauſe geweſen, weiß ich nicht, denn es iſt gelogen, was dort von meinem Schmerze geſagt wird. Was der Menſch leidet, leidet er vor Gott und den Freunden und nicht vor Zeitungspapageien. Denn der Schmerz, der von Gott kömmt, iſt wie die Freude, die von

*) Das damals zu Weimar im Induſtrie-Comptoir erſcheinende Journal des Luxus und der Moden von Bertuch wird gemeint ſein.

**) Borgen ſollte es wohl heißen.

Gott kommt, eine Myſterie, dem züchtigen Menſchen heilig. Darum hat der Herr die Krämer zum Tempel hinaus gepeitſcht. Darum halte der Hausherr das Heiligthum ſeines Hauſes von Krämern rein.

Früher habe ich und die Meinigen ſchon mit tiefer Indignation eine kleine Reiſe, deren wir unter Freunden gedacht, von ähnlichen Klätſchereien in derſelben Zeitſchrift zum Modebericht verwandelt geſehen, und wir haben uns mit der Schwalbe getröſtet, von der geſagt wird, daß ſie eine Spinne unter dem Flügel ernähre. Da aber bei dieſem zweiten Bericht aus meinem Leben dieſe Spinne gar zu unverſchämt und frech vertraulich bekannt machen will, was in meinem Herzen vorgeht, unbekümmert, was für verdrießliche Folgen, die hier nicht zu erörtern ſind, mir und den Zurückgelaſſenen aus ihrer Zeilenweberei entſtehen können, ſo halte ich es für Pflicht und nicht für Unbarmherzigkeit, mich öffentlich zu Jenen zu bekennen, welche jene Spinne für einen Aberglauben halten, oder behaupten, man finde ſie nur da, wo man ſie nicht verjagt.

Um ſo mehr aber iſt dieſe ganze Erklärung nicht grauſam, als ich mich ſchließlich erbiete, nicht nur für mich, ſondern auch für alle andere ehrliche Leute, an welchen keine Ehre, nur ein Honorar verdient werden ſoll, ſolche Berichte abzukaufen und Unehre zu honoriren. Wobei meine anderen Gläubiger keine Gefahr laufen, denn wer es wohlfeil hat, gibt es wohlfeil.

Verſchiedene Empfindungen vor einer Seelandſchaft von Friedrich, worauf ein Kapuziner.

(Bei einer Kunſtausſtellung. 1826.)

Es iſt herrlich, in unendlicher Einſamkeit am Meeresufer unter trübem Himmel auf eine unbegrenzte Waſſerwüſte hinzuſchauen, und dazu gehört, daß man dahin gegangen, daß man zurück muß, daß man hinüber möchte, daß man es nicht kann, daß man Alles zum Leben vermißt, und ſeine Stimme doch im Rauſchen der Fluth, im Wehen der Luft, im Ziehen der Wolken, in dem einſamen Geſchrei der Vögel vernimmt; dazu gehört ein Anſpruch, den das Herz macht, und ein Abbruch, den einem die Natur thut. Dieſes aber iſt vor dem Bild unmöglich, und das, was ich in dem Bilde ſelbſt finden ſollte, fand ich erſt zwiſchen mir und dem Bilde, nämlich einen Anſpruch, den mir das Bild that, indem es denſelben nicht erfüllte, und ſo wurde ich ſelbſt der Kapuziner, das Bild ward die Düne, das aber, wo hinaus ich mit Sehnſucht blickte, die See, fehlte ganz. Dieſer wunderbaren Empfindung nun zu begegnen, lauſchte ich auf die Aeußerungen der Verſchiedenheit der Beſchauer um mich her, und theile ſie als zu dieſem Gemälde gehörig mit, das durchaus Decoration iſt, vor welchem eine Handlung vorgehen muß, indem es keine Ruhe gewährt.

Eine Dame und ein Herr, welcher vielleicht ſehr geiſtreich war, traten auf, die Dame ſah in ihr Verzeichniß und ſprach:

„Nummer zwei: Landſchaft in Oel. Wie gefällt ſie Ihnen?“

Herr: „Unendlich tief und erhaben.“

Dame: „Sie meinen die See, ja die muß erſtaunlich tief ſein, und der Kapuziner iſt auch ſehr erhaben.“

Herr: „Nein, Frau Kriegsrath, ich meine die Empfindung des einzigen Friedrich's bei dieſem Bilde.“

Dame: „Iſt es ſchon ſo alt, daß er es auch geſehen?“

Herr: „Ach, Sie mißverſtehen mich, ich rede von dem Maler Friedrich, Oſſian ſchlägt vor dieſem Bilde in die Harfe.“ (Ab.)

Zwei junge Damen.

Erſte Dame: „Haſt du gehört, Louiſe? das iſt Oſſian.“

Zweite Dame: „Ach nein, du mißverſtehſt ihn, es iſt der Ocean.“

Erſte Dame: „Er ſagte aber, er ſchlüge in die Harfe.“

Zweite Dame: „Ich ſehe aber keine Harfe. Es iſt doch recht graulich anzuſehen.“ (Ab.)

Zwei Kunſtverſtändige.

Erſter: „Ja wohl, graulich, es iſt Alles ganz grau, wie der nur ſolche trockene Dinge malen will.“

Zweiter: „Sie wollen lieber ſagen, wie er ſo naſſe Dinge ſo trocken malen will.“

Erſter: „Er wird es wohl ſo gut malen, als er kann.“ (Ab.)

Eine Erzieherin mit zwei Demoiſelles.

Erzieherin: „Dies iſt die See bei Rügen.“

Erſte Demoiſelle: „Wo Roſegarten wohnt.“

Zweite Demoiſ.: „Wo die Colonialwaaren herkommen.“

Erzieherin: „Warum er nur ſo trübe Luft gemalt. Wie ſchön, wenn er im Vordergrund einige Bernſteinfiſcher gemalt hätte.“

Erſte Demoiſ.: „Ach ja, ich möchte mir ſelbſt einmal eine ſchöne Schnur Bernſtein zuſammenfiſchen.“ (Ab.)

Eine junge Frau mit zwei blonden Kindern und ein Paar Herrn.

Herr: „Herrlich, herrlich, dieſer Mann iſt doch der einzige, der in ſeinen Landſchaften ein Gemüth ausdrückt, es iſt eine große Individualität in dieſem Bilde, die hohe Wahrheit, die Einſamkeit, der trübe ſchwermuthsvolle Himmel, er weiß doch, was er malt.“

Zweiter Herr: „Und malt auch, was er weiß, und fühlt es, und denkt es, und malt es.“

Erſtes Kind: „Was iſt denn das?“

Erſter Herr: „Das iſt die See, mein Kind, und ein Kapuziner, der daran ſpazieren geht und traurig iſt, daß er keinen ſo artigen Jungen hat, wie du.“

Zweites Kind: „Warum tanzt denn der Kapuziner nicht vorn herum, warum wackelt er nicht mit dem Kopfe, wie im Schattenſpiel? Das wäre doch ſchöner.“

Erſtes Kind: „Es iſt wohl ſo ein Kapuziner, der das Wetter anzeigt, wie der vor unſerm Fenſter?“

Zweiter Herr: „Nicht ein ſolcher, mein Kind, aber auch er zeigt das Wetter an, er iſt die Einheit in der Allheit, der einſame Mittelpunkt in dem einſamen Kreis.“

Erſter Herr: „Ja, er iſt das Gemüth, das Herz, die Reflexion des ganzen Bildes in ſich und über ſich.“

Zweiter Herr: „Wie göttlich iſt dieſe Staffage gewählt, ſie iſt nicht wie bei den ordinären Herrn Malern ein bloßer Maßſtab für die Höhe der Gegenſtände, er iſt die Sache ſelbſt, er iſt das Bild, und indem er in dieſe Gegend, wie in einen traurigen Spiegel ſeiner eigenen Abgeſchloſſenheit hinein zu träumen ſcheint, ſcheint das ſchiffloſe einſchließende Meer, das ihn wie ſein Gelübde beſchränkt, und das öde Sandufer, das freudenlos wie ſein Leben iſt, ihn wieder wie eine einſame von ſich ſelbſt weiſſagende Uferpflanze ſymboliſch hervorzutreiben.

Erſter Herr: „Herrlich, gewiß, Sie haben recht;“ (zur Dame): „aber meine Liebe, Sie ſagen ja gar nichts.“

Dame: „Ach, es war mir vor dem Bilde wie zu Haus, es rührt mich recht, es iſt doch recht natürlich, und als Sie ſo ſprachen, war es mir gerade ſo undeutlich wie ſonſt, wenn ich mit unſeren philoſophiſchen Freunden am Meere ſpazieren ging, nur wünſchte ich, daß eine friſche Seeluft wehte und ein Segel herantriebe, und daß ein Sonnenblick niederglänzte und das Waſſer rauſchte; ſo iſt mir's als wie Alpdrücken und Sehnſucht nach dem Vaterland im Traum; kommt weiter, es macht mich traurig.“ (Ab.)

Eine Dame und ein Führer.

Dame (ſteht lange ſtumm): „Groß, unbegreiflich groß! Es iſt, als wenn das Meer Young's Nachtgedanken hätte.“

Herr: „Sie meinen, als wenn ſie dem Kapuziner hineingefallen wären?“

Dame: „Wenn Sie nur nicht immer ſpaßten und einem die Empfindung ſtörten. Sie empfinden heimlich doch daſſelbe, aber Sie wollen im Andern belachen, was Sie in ſich verehren. Ich ſage, es iſt als wenn das Meer Young's Nachtgedanken hätte.“

Herr: „Und ich ſage ja, und zwar den Carlsruher Nachdruck und das Bonnet de Nuit von Mercier dazu, und Schubert's Anſicht der Natur von der Nachtſeite oben ein.“

Dame: „Ich kann Ihnen nicht beſſer antworten, als mit einer parallelen Anecdote: Da der unſterbliche Klopſtock zum erſten Male in ſeinen Gedichten geſagt hatte: „„Die Morgenröthe lächelt,““ ſagte Madame Gottſched, indem ſie es las: „„Was macht ſie denn für ein Mäulchen?““

Herr: „Gewiß kein ſo ſchönes wie das Ihre, indem Sie dies ſagen.“

Dame: „Nun fallen Sie ins Fatale.“

„Herr: „Und Gottſched gab ſeiner Frau ein Mäulchen für das Bonmot.“

Dame: „Ich ſoll Ihnen wohl gar eine Nachtmütze für das Ihrige geben, aber Sie ſind ſelbſt eine.“

Herr: „Nein, lieber eine Anſicht Ihrer Natur von der Nachtſeite.“

Dame: „Sie ſind unartig.“

Herr: „Ach, wenn wir da mit einander ſtänden, wie der Kapuziner ſteht.“

Dame: „Ich ließe Sie und ging zum Kapuziner.“

Herr: „Und bäten ihn, mich mit Ihnen zu copuliren.“

Dame: „Nein, Sie ins Waſſer zu werfen.“

Herr: „Und blieben mit dem Pater allein und verführten ihn, und verdürben das ganze Bild und ſeine Nachtgedanken; ſeht, ſo ſeid ihr Weiber, ihr vernichtet am Ende doch, was ihr empfindet, ihr ſaget vor lauter Lügen die Wahrheit. O, ich wollte, ich wäre der Kapuziner, der ſo ewig einſam hinüberſchaut in das dunkle verheißende Meer, das wie die Apokalypſe vor ihm liegt, ſo wollte ich mich ewig ſehnen nach Ihnen, liebe Julie, und Sie ewig vermiſſen, denn dieſe Sehnſucht iſt doch die einzige herrliche Empfindung in der Liebe.“

Dame: „Nein, nein, mein Lieber, auch in dieſem Bilde; wenn Sie ſo reden, ſpringe ich Ihnen nach ins Waſſer und laſſe den Kapuziner ſtehen.“ (Ab.)

Während der ganzen Zeit hatte ein glimpflicher langer Mann mit einigen Zeichen von Ungeduld zugehört; ich trat ihm etwas auf den Fuß und er antwortete mir, als ob ich ihn dadurch um ſeine Meinung befragt hätte. „Es iſt gut, daß die Bilder nicht hören können, ſie hätten ſich ſonſt ſchon längſt verſchleiert; die Leute gehen gar zu unzüchtig mit ihnen um und ſind feſt überzeugt, ſie ſtänden hier wegen eines geheimen

Verbrechens am Pranger, das die Zuſchauer durchaus entdecken müſſen.“ — „Aber was meinen Sie denn eigentlich von dem Bilde?“ fragte ich. — „Es freut mich,“ ſagte er, „daß es noch einen Landſchaftsmaler gibt, der auf die wunderbaren Conjuncturen des Jahres und Himmels achtet, die auch in der ärmſten Gegend die ergreifendſte Wirkung hervorbringen, es wäre mir aber freilich lieber, wenn dieſer Künſtler außer dem Gefühle dafür auch die Gabe und das Studium hätte, es in der Darſtellung wahr wieder zu geben, und in dieſer Hinſicht ſteht er ebenſoweit hinter einigen Holländern zurück, die ähnliche Gegenſtände gemalt haben, als er ſie in der ganzen Geſinnung, worin er aufgefaßt, übertrifft; es würde nicht ſchwer ſein, ein Dutzend Bilder zu nennen, wo Meer und Ufer und Kapuziner beſſer gemalt ſind. Der Kapuziner erſcheint in einer gewiſſen Entfernung wie ein brauner Fleck; und wenn ich durchaus einen Kapuziner hätte malen wollen, ſo hätte ich ihn lieber ſchlafend hingeſtreckt, oder betend oder ſchauend in aller Beſcheidenheit niedergelegt, damit er den Zuſchauern, denen das weite Meer doch offenbar mehr Eindruck macht, als der kleine Kapuziner, nicht die Ausſicht verdürbe. Wer ſpäter ſich nach den Küſtenbewohnern umſähe, fände immer noch in dem Kapuziner alle Veranlaſſung, das auszuſprechen, was mehrere der Zuſchauer in einer überſchwenglich allgemeinen Vertraulichkeit Allen laut mitgetheilt haben.

Dieſe Rede gefiel mir ſo wohl, daß ich mich mit demſelben Herrn ſogleich nach Hauſe begab, wo ich mich noch befinde und in Zukunft anzutreffen ſein werde.

Andenken eines trefflichen deutſchen Mannes und tiefſinnigen Künſtlers.

(Den 19. December 1810.)

Otto Runge, Maler in Hamburg, ſtarb im November an einer Bruſtkrankheit, deren Beſchwerden er viele Monate lang mit chriſtlicher Ergebenheit ertragen hatte. So unendlich viel ſeine Angehörigen und Freunde mit ihm verloren haben, ſo tauſchen ſie dennoch gern den hoffnungsloſen Schmerz, den herrlichen Menſchen hilflos leiden zu ſehen, mit den ruhigeren Thränen um ſeinen Tod, und gönnen ihn dem Himmel, der ihn mit tiefſinniger Kunſt geſegnet hatte, mehr als dem Leben, in welchem ihn die Trefflichſten und Unſchuldigſten erkannten und liebten.

Seine vier ſymboliſchen Blätter, die Tageszeiten in Umriſſen darſtellend, ſind denkenden Kunſtfreunden ſich ewig neu erklärend, und unbefangenen Liebhabern von bedeutender Lieblichkeit und Wahrheit; Görres hat ſie in den Heidelberger Jahrbüchern mit dem Wiederſcheine ſeiner eignen Begeiſterung zu beleuchten verſucht. Sie waren, ſo viel mir bekannt, zu Gemälden beſtimmt, und mit erfunden, ſeine früheren Anſichten von den Farben zu beurkunden, die er ſpäter verändert und in ſeinem einfachen geiſtvollen Werk über die Farbenkugel (Hamburg bei Perthes) mit den Ideen ſeines Freundes Steffens begleitet der Welt vor Augen gelegt. Außer dieſen Arbeiten ſind mir als von ihm erſchienen nur noch bekannt, ſeine Umſchläge zu dem Hamburger theatraliſchen Almanach 1810, dem Becker'ſchen Almanach 1811, und dem vaterländiſchen Muſeum, wie auch ſeine Vignetten zu Tieck's Minneliedern.

Wie ſehr auch ſolchen Verzierungen gewöhnlich mit hergebrachten willkürlich zuſammengefädelten Sinnbildlichkeiten genug gethan zu werden pflegt, ſo hat Runge doch zuerſt gezeigt, daß die Arabeske eine Hieroglyphe iſt, und ihre Verknüpfung eine eben ſo tiefſinnige Bilderſprache der ſtummen malenden Poeſie, als das Werk der Poeſie ſelbſt eine geſprochene ſein ſoll, und von Allem, deſſen Rand er mit ſeiner kunſtreichen Hand geſchmückt hat, kann geſagt werden, es verſteht ſich am Rande, ſollte es ſich im Innern ſelbſt gleich nicht immer verſtehen; ja ich möchte Alles, was ich von ihm geſehen, geleſen, was er mir ſelbſt ſchriftlich ausgeſprochen, was mir Freunde von ihm geſagt, was ich von ihm glaubte, hoffte und liebte, alles dies möchte ich eine ſolche, deutende, in anſpruchloſer Zierlichkeit tiefſinnige Randzeichnung in ſeiner Geſinnung, um das eigentliche Weſen der Kunſt, die uns verloren iſt, und die er in ſich abgeſpiegelt fand, nennen.

Ich erwähne noch als erſchienen von ihm, ſeine von Gubitz geſchnittene Stempel zu den vier Königen, Damen und Buben für eine Hamburger Kartenfabrik. Ich habe nie etwas Fantaſtiſcheres, Geiſtreicheres geſehen, als den weiſen, begeiſterten, romantiſch königlichen Ausdruck dieſer Königsköpfe, die bizarre galante, reizende Koketterie der Damenbilder, und die abenteuerliche, kecke, treue und glücksritterliche Haltung der Buben, und doch ſchienen es nur Karten, doch waren es nur leichte loſe Zeichen eines ſpielenden Glückes; denn das Kunſtwerk iſt wie die Natur, die ohne aufzufallen ſich ſelbſt bedeutet, das heißt, Alles, und ſo waren Runge's Arbeiten auch. Goethe, der ſtille thätige Heger und Pfleger alles Trefflichen, das er durch ſich ſelbſt immer dargeſtellt, hat unſern Runge und ſeine Werke immer geliebt, und ſeiner Achtung für ihn durch den Abdruck eines Schreibens des Künſtlers über die Farben in ſeiner Farbenlehre ein ewiges Monument geſetzt. Sein Andenken ſelbſt in aller Würde zu erhalten geziemt der beſſern Nachwelt, inſofern ſie

ſich mit ſeinen wenigen öffentlich gewordenen Arbeiten verſtehend berührt, und auch dies Wenige iſt hierzu genug, wenn Gott ſie nicht verläßt. — Den Tag nach ſeinem Tode ward ihm ein Kind zum Leben geboren, und ſo hat ſelbſt die Natur, die ihn liebte, ſeinen Verluſt auf die rührendſte Weiſe feiern wollen, möge dies Kind nie auf Erden etwas vermiſſen, als ſeinen Vater! Beſſeres vermag ich ihm und dem Leben nicht zu wünſchen, da er geſtorben. —

Du Herrlicher! den kaum die Zeit erkannt,
Der wie ein ſchuldlos Kind
Begeiſtert fromm die treue keuſche Hand
Nach Gottes Flamme ſtreckte,
Der für das Eitle blind
Ohn' umzuſchauen zur Wiege alter Kunſt
Durch neuer Lüge Götzentempel drang,
Und ſtillanſchauend die Göttliche erweckte.
Sie lächelte und nannte dich den Ihren,
Der ihr die irdiſchen Kränze ſo bedeutend ſchlang,
Und wollte dich, mit ihr zu triumphiren
Zum ſel'gen Born von allem Lichte führen.

Wer dich geliebt, verſtand den ſchönen Traum,
Den du im Himmel träumteſt, deſſen Schatten
Auf unſrer dunklen Erde lichten Saum
Weiſſagend niederfiel. —
Dein Künſtlerwerk, es ſchien ein zierlich Spiel,
Es rankte blumig auf und betend vor der Sonne
Setzſt fromme Kindlein du in ſüßer Kelche Wonne;
Doch wie im Frühlingstaumel fromm ein Herz
Das Siegsgepräng' des ew'gen Gottes lieſt,
Wie in des Lebens ernſtem Blumenſcherz
Dem Schauenden die Tiefe ſich erſchließt,
So ſteht, die Schweſter dieſer ſündentrunknen Zeit,
Vor deinen Bildern glaubend, hoffend, liebend, die Beſchaulichkeit.

O trauert nicht um ſeinen frühen Tod?
Er lebte nicht, er war ein Morgenroth,
Das in der Zeiten trauriger Verwirrung
Zu früh uns guter Tage Hoffnung bot;
Wer dieſer Blüthe Früchte konnte ahnen,
Den mußte, tief bewußt der eigenen Verirrung,
Die eigne Armuth tief beſchämend mahnen;
So mußt auch ich, wenn ich ſein Werk durchdachte,
Das wie ein Gottentzückter ſelig lachte,
Zu mir, bewegt in ernſter Demuth ſagen:
Wie ſollen die Vollendung wir ertragen?
Und auf dem Babylon rings ſah ich ragen,
Die Kreuze frech, den Helden dran zu ſchlagen.

O trauert nicht um ſeinen frühen Tod!
Er lebte nicht, er war ein Abendroth,
Verſpätet aus verlornen Paradieſen
Ließ täuſchend es in unſrer Nächte Noth
Die ahnungsreichen Schimmer fließen.

Und wer an ſeinem Grabe eine Nacht
In Thränen harrt, bis daß der Tag erwacht,
Den ſeines Lebens Morgenſtern verhieß,
Der wird, iſt er ein Kind, den Morgen kaum erleben,
Iſt er ein frommer Mann, mit ihm, der uns verließ,
Im Tode nur zum neuen Tage ſchweben.

Die Zeit, ſie iſt die Nacht, in der wir weinen,
Der Vorzeit Traum, er iſt's, den wir verloren,
Der Nachwelt, wird der Tag ihr einſt erſcheinen,
Lebt unſer Freund auf ewig — mir iſt er geboren.

Schinkel.

Als er vom Rheine zurückkam empfand ich eine eigne Freude und Angſt über das wunderbare, milde Feuer, welches das ganze Weſen dieſes kunſtreichen Menſchen durchlodert, und ohne daß er ſich deſſen innigſt bewußt wäre, eine Beziehung auf ein höheres untergegangenes Daſein, wie die Sehnſucht nach einem verlorenen Vaterland und Bürgerrecht ausſpricht, zu deſſen voller Erkenntniß er vor der Freude und Reproduktionsluſt der Spiegelfragmente dieſer verlorenen Herrlichkeit in der Kunſt nicht gelangen kann. Und das iſt das Rührende in allen ausgezeichneten, geiſtreichen und genialen Menſchen, welche ſich nicht Chriſto von ganzer Seele unterworfen haben. Kein Chriſt, der wiedergeboren iſt, kann dieſen rührenden Eindruck machen; die Wahrheit iſt ſchön und groß und die Schönheit in ihrer Vollendung iſt ohne Wehmuth, außer in der Verbindung mit der armen Endlichkeit. Die Menſchen nur erregen Wehmuth, welche unter dem Spruche begriffen ſind: „Vater, verzeih' ihnen, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun!“ Der Chriſt aber weiß allein was er thut.

Fouqué.

Fouqué wäre ganz ein Stoff zu einem literariſchen Don Quixote, eben ſo lächerlich, ſo rührend, ſo edel als der alte, nur nicht ſo tiefſinnig.

Als er das Naturalienkabinet bei Lichtenſtein mit einem Bekannten ſehen will, ſchreibt er Lichtenſtein einen langen Brief, in welchem er ihm ſeine Ankunft weitläufig auseinanderſetzt, und ihn vorbereitet, daß er ja nicht erwarten ſolle, daß er ein Kenner ſei, da doch Niemand dies je ihm zugemuthet. Aber er hat ein curioſes Bewußtſein von einem für einen univerſellen Geiſt gehalten zu werden, woran doch keine Leihbibliothek denkt.

In dem Kabinet iſt er ganz Don Quixote; er nennt eine Affenart einen verzauberten Einſiedler, bei den Papageien ſieht er allerlei gehelmbuſchte Ritter und in den Vogelſchnäbeln mancherlei Viſiere u. ſ. w.

Hofmann klagt, daß er ſehr ungleich im Betragen ſei; unter ſeinen Freunden vertraulich, wie er aber unter Offiziere komme, ganz kalt, und Ritter gegen ſeine Freunde.

Nach dem Beſuche des Theaters.

Da ich die Muſe nirgends finden konnte, fand ich endlich ein ihr eigens gebautes Haus, das Theater, wo ſie Abends bei angeſteckten Lichtern unter Begleitung vieler muſikaliſchen Inſtrumente um geringes Geld einer Menge Menſchen, die ſich das Publikum nannten, gezeigt werden ſollte. Ich begab mich nicht ohne einiges Mißtrauen hinein, und fand hier nichts als einen Markt niedriger Luſt, eine Börſe platter Meinungen, einen Nachtiſch übel oder übermäßig genoſſenen Mittagsmahles. Da mein Geſicht ſchwach iſt, konnte ich mich nicht ſehr an dem Anblicke der Schauſpieler erfreuen oder ärgern, und meine Ohren waren nur allein ausgeſetzt. Ich hörte daher, daß die Meiſten unmenſchlich logen, gottlos windbeutelten, dumm raſten; ſie deklamirten einzeln ganz gut, nur paßte es gar nicht zu den Worten, die ſie ſagten, es war als hätten ſie ſich zu ihrem Text in den Noten vergriffen. Einzelne aber deklamirten ſo, daß es wirklich unmöglich iſt in der ganzen Weite menſchlichen Lebens Situation und Worte für ſolche Betonung zu finden; dieſe gefielen am meiſten. So ſehr nun matte Kritiker ſich in der Rüge dieſes unverſtehenden Wohlgefallens am Falſchen ſelbſt wohlgefallen, ſo machte mir doch dieſer Mißgriff des Urtheils allein Freude, indem es die modernen Theaterdirectoren widerlegt, welche ſich ihre eigene Bornirtheit dadurch verſtecken wollen, daß ſie behaupten und auf alle Weiſe das Publikum zu überreden ſuchen, es habe kein anderes Bedürfniß, als die Gemeinheit ſo gemein zu ſehen, als ſie ſie ihm zeigen können. Wäre dies wirklich der Fall, wie könnte das Publikum, wie es doch überall

geſchieht, immer einen Schauſpieler (oder eine Schauſpielerin) verehren, der durch ſeine unſinnige, verkehrte, prahlende, lügende, würgende Sprache die einzige Würze der Plattheit iſt. Das Wohlgefallen an ſolchen Ungeheuern iſt mir der Beweis eines höhern Bedürfniſſes in der Kunſt. Ohne es zu wiſſen, daß ſie fallen, richten ſie ihren Blick nach dieſen tölpelhaften Unebenheiten, die die Haken ſind, an denen die ihnen im Fleiſche vernagelte Idealität ſich träumend feſthält. Eben ſo knüpft ſich an Neugierde und Vorwitz der heiligſte Trieb zur Wiſſenſchaft, ebenſo ſchlummert unter dem Intereſſe an gräßlichen oder ſeltſamen Begebenheiten der ſchöne Trieb aus dem Markte des gemeinen Lebens mit den Göttern ſelbſt in die Schranken zu treten, ebenſo liegt in dem oft beinah mathematiſchen point d'honneur Ehre. Und Gott ſei Dank, daß die Directoren und Dirigirten alles Kunſt und Staatslebens nichts von dieſen vergrabenen Schätzen wiſſen — ſie würden ſie ſonſt in den Brunnen vergiften. So aber haben ſie keinen Wunſch als Geld und Gelten, und Alles iſt ihnen werth, was Geldwerth gilt; an eine höhere Vergeltung glauben ſie nicht.

Alſo auch hier fand ich die Muſe nicht, eben ſo wenig als im propatria auf einem Papierbogen, oder Offizierdegen, das Vaterland; eben ſo wenig, als im Franzoſenhaß die Deutſchheit. Ich ſah hier, wie überall, die Welt im bewußtloſen Naturtreiben getrieben und das Beſſere nur im Augenpunkte des Lebens ſelbſt, der ſich jedem Einzelnen unendlich entfernt; und ich glaube die Erlaubniß, das Theater in dieſer Zeit ſo ſchlecht gegeben als genommen zu finden, dadurch hinreichend bezahlt zu haben, daß ich ſelbſt den höchſten Grad der Schlechtheit im Nehmen für das äußerſte Verdienſt der Nehmer erkannt habe. Wenn erſt alle Schauſpieler ganz unnatürlich, lügenhaft und geſchraubt ſpielen, ſo daß aus gleicher Erhebung falſcher Leidenſchaft die Unebenheit wieder eine Ebene wird, dann kann aus der Raſerei der Prieſter

eine Begeiſterung und ſo ein prophetiſches Lied hervorgehen. Umgekehrt iſt ein ſo glückliches Ereigniß in dem Publikum möglich; wenn erſt Alle die höchſte leidenſchaftliche Verkehrtheit des Spieles bewundern, wird ſich über die Fläche des Urtheiles höherer Anſpruch nach Dichtung und Darſtellung emporheben. Trifft einſt ein ſolcher Zuſtand des Parterres und der Bühne zuſammen, dann geſchieht ein großer Schlag. Der Vorhang wird aufgehen, Publikum und Schauſpieler werden ſich einander zugleich lachend und weinend anſchauen, Viele werden von der Bühne ins Parterre, Andere aus dem Parterre auf die Bühne ſteigen. An dieſem Tage werden alle Armeen zum Feinde überlaufen, und alle Monarchen und Directoren eine Zeitlang ſich die Augen reiben, das Uebrige ſteht Gott anheim. Da aber jede Naturanſchauung im Endpunkte eines Winkels, jede Weltanſchauung im Glauben an einen Gott zuſammenläuft, und ich einmal zwiſchen den beiden Logenreihen das Schauſpiel dieſes Abends, wie einen Löffel voll Rumford'ſcher Suppe, der nicht mehr rechts oder links kann, vor dem offenen Maule hatte, klemmte ich die Zähne zuſammen — aber umſonſt! Die Stimme der Jopina d'Avorio, einer Römerin, drang mir durchs Ohr ins Herz. Ich fragte die Umſtehenden, wer dieſer weibliche Robinſon auf der Affeninſel ſei; da man mir aber außer ihrem Namen ſowohl Dummes als Schlechtes von ihr ſagte, fragte ich nicht weiter und lauſchte erquickt ihr zu.

Briefe über das neue Theater.

Erſter Brief.

Der Director an den Poeten.

Schreiben Sie mir im Ernſt, ich ſollte eins der beiden Stücke des Calderon, deren Ueberſetzung ich Ihnen hiebei ohne Dank zurückſende, zur Einweihung unſeres neuen Theaters aufführen? Herr Poet, Sie raſen und Sereniſſimus ließe mich auch ins Tollhaus bringen und — das mit Recht.

Geſtern Abend bat ich unſre Pſyche mir etwas daraus vorzuleſen, das gibt mir gleich einen beſtimmteren Eindruck und ich kann nebenher dabei eſſen. Der dicke pockennarbige beſchnittene Amant hatte treffliche Auſtern angeſchafft und einen guten Elſer für uns Elfen, aber dafür mußte er auch dabei ſitzen und mit hören, was unſre Pſyche ein wenig zerſtreute. Denn einmal knarrt er immer mit ſeinen glänzenden Stiefeln, zweitens ſtreift er immer über ſein neues engliſches Hoſenzeug, wovon er gewiß Andern ſo ſchlecht zugemeſſen hat, daß es ihm nichts koſtet, dann zieht er alle Augenblicke die Uhr mit den unzähligen Pettſchaften heraus, und endlich klappert er unausſtehlich mit den Geldſtücken in der Weſtentaſche, und zählt ſie heimlich durch, ob ihm auch keins geſtohlen iſt. Und wenn er noch Alles an ſich fand, wie er es verlaſſen hatte, ſo lächelte er ſo wohlgefällig, daß Pſyche es lange für Beifall hielt und mit großer Anſtrengung fortlas. Aber unſer ſchönes Kind wäre faſt an den Verſen erſtickt, beſonders bei der unendlichen ſpaniſchen Dialektik, die

ganz ernſthaft Blume und Beſen vergleichen könnte und alle Sylben und Worte rückwärts und vorwärts combinirt.

Was ſie da für Tonreihen aus allen ihren guten Rollen ausgeboten hat, iſt ſchwer nachzumachen, bald hörte ich Gurli, bald die Jungfrau, und doch konnte ſie keine Art Empfindung hineinlegen, keine dramatiſche Geſtalt herausbringen. Das war eine Häckſelſchneiderei, der Amant zog das Maul bis an die Ohren und wollte ſich todt lachen; ich wollte mein Buch in Ehren erhalten und machte ihn auf die Schönheit der Anlage aufmerkſam, dabei trank ich in der Verlegenheit eine Flaſche bis auf den Grund aus. Lag es an Pſyche, an uns, oder am Stück, daß wir nicht recht weit kamen? Freilich der Amant blinzelte ſo verliebt aus den Affenaugen, daß Pſyche mir geradeaus erklärte, wenn ſie morgen die Jungfrau ſpielen ſolle, ſo dürfe ſie nicht mehr die Verſe leſen, ſie bekomme davon einen rauhen Hals. Sie werden dabei an den Bauer denken, der beim Pflügen nicht wollte auf Hochdeutſch nach dem Wege gefragt ſein, weil das ſeine Pferde ſcheu mache, aber ſo eigenſinnig iſt die Praxis, was ihr Poeten für höchſten Wohlklang ausgebt, zerſchneidet oft dem Deklamator die Kehle.

Mit dem halben Stück im Kopfe, ging ich von Pſyche fort zum Kapellmeiſter, den ich ſchon vor dem Hauſe auf ſeinem Flügel phantaſieren und dazu mit dem Munde trompeten hörte. Er nahm mein Anerbieten mit ihm den Calderon zu leſen ſehr hoch auf und verſicherte, noch ehe er ihn geleſen, daß er ihn ganz in Muſik ſetzen wolle, dabei kam er aber wieder ins Phantaſieren, ſchlug ſeine Blicke gen Himmel auf und nuſelte zum Erbarmen auf dem Fortepiano. Ihr Poeten wäret recht glücklich, wenn ihr euer leeres Gefaſel ſo leicht wie die Muſiker mit ein Bischen Wohllaut gut machen könntet, aber euch ſieht ein vernünftiger Mann gleich ins Herz, ob da Apollo hineinſtrahlte oder ein Sparlämpchen aus geborgtem Oel. Bei dieſem

Geklimper ſing der Puthahn, den er unter ſeinem Fortepiano zum Mäſten eingegittert hält, zu träumen an und kullerte bis ſein Meiſter und Mäſter verſicherte, für den Frevel müſſe er morgen ſterben, auch ſei er fett, und übermorgen ſollten ich und Sie und vielleicht noch ein Paar ihn bei ihm eſſen, ich möchte es Ihnen ſchreiben. Ich nahm es für uns Beide an, aber da muß ich vorher fragen, ob Sie noch fromm ſind, oder ob meine bittre Mageneſſenz die Trüffelpaſtete in Ihnen und Ihre Leber, die mit der Gänſeleber ſympathiſirt, kurirt hat? Sie müſſen wieder ſündigen, ich kann ohne Sie nicht luſtig ſein, ich meine ohne Ihren Gegenſatz. Der Meiſter wird ſelbſt kochen, es wird delikat. Muſengünſtling, ſchmieren Sie eine Art Apotheoſe auf den Puthahn, wie er lange von der Muſik zum Opfertode vorbereitet, endlich unter Abraham's Meſſer fällt. Nehmen Sie den Abraham auf Moria zum Vorbilde, ſo haben wir das muſikaliſche Ingredienz, und erheben Sie nur bei jeder Gelegenheit des Meiſters Muſik zum Himmel, ſo rückt er alle ſeine guten Weine nach der Reihe heraus, der Puthahn muß ſich freuen den Magen eines ſolchen Muſikers zu begeiſtern. Es gibt vielleicht noch mehr Spaß an dem Tag, ich ſchreibe Ihnen noch davon, Pſyche muß kommen und der Teufel ſoll Sie holen, — wenn Sie nicht einmal wieder ſo luſtig wie damals, als Ihnen der lederne Eierkuchen wie ein Heiligenſchein auf den Kopf geſetzt und wohlbefeſtigt wurde.

Vale.

Director.

Nachſchrift. Ich habe Nachts noch etwas im Calderon geleſen, es iſt doch manches Gute darin, wäret Ihr Poeten nur nicht ſo fremdartig geworden in griechiſcher, ſpaniſcher, engliſcher Leſerei, es könnte Euch nicht ſchwer werden, aus ſolchen Stücken etwas zu bilden, das unſere deutſche Völkerſchaft, die Ihr bald zu gering, bald zu hoch achtet, lebendig anſpräche. Aber Ihr freut Euch nur, wenn Ihr mit Hilfe von Sylben- und Reim-Teufel

etwas zu Stande bringt, wie es anderen alten oder neuen Völkerſchaften beliebt hat; wie es unſer Volk liebt, iſt eine Kleinigkeit für Euch, das wollt Ihr erziehen, ehe es Euch erzogen hat. Ihr müßt das nicht übel nehmen, aber es ärgert mich, wenn ich in Euch ſo viele ſchöne Talente ungenutzt untergehen ſehe, mit denen ich, wenn ich ſie beſäße, die ganze Welt regieren wollte; wenn Ihr nichts dem Volke zu Liebe thut, verlangt Ihr doch, daß es Euch lieben, Euer Verdienſt anerkennen, Euch reichlich beſolden und noch mehr ehren ſoll. Ich ſchreibe Ihnen das, um Sie wegen der vielen vergeblichen Arbeit zu tröſten, die Sie an den Calderon gewendet haben, das Theater kann Ihnen nichts dafür zahlen, denn er iſt nicht aufführbar, vielleicht läßt ſich ein Buchhändler damit anführen, der ſich eben erſt etablirt hat und noch nicht weiß für wen die Bücher gedruckt werden. Ich zahlte gern, es iſt mein Ernſt, aber die Rechenmeiſter moniren gleich, wenn für ein Manuſcript bezahlt worden, das nicht zur Aufführung gekommen, denn da fehlt eine Rubrik. Würde es nur einmal aufgeführt, auch wenn es total mißfiele, ſo könnte ich zahlen, darum frage ich an, ob Sie Geld und Schande, oder kein Geld und keine Schande wollen, denn fallen müſſen beide Stücke ohne Gnade und Barmherzigkeit.

Zweiter Brief.

Der Poet an den Director.

Verehrter Herr Director! Ich habe den Calderon ohne Dank zurück erhalten, doch zwei gute Dinge in Ihrem Briefe belohnen meinen guten Willen, erſtens: der fidele Humor, mit welchem Sie ihm auf dem Hintern über das Leben hinrutſchen, zweitens: daß Sie Etwas Gutes hie und da im Calderon gefunden haben.

Daß Sie mir als einem Dichter ſo übervertraulich ins Geſicht greifen, nachdem Sie mir allerlei in meine Seele hinein dekretirt haben, woran ich nie gedacht, muß ich mir um ſo leichter von Ihnen gefallen laſſen, als dies ein Handwerksgebrauch bei Ihnen iſt, ohne deſſen Beobachtung Sie von jeder Comödianten-Herberge herunter geworfen werden würden; aber wenn ich es vertrage, daß Sie ſo Theater-Directormäßig mit mir umgehen, ſo dürfen Sie mir auch nicht verdenken, wenn ich Sie einmal etwas auf meine Art behandle. Dieſe Wechſelwirthſchaft hält uns vielleicht allein zuſammen. So mögen Sie denn hier nochmals alles ſchriftlich hören, was ich Ihnen neulich bei Ihrer Mageneſſenz ins Gewiſſen geſagt. Ich halte von dem Theater, wie es jetzt iſt und eine ſchlechte Bühne es der andern ohne alle Originalität nachtreibt, weniger als nichts. Ich bin der eiſernen Ueberzeugung, Ihr ſpielt Comödie mit Allem, womit man ſie nicht ſpielen kann, und Alles, was dazu nöthig iſt, habt Ihr nicht und wollt Ihr nicht. O, wäre ich ein Fürſt, ich wollte Euch zeigen wie die Sache allein anzugreifen iſt! Ich kann mir einen Staat denken, deſſen ganze Revenue in der Theatereinnahme beſtände, und der Eintritt ſollte doch billiger als jetzt, oder ganz nach Belieben ſein. Da wären wir alle Standesperſonen, ſagen Sie, und lachen und nennen meine Worte Unſinn, weil Sie Ihre eigne Aufgabe nicht, vielweniger die Meinige verſtehen. Ich wundere mich gar nicht darüber, wie kann der Bandwurm, der in den Eingeweiden eines Menſchen lebt und vermöge der Krankheit über ihn herrſcht, ihn treibt, ängſtigt, ihn raſen, phantaſiren und convulſioniren macht, einen Begriff von dem Menſchen, als dem Ebenbilde Gottes und alſo auch von deſſen Ebenmacht im Menſchen haben, das heißt, was kann ein moderner Theaterdirector von der Macht einer Kunſt verſtehen, welche das concentrirteſte Leben, das Gedicht, durch deſſen Schöpfer ſelbſt, den Menſchen, dem Menſchen einzuſpiegeln berufen iſt.

Liebſter Director, wenn ich die hohe Aufgabe, die reichſten Mittel und die mögliche Wirkung der Schauſpielkunſt in der Einſamkeit meines Herzens ſo recht betrachte, erſchrecke ich, denn ich ſehe das Ungeheure, und ich fühle dann, daß ſie, wenn ſie nicht im ſtrengſten Sinne und Style zum Heiligen und deſſen Feier hinarbeitet, ſehr verdächtig iſt. Es entſtehen dann tiefe Zweifel in mir, ob ſie nicht auf jedem andern Wege zu den verbotenen ſataniſchen Künſten gehöre, was ſich aus der Combination ihrer unendlichen hohen Aufgabe mit allen endlichen niedrigen, ja infamen Beziehungen ihres jetzigen Zuſtandes leicht vermuthen läßt. Selbſt ein Theaterdirector, der den Macbeth oder den Fauſt geſpielt, kann nicht mehr an einer Macht des Abgrundes zweifeln.

Alles Leben und deſſen hiſtoriſche Jugenderinnerung, und aller ewige Glaube erkennt die mißbrauchende zum ewigen Tode hinlockende Gottesnachäffung des Satans in allen reichen Werkſtellen des menſchlichen Geiſtes, welche der göttliche verlaſſen hat. Alles Zauber- und Hexenweſen, das, ſo lange wir davor ſchaudern, nicht wegzuleugnen iſt, geht aus dieſer Kehrſeite des Lebens hervor, und wenn ich die Armſeligkeit, den Schmutz, das elende Lumpenleben der armen verruchten Hexen neben ihrer hohen Aufgabe Wunder zu wirken betrachte, ſo fällt mir auch gleich die ganze innere Miſere, Lumpenwirthſchaft, Liederlichkeit und Eitelkeit, das flüchtige, geſpannte, gehetzte Leben der Comödianten ein, die um einige Groſchen (das iſt der Teufel!) die außerordentlichſten Kunſtaufgaben löſen ſollen, das zerſtreute Leben in ſein Symbol erhoben, in unſere Sinne zu ſtellen. Ach, und ihr thut es auch nicht beſſer, als die Hexen ihre Wunder. Ein bischen Wettermachen, der Kuh die Milch verderben, Liebestränke kochen, Neſtelknüpfen, auf dem Beſen zum Teufel fahren, iſt auch bei euch das ganze Facit der hohen Aufgabe. So geht es dem Satan und ſeinen Dienern, er geht krumm vor ihnen her

und ruft ihnen zu, geht grad wie ich, er will ſie lehren Fiat zu ſprechen und kriegt ſelbſt nur Pfui heraus. Wehret euch nicht gegen meine Parallele!

Hat ein einfaches unſchuldiges Mägdlein von fünfzehn Jahren, welche der Frühling unter dem berauſchenden Dufte des blühenden Hollunders zu wecken im Begriffe ſteht, wenn ſie in einem tief unwahren, liebesgiftigen, edelnden, von Euren geſchminkten aufgewichſten, aufgeſchnürten, aufgedonnerten, ausgeſtopften Miſſethätern mit wollüſtigem Gequick und Gegurgel herausgekrampften Schauſpiele, hingeriſſen weint, hat ſie wohl eigentlich Etwas anders gethan, als eine Jungemagd, die ſich aus Neugierde mit der Hexenſalbe der Gretlieschen einſchmiert, um durch den Schornſtein auf dem Beſen zu der großen Aſſemblee des Blocksberges zu fahren glaubt, wo ſie in dem Bock einen hohen Helden verehrt, und den Satan, der auf einem Pferdeſchädel mit ein paar Diebsfingerknochen klapperte, für den Orpheus hält, während ſie eigentlich im Starrkrampf in der Küche hinterm Spülfaß liegt oder in der Aſche auf dem Herde ſitzt. O, ihr treibt ein entſetzliches Handwerk. Findet ſich auch manchmal unter dem gemeinen Hexengeſindel ein Fauſt ein, ſo ein Eckhof, Schröder, Fleck, ſo iſt das Finale, wenn ihn der Teufel holt, nur etwas geräuſchvoller, was hat er mehr gethan, als die ſchlechte Comödie gut geſpielt, keine Spur eines höhern Menſchenlebens läßt er zurück. Höchſtens rühmt ſich der Amant, er habe Punſch mit ihm getrunken, höchſtens daß eine mit allen Hunden gehetzte Jüdin, welche alle äſtethiſche Hundekrankheiten überſtanden hat, und nun etwa in überaltdeutſchem Somnambulismus Nacht in Tag wandelt, ſeinen Shylock über alle lebenden Shylock's erhebt. Hat er auch nur irgend eine Ahnung von der gänzlich verloren gegangenen Bedeutung und Beſtimmung ſeiner Kunſt gehabt? Hat er ſie irgend ausgeſprochen? Herr, das konnte er nicht, er wäre ſonſt kein Schauſpieler geweſen zu dieſer Zeit, wo eben ſo

wenig Ehre auf den Brettern zu holen iſt, als ſeit langer Zeit. Aber ich predige tauben Ohren und vergeſſe, was ich oben von dem Bandwurme ſagte, der Sie ſind, lieber Director, aber doch immer einer der erträglichſten. Warum ich doch mich mit Euch verdammtem Geſindel herumtreibe? fragen Sie — nein fragen Sie nicht — ſehen Sie, gerade deßwegen, weil Sie nicht darum fragen.

Uebrigens hat in flacher Gegenwart, alles Zerſtörte einen tiefen Reiz, der Mineralog bewundert den Stein am Bruch, und das iſt das Beſte an euch, daß ihr keinen eigentlichen Schliff habt, das heißt, nicht einmal Schule. Abenteurer, Zigeuner, Räuberbanden, Amſterdamer und Prager Judenſtraßen, Hundecomödien, Schauſpieler, Wahnſinnige, Mißgeburten und dergleichen ſind dem Dichter eben ſo intereſſant, als es einem grauſamen Arzte je ſein konnte in die Eingeweide einer lebendig aufgeſchnittenen Katze zu ſchauen. Pfui Teufel! o wär' es doch nicht wahr? Aber ob dieſes Gelüſten zu euch nicht ſelbſt ſchon ein Rapport iſt von des Satans Magnetismus, das quält mich oft nicht wenig, und drum wehre ich mich wenigſtens mit Worten. Nun auf den Calderon. Sereniſſimus würde Sie ins Tollhaus ſetzen? und mit Recht, meinen Sie, wenn Sie dergleichen aufführten. Ich ſage daſſelbe, und wäre ich Sereniſſimus, ich thäte es ſchon, ohne daß Sie den Calderon aufführten. Sie müßten mir wegen des erſten beſten Stückes mit theueren Decorationen und prächtigen Kleidern, und ſchlechten Schauſpielern hinein. Auch Sie können alſo nie heraus, lieber Herr Director.

Warum ich Ihnen den Calderon geſchickt, will ich Ihnen ſagen. Ich wollte, daß Ihnen etwas zugemuthet werde; denn das geſchieht das ganze Jahr nicht. Sie gehen mit Ihrer Kunſt im ewigen Einerlei unter. Sie haben bei dieſer Gelegenheit den Calderon doch geleſen, Sie haben doch gefühlt, daß die Bühne einſt etwas konnte, wovon ſie keinen Begriff mehr hat.

Daß ein Umfang, eine Ueberſchwenglichkeit, eine Spiegelſpiegelung poetiſcher Trunkenheit in Ton und Farbe bei unendlich ſüßer unſchuldiger Einfalt, und einer tiefen dunklen Bitterkeit der Schuld, der Leidenſchaft, der Sünde im Calderon zauberiſch herrſcht, haben Sie nothwendig bei Ihrer großen Empfänglichkeit gefühlt, und das iſt ſchon ſo viel werth, als wenn ein junger Neugrieche den Hyperion Hölderlin's mit tiefer Rührung lieſt, oder wenn der Amant dem lieben ſchüchternen Diſtelfinke den Auftrag gibt, ihm das hohe Lied Salomonis auf einer Flötenuhr zu ſetzen, welche er der lieben Pſyche ſchenken will, wann ſie die Tochter Jephtha's zum erſten Mal ſpielen wird.

O, lieber Director! wann Sie ſich nur erſt einmal recht ärgern, daß es auf der Bühne einſt ganz anders war, wenn Sie nur einmal erſt recht darüber ergrimmen, daß die Rieſenwerke Shakſpear's, welche Ihnen für Ihre übergroße und reiche und umſtändliche Schaubühnerei, noch immer zu reich und umfaſſend ſcheinen, daß dieſe Werke zu völliger Täuſchung auf kleinen armen Bühnen mit zwei Couliſſen Tiefe und einer ſehr kleinen Anzahl von Statiſten vorgeſtellt wurden, und daß Jünglinge die Ophelia, die Desdemona, die Julie ſpielten, für welche Sie heutzutage kaum Schauſpielerinnen finden zu können hinreichend im Stande ſind, die an Zartheit und Empfindung hin reichen. Wenn Sie das erſt einmal fühlten und auf die Frage kämen, warum getrauen wir uns mit unſerm entſetzlichen Apparate von Darſtellungsmitteln nicht an ſolche Werke, ohne ſie erſt auf die unſinnigſte Weiſe zu verſtümmeln, da ſie urſprünglich mit den wenigſten Mitteln ausgeführt worden ſind, ja, da ihnen ſogar ein ganzes Geſchlecht fehlte, würde Ihnen dann nicht die Antwort ſehr nahe liegen, indem wir uns ganz und gar in das durchaus Ueberflüſſige, ja häufig Schädliche verloren haben, iſt uns das einzige, womit man darſtellt, ganz aus den Augen gekommen, der begeiſterte talentvolle Schauſpieler. Ihr habt die Umſtände, die

Sachen euch über den Kopf wachſen laſſen! O, ich kann mir einen herrlichen wirklichen Schauſpieler denken, der auftretend eure papierne Säulen grimmig niederriſſe und ausriefe: „Nieder mit dieſen Lumpen und Latten, wie ſoll dieſe ſchändliche erbärmliche Lüge mich unterſtützen, mein Werk wahr machen, da ich bin, was der Held meiner Rolle war, ein Menſch, gebt mir einen Tempel von Marmor, oder keinen.“ — Doch das habe ich ſchon zu oft geſagt, für heute haben Sie genug!

Wie mochten Sie auch mit dem Calderon gleich zu Pſyche laufen, und ſie vor dem Amanten das herrliche Gedicht abhaspeln laſſen. Warum laſen Sie es nicht erſt ruhig für ſich, und fragten mich dann, wie es anzuſtellen ſei, mit den gehörigen Modificationen, den blüthentollen farbentrunkenen Triumphzug dieſes ſüdlichen Thyrſusſchwingers der Phantaſie über unſre Bühne zu führen. Aber da laufen Sie gleich mit dem zauberiſchen Carfunkel zu Ihrem jüdiſchen Hofjuwelier, und weil dieſer dergleichen Edelſteine nicht in ſeinem Handel kennt, rümpft er die Naſe und meint er ſei der Faſſung nicht werth. Die Faſſung war Pſyche, und die kam aus der Faſſung über des Amanten Geſicht. Was geht dieſe Leute der Calderon an. Sie müſſen das Kunſtwerk verſtehen, Sie müſſen Ihre Leute kennen und beherrſchen, und wo Sie nicht mit Macht durchdringen zu können glauben, da müſſen Sie Ihre Leute zum Guten und Rechten verführen, zum Schlechten verführen ſie ſich ſelbſt. Bei dieſer Gelegenheit fällt mir die Urſache ein, warum ich mich eigentlich mit euch herumtreibe, bloß um euch zu verführen, zum Guten zu verführen. Lieber Himmel, wenn ſich Niemand mehr um euch bekümmerte, ihr würdet nie beſſer als ihr ſeid. Ja, Freund, ich bin noch fromm, was Sie ſo nennen, das heißt all mein Leben und Treiben wird beſtändig durch einen innern Ruf unterbrochen, daß Alles, was nicht mit, durch und in der Liebe des Herrn geſchieht, vergebens iſt und verloren, ja mehr als

verloren, daß es in einen ewig tödtenden Tod, in das Reich, in das Wirken der Hölle gethan wird. Darum aber ſchmerzt es mich euer Treiben anzuſehen, denn von euch iſt zu ſagen, o Herr, verzeihe ihnen, denn ſie wiſſen nicht was ſie thun; und ſo drängt es mich immer, euch zu mahnen, und anzuſtoßen und zu wecken. O, ſo ihr erſt dahin gelangt wäret, nur das menſchlich-Wahre und Große, fromm und würdig und ohne Eitelkeit und niedrige Heuchelei und ſchmutzige Buhlerei um den Beifall und das Geld niedrigen Geſindels alles Ranges mit demüthiger Begeiſterung darzuſtellen; man würde euch nicht mehr verbieten das Heilige und Ewige ſelbſt vor unſere Augen zu führen. Aber jetzt ſeid ihr ein ſo verruchtes Geſindel, daß eueren Lippen das Heilige verboten iſt, wie den Frommen das Fluchen.

Wie muß eine Kunſt verſunken ſein, die den Menſchen zur Aufgabe hat, aber deſſen Beſtimmung, die Heiligung, nicht ausſprechen darf, um dieſe nicht zu profaniren. Euch iſt die niedere Welt angewieſen, ihr ſeid die frechen, liederlichen, infamen Prieſter des vergänglichen Lebens, eure Schwungfedern holt ihr aus den Flügeln des Satans, eure Gluth nehmt ihr nicht von dem Himmel und nicht aus der Hölle, ihr bekommt ſie aus der zweiten Hand, von des Teufels Feldſchmiede im Bivouack des Todes, wo die Sünde Marketenderin und die Leidenſchaft Feldprediger iſt. So wundert euch dann nicht, daß ich wie der ewige Jude, der keine Ruhe hat, weil er dem kreuztragenden Heilande keine Ruhe auf ſeiner Bank vergönnte, manchmal neben euch trete an das Feuer im Lager, wo ihr auf der Trommel um den Mantel des Herrn würfelt, und euch erzähle, was mir ſelbſt geſchah, weil ich that, was ihr thut. Denn nichts werfe ich euch vor, als meine eigne Schuld, Alles, was ich in euch vermiſſe, fehlt auch in meiner Bruſt, Alles, wozu ich euch ermahne, darnach ringe ich ſelbſt. Denn des Menſchen Bruſt iſt eine Schaubühne, und die Schaubühne ſollte das darſtellen, was in des Menſchen

Bruſt ſein ſollte, aber in beiden geſchieht das Rechte nicht. So erlauben Sie mir dann wenigſtens darum zu eifern und dahin zu ringen. Sehen Sie, ſo bin ich leider erſt fromm und frommer nicht.

Ich komme zum Kapellmeiſter Krumpipen, aber nicht des Puthahns, ſondern des Diſtelfinkes wegen. Dieſer edle Singvogel iſt leider auch unter Krumpipen's Fortepiano eingegittert, aber nicht um fett zu werden, ſondern um auszudürren. Sie glauben nicht, wie mich der beſcheidene Jüngling rührt, er iſt voll ſchöner höherer Begeiſterung, und wenn ihm der Muth erwüchſe, ſich mit ſeiner Harfe dem Herrn und der Natur gegenüber zu ſtellen und zu pfalliren wie ein David, er würde es beſtimmt vom Diſtelfinke zur Nachtigall bringen. Aber da ſitzt der Unglückliche bei dem Futterale der Baßgeige, in welcher am Ende gar kein Inſtrument, ſondern Schinken und Metwurſt ſteckt, bei dem erhabenen Krumpipen. Es iſt etwas kindliches, menſchliches, unſchuldigſtes in der blinden Verehrung, jeder Begeiſterte ſchafft ſich einen Götzen ſeines Ideals, aber es iſt ſehr betrübt, wenn eine kriechende Sclaverei, eine gänzliche Lähmung des Selbſtgefühles daraus entſteht.

O, daß es doch weniger gefährlich wäre, den Gott in ſich ſelbſt zu erkennen und zu verehren, aber daraus entſtehen leicht ſolche Magenſchwärmer und Speckfantaſten wie Krumpipen, welche herrlich zu muſiziren glauben, wenn ſie ein verſchwommenes, eitelſüßes Schmorgeſicht wie ein verliebter gen Himmel ſchnuffelnder Stier machen, während ſie ganz lamentable leere alte Paſſagen auf dem Fortepiano heraus quetſchen, und dabei mit den Fingern drücken und zucken, als ſeien die Klaven bald butterweich, bald glühend heiß, es hängt ihnen gewöhnlich dabei eine Thräne im Auge, ein Schweißtropfen auf der Stirn und ein Tröpfchen an der Naſe, und das nennen ſie in hoher unendlicher Sehnſucht zerfließen. Armuth iſt nach meiner Ueberzeugung

eine der wohlthätigſten Erzieherinnen der Kunſt, und Nüchternheit eben ſo. Wäre Krumpipen nicht bei ſich ſelbſt auf der Maſt, es wäre gewiß etwas aus ihm geworden, alle erhabenen Geſichter, die er ſchneidet, ſind wirkliche Seelenflüge, die ihm ins Fleiſch geſchlagen ſind. Der Schauſpielkunſt geht es nicht anders, ſeit die ſtehenden Theater in den Schutz der Sereniſſimi gekommen, ſind die Zugvögel ſo ſchneckenfett geworden, daß ſie in dem ſtehenden Sumpfe liegen bleiben und nicht mehr nach ſchönerem Frühling ziehen, den ſie uns mitbringen.

Soll es mich nicht rühren, wenn ich eine freudige, offene Natur wie Sie, mein Freund, ſo verloren finde in niederem, ſchwerfälligem, fruchtloſem Treiben: ſoll es mich nicht zerreißen, wenn ich ein ſo liebliches, reines, feſtes, beſtimmtes Kind, wie die holdſelige ſüßlächelnde Pſyche, in ſolchem elenden Handwerke ſehe. Ach, ſie iſt ſo maleriſch wie der Farbenſchimmer an dem Hals einer Goldtaube, ſo plaſtiſch wie eine elfenbeinerne Maus, ſo lyriſch wie ein Minnelied des Walther's von der Vogelweide ſo epiſch wie die goldlockigte Briſeis, ſo mythiſch wie Pſyche, ſo dramatiſch wie Julie und Miranda und Desdemona, und ſo romantiſch wie Mignon, Gott weiß, wie ſie iſt. Ich kann oft nicht begreifen, wie das zarte durchſichtige Kind alle die Schätze ihres Innern ſo ſicher trägt, ohne einmal zu zerſpringen und in einem Feuerwerke, Springbrunnen, in einer Hymne, in einer Duftwolke, in einer Fatamorgana von Liebesgluth, ſüßen Thränen, Nachtigallentönen, Blumen und Farben gen Himmel zu ſtrömen. Süßgefüllter hat ſich nie der Blumenſtrand eines ſeelenvollen Hauptes mit Vergißmeinnichtaugen, Lilien und Roſenwangen und Kirſchenlippen und einem blühenden Frühlingsnäschen, Riechfläschchen der Venus! über dem zierlich geſchwungenen, von heſperiſchen Aepfeln überwallenden Füllhorn eines Leibes erhoben. Alles dieſes aber iſt nur die Klangfigur der herrlichſten, harmoniſchſten Seele. Dieſe ganze Schönheit iſt

durchaus mehr magiſch als phyſiſch, denn man braucht kein Mann zu ſein, um ſie zu lieben. Schafft ſie nicht Alles zum Paradies um ſich, huldigen ihr nicht die Kleinen, die Bäume, die Vögel, die vierfüßigen Thiere, wie der Eva vor dem Sündenfalle. Wie ſanft ſchreitet das wilde Pferd unter ihr, das ihr der begeiſterte ungariſche Magnat Paſſamanelki geſchenkt, als ſie im Zriny geſpielt. Wie ſchmiegt ſich der nackte amerikaniſche Hund zu ihren Füßen, den ihr Maranda ſchenkte für ihre Gurli. Wie freſſen die Goldfiſche aus ihren Lilienfingern, die ihr der Generalſtaaten van der Mees für ihre Pamina gab, welchen Buckel macht der angoriſche Kater der Marcheſe Ballabene neben ihr, die Kanarienvögelhecke, die ihr Papageno angelegt, ſingt und flattert und ſchnäbelt auf ihrem Haupt. Aber wie liebt ſie die Thierchen auch, iſt ſie nicht wie Mutter Natur?

Wer kann es dem Amanten verdenken, daß er ihr opfert, er iſt der Herr des Geldes, auch das edle Metall ſehnt ſich nach ihr und rollt freudig klingend in den Klingelbeutel der Armuth, in den Opferſtall der Grazien, in den Schooß der Danae. Ach, ich kann das Leben um ſie beneiden; der ewig blühende Roſenſtock, den ich ihr geſchenkt, wird täglich mit dem Waſſer begoſſen, in dem ſie die Blüthen ihrer Schönheit erquickt. O ſelig, wer der Roſenſtock wäre! Wie unausſprechlich liebenswürdig war ſie neulich, als ſie an ihrem Geburtsfeſte den Diſtelfink aufforderte, den Canon anzuſtimmen: Dulce loquentem, dulce ridentem Lalagen amabo. Lalage müßte ſie heißen! Aber ich ſehe mit Beſchämung, wie thöricht ich hier geſchrieben, ſieh, verdammter Menſch, nimm ein Beiſpiel an mir, wohin deine unſelige Kunſt Einen führt; der Zorn über den Mißbrauch göttlicher Dinge treibt mich wie der Meerſturm einen Delphin vor die Korallengrotte einer bezaubernden Sirene. O, Director, gebe der Pſyche den Abſchied, oder ich werde ein Komödiant, um als

Hamlet zu ihr zu ſagen: „Gehe in ein Kloſter.“ Ich ſoll eine Cantate auf den Puthahn ſchmieren, und würde ich es, Sie hörten ſie doch nicht an, auf den Diſtelfink werde ich eine ſchreiben, ich komme, aber bringen Sie Lalage Pſyche mit. Ach, ich habe heute die ganze Nacht vor ihrem Fenſter geſtanden, es war Licht und ein Gegehe bei ihr, ich fürchte, ſie iſt auf den Calderon nicht wohl geworden. Morgens ging der Arzt aus dem Haus.

Ihr

Poet.

Aus einem geplünderten Postfelleisen.

Erster Brief.

Geliebter Freund! Wäre die Natur nicht ewig groß und schön und theillos an dem elenden Treiben der Menschen, man müßte verzweifeln; an sie allein kann man sich noch halten, wenn das Leben sich wie Schlamm um Einen legen will. Aller Sinn für das Große, auf eine herrliche, kräftige Vorzeit deutende, geht unter, für die Zukunft wird Nichts gethan, die Gegenwart läßt ihre papiernen Häuser anstreichen. Gemeinsinn ist nirgends; Nichts geht aus allgemeinem großem Willen für alle miteinander hervor.

Ich glaube, nur Wenige beten das Vaterunser, Jeder denkt an sich. Für das liebevolle Bitten um unser Brod ist nirgends ein Herz mehr, das Gefühl, eine Gemeinde, eine Familie zu sein, ist erloschen. Alles ist wie eine große nur auf Rechnungstabellen zusammenhängende liebloſe Masse zusammengegossen. Es ist, als ob man Wein, Bier, Wasser, Milch, Branntwein, Essig, Dinte und Spülicht zusammengösse, und es eine Nationalsuppe nennte, die Köche aber essen nicht mit.

Ich habe hier auf unserm altdeutschen Kränzchen eine Abhandlung über die Nothwendigkeit, die herrlichen, gothischen Monumente unserer Stadt, die Kirchen, in Kupfer stechen zu lassen, vorgelesen und eine Subscription dazu eröffnet. Der Kostenbetrag könnte etwa lumpichte fünf tausend Thaler sein. Denke Dir, wie viel ich zusammenbrachte? — Siebzehn baare Thaler Courant, und dazu will noch Jeder ein Freiexemplar haben. Uebrigens habe ich es doch so weit gebracht, daß dem

Diener unſers Kränzchens ein altdeutſcher Rock bezahlt worden iſt. Man muß ſich mit Händen und Füßen wehren, ſonſt fällt Alles wieder auseinander. Mehrere der größten Altdeutſchen haben ſich wieder die Bärte abſchneiden und ſich gewöhnliche Kleider machen laſſen. Die Nibelungen werden gar nicht mehr viel geleſen, Gleichmatt's ritterlicher Sinn ſchmeckt auch nicht mehr recht, er hat ſeine Decorationen vom Nord- und Südpol nie ſo zuſammen ſchieben können, daß auch nur ein papierner deutſcher Turnplatz daraus geworden wäre. Dieſe Helden-Dichtungen fangen an die Leute wie Kunſtreiter zu langweilen, wo die Pferde die Hauptrolle in ewigem kurzem Galopp ſpielen, die Springer immer daſſelbe machen und die Laune des Bajaz nicht die beſte iſt. Coſtüm, Beleuchtung mögen noch ſo bunt ſein, ein lebendiger, wirklicher Bierbrauerhengſt rennt alle Ritterromane über den Haufen, wenn er wild wird. Die Wirklichkeit iſt ein entſetzliches Ungeheuer, und wenn wir ihr auch ein altdeutſches Kleid mit ſpaniſchen Fliegenpflaſtern auf den Leib legten, ſo würden wir am Ende nichts als deutſche Blaſen auf moderner Blöße ſehen.

Ich ſage Dir: ich verzweifle. Aller Gemeinſinn, alle Volksthümlichkeit fehlt. Die Undine iſt hier noch nicht aufgeführt. Die Geiſtlichkeit will nicht erlauben, daß die herrliche Rolle des Pater Heilmann darin bleibe, der Schauſpieler, der ihn ſpielen ſoll, hat ſelbſt Scrupel, eine Undine, die ſelbſt ſagt, ſie habe keine Seele, zu copuliren. Man will es jetzt dahin ändern, daß ſie doch eine Seele haben und Kühleborn ſie copuliren ſoll. So geht alles Herrliche zu Schanden. Suche mir doch in Berlin Beiträge zu der Herausgabe unſerer gothiſchen Kirchen. Der herrliche Wehmüller, der hier dem Buchbinder Klöbel das trojaniſche Pferd im gothiſchen Geſchmacke zur Weihnachts-Ausſtellung gemalt hat, wird ſie in Aquatinta vervielfältigen. Es wird ein Monument werden, das alle Deutſche

entzücken muß. Wir haben jetzt eure herrliche Peterſilie hier dreimal auf der Bühne geſehen. Wie glücklich biſt Du, eine ſolche hohe Künſtlerin immer zu bewundern. Ich ſchicke Dir nächſtens einige Theaterkritiken für die erſte, die beſte Zeitung. Lebe wohl; ſchreibe mir doch etwas über Schutt's neueſtes Trauerſpiel, und über ſeine Bemühungen, die Muſik der Schlegel'ſchen und Gries'ſchen Ueberſetzungen aus dem Calderone in das deutſche Drama zu bringen. Einem ſo ungeheuren, beſcheidenen Meiſter muß Alles gelingen, wenn er nur den Muth nicht verliert durch Mangel an Belohnung.

Schicke mir doch meinen altdeutſchen Kragen wieder, den Du voriges Jahr bei mir geborgt haſt, er iſt mir immer ein Andenken aus ſchöner Zeit, wenn ich gleich — denke Dir — mit Bertha gebrochen habe, weil ihr Kotzebue's „Schutzgeiſt" gefiel und „der ſtandhafte Prinz" Langeweile machte. Sie geht herum wie ein Schatten, aber ich kann ſolch elende Geſinnung nicht lieben. Sie hat mich ſchrecklich getäuſcht.

Dein unglücklicher Völkli.

Zweiter Brief.

Erſuche Ew. Hochwohlgeboren, mir zwei Centner Hausroth zu billigſtem Preiſe mit dem Dampfſchiffe zu ſenden; ich habe den Auftrag erhalten vom Herrn Prediger Stuhlbaum, der alten Marcuskirche inwendig eine muntere Farbe zu geben. Die Religioſität erwachet allgemein, und da der Herr Doctor Sarpius an der Schwindſucht verſtorben, will ſein Nachfolger, Herr Stuhlbaum, der Kirche etwas Einladendes verleihen, damit das Gebäude, mehr mit Menſchen gefüllt, nach akuſtiſchen Grundſätzen ſeine Bruſt nicht ſo ſehr angreift.

„Unſere Vorfahren haben mit ihren weitläufigen Kirchen auch gar nicht an ihre Nachkommen gedacht! Welche Unkoſten macht es allein, die zerbrochenen Fenſterſcheiben zumauern zu laſſen. Die Leute waren ſonſt recht eigennützig! Man muß immer auch an ſeine Nachkommen denken. Ich bin froh, daß ich das Steiniſche Haus gekauft. Die Miethen ſteigen alle Tage, ſo daß ich meinen Kindern das Haus ſchuldenfrei zu hinterlaſſen hoffe.

Ihr ergebener

Wehmüller, Maler allhier.

Lieblingslied der Geizigen.

Ein Lauteniſt kam an den Hof eines geizigen Fürſten und hoffte große Belohnung mit ſeinem Saitenſpiele zu erringen. Er hätte aber leichter wie Orpheus eine Seele aus der Hölle, als einen Heller aus dieſes Herrn Taſche gelockt.

Als er nun lange ſeine Töne ohne ein goldenes Echo vor dem Fürſten verſchwendet hatte, fragte er einen unter den Hofherrn: Was doch wohl für eine Tonart dem Herrn angenehm ſein dürfte? Dieſer, ein witziger Kopf, ſprach: „Ihr dürft ihm weder aus dem phrygiſchen noch lydiſchen Tone ſpielen, aus dem doriſchen Tone hört er es gern.“

Der Lauteniſt verſtand den Hofmann wörtlich und ſpielte aus der doriſchen Tonart; aber der Beutel des Fürſten that ſich nicht auf. Er klagte das dem Hofmanne, der ſprach: „Ihr verſtandet mich nicht! Wenn ich ſage: Er liebt die doriſche Tonart, ſo ſpreche ich verblümt und verſtehe darunter die Friedrichsdoriſche, Louisdoriſche und dergleichen geränderte Tonart. Ihr müßt ihm etwas aus dem Donat vorſingen.“

Das ließ ſich der Lauteniſt nicht zweimal ſagen, er ſang dem Fürſten alle Declinationen und Conjugationen vor. Der Fürſt ärgerte ſich und befahl ihm aufzuhören mit ſeinen Schulpoſſen.

Der Hofmann, dem der Lauteniſt dies Mißgeſchick klagte, erwiederte ihm: „Ihr ſeid aber auch etwas zu ſehr geradezu und verſteht die Aufträge faſt ſo wörtlich wie Eulenſpiegel. Wenn ich ſagte: Aus dem Donat, ſo verſtand ich damit nicht die alte Grammatik, ſondern ich wollte andeuten, daß der Fürſt

ein Freund von den geſchenkten Dingen ſei, und daß donare ſchenken heißt. Ihr hättet ſtatt der Schulpoſſen ihm gleich das Erhabenſte aus dem Dante ſingen ſollen.“ Das that der Lauteniſt, aber der Fürſt knirſchte ſo mit den Zähnen, als ihm der Hunger des Ugolino vorgeſungen wurde, daß der Muſikus ſich vor dem letzten Takte fortſchlich.

Da ſchalt der Hofmann: „Warum habt Ihr ihm auch die häßliche Kinderfreſſerei vorgeſungen? Wenn ich ſagte, etwas aus dem Dante, ſo meinte ich nichts Vergebliches, ſondern etwas Hergebliches, weil dans ein Gebender, und etwas aus dem Dante nichts anders als etwas von einem Gebenden heißt. Ich glaube für ein Lied von Schenkendorf wird er Euch kein Dorf ſchenken, aber eine Arie von Brinville hört er gern.“

Der Muſikus, der nun gewitzigt war, ſagte: „O ja, von Bringviel, aber ſein Leib-Componiſt mag doch wohl Reichhardt ſein, denn es wird ihm hart, etwas zu reichen.“ Als der Lauteniſt ſo ſprach, verſammelten ſich viele Hofleute um ihn, bittend, er möge ihnen etwas aufſpielen; da ſang improviſirend der Lauteniſt:

„Wer euch nichts bringt, hat nichts von euch zu hoffen,
Dem Erzſchenk habet ihr den Hals gebrochen,
Nur offner Hand ſtehn eure Ohren offen
Und ohne Klingen hilft bei euch kein Pochen.

Ein armer Krieger hat hier nichts zu holen,
Ihr führet keinen Krieg, wo ihr nichts krieget,
Und weil ihr blanken Klingen unterlieget,
So ehrt ihr das Duell auf Goldpiſtolen.

Die Poeſie muß hier mit Armuth leben;
Sing ich Sonette euch auch noch ſo nette:
Ihr werdet nimmer Speiſe mir und Bette,
Statt Geld für Verſe Ferſengeld nur geben.

Gern gilt hier nichts, drum geh' ich gern von hinnen;
Ungern beherbergt ihr, und höchſtens Ungern
Aus Kremnitz, doch Erlanger müſſen hungern,
Nur für Zechinen iſt die Zeche drinnen.

Ein Duca iſt mir lieb, doch mit Ducaten!
Souv'rainen pflege ich für Severinen,
Baronen ohne Baares nie zu dienen. —
Und kann mit Ahnen keine Hahnen braten!

So nackt und kahl geh' ich von eurer Schwelle,
So nüchtern, baar und blank in voller Klarheit,
Als wär' ich, der ich ſinge, ſelbſt die Wahrheit,
Denn nur Reale ſind bei euch 's Reelle.

Mit Höhnen ſiehſt du, wie ich hier vergehe,
Du Hofvolk, freſſend Gold und Fleiſch wie Raben,
Von dir iſt nichts, du biſt zum Narr'n zu haben,
Ich ſtand dein Narre hier, ſteh' du, ich gehe!

Als der arme Lauteniſt dem Hofvolke ſo die Wahrheit geſungen, fragten ſie zornig, warum er hier Händel anfange. Er jedoch ſagte, ſein Lied ſei nicht von Händel, ſondern von ihm. Sie aber wollten Händel haben, nahmen ihm die Laute und ſchlugen ſie ihm auf dem Kopf entzwei, um das Sprichwort zu bekräftigen: „Wer Wahrheit geigt, dem wird die Geige auf dem Kopfe zerſchlagen.“

Megole de Lescar.

Megole de Lescar, ein Kaufmann von Genua, aus einem edlen und alten Geschlechte dieser Stadt entsprossen, hat sich im Jahre 1380 durch eine äußerst kräftige Handlung berühmt gemacht, worunter nicht etwa zu verstehen ist, daß er nach allen Seiten gewuchert oder immer sicher spekulirt habe, sondern daß er sich als ein kühner, ehrliebender und großmüthiger Mann, im Geiste seiner Zeit nämlich, bewiesen.

Er machte große Geschäfte nach der Levante, und gewann durch seinen Verkehr die Gunst und Gnade des Kaisers von Trapezunt in Klein-Asien in so hohem Grade, daß dessen Hofleute ihn mit neidischen Augen ansahen und auf alle Weise zu unterdrücken suchten. Ja, es kam so weit, daß ihm einstens einer derselben bei dem Schachspiele, worin er ein Meister war, in das Angesicht schlug. Lescar klagte diese Schmach dem Kaiser, und da ihm dieser keine Genugthuung gab, verließ er mit tiefem Zorne Trapezunt, rüstete in Genua zwei Galeeren aus, mit welchen er vor den Küsten des Kaisers erschien, ihm den Krieg ankündigte, und ihm unsäglichen Schaden anrichtete. Der Kaiser stellte ihm vier Galeeren entgegen, Lescar jagte zwei davon in die Flucht und eroberte die zwei andern, schnitt den Gefangenen an der Seite, auf welcher er die Ohrfeige erhalten, die Ohren ab, und sendete sie so wieder nach Hause, mit dem Auftrage, dem Kaiser kurz und rund zu erklären, wenn er ihm den Mann nicht auslieferte, welcher ihm die Ohrfeige gegeben, so werde er nicht aufhören, Trapezuntische Ohren zu sammeln. Der Kaiser kratzte sich bei dieser Erklärung selbst hinter den Ohren und

ließ ihm den Unbesonnenen, welcher ihm die Beleidigung zugefügt hatte, gefesselt an Bord seiner Galeere bringen. Dieser Unglückliche versah sich keiner Liebe von Lescar, aber er bat ihn herzlich um Vergebung und unterwarf sich ihm demüthig. Lescar aber war großmüthig genug, ihm für die Trapezuntische Ohrfeige nichts zu erwiedern, als ein Gericht Genueser Feigen, die er freundlich mit ihm verzehrte; worauf er ihn unverletzt zu seinem Kaiser zurücksandte mit der Erklärung: daß, wofern dieser für die Genueser Kaufleute ein eignes Haus in Trapezunt errichten und an dasselbe diese Geschichte wolle malen lassen, er in gutem Frieden und Einverständniß mit ihm leben wolle. Der Kaiser ließ dieses mit allem guten Willen ausüben, und Lescar ward, seiner Kühnheit und Großmuth wegen, von seiner Vaterstadt mit Ehre und Reichthum belohnt.

Welcher europäische Kaufmann hätte wohl den Muth, diese Anekdote dem Dey von Algier oder Tunis zu erzählen? oder noch bequemer einem der Algier'schen Capitäne in der Ostsee? In unseren Tagen läßt ein Kaufmann nicht gern bekannt werden, wenn er eine Ohrfeige bekommen, denn man könnte glauben, sein solides Haus wanke davon und könne falliren, weil sie es so nennen, wenn ein werther Freund so viel geschwindelt, daß der andere werthe Freund das Gleichgewicht dabei verliert, das heißt mehr soll als er hat.

Die Legende von einem Schwaben, der das Leberlein gefreſſen.

Ein alter deutſcher Bürgerſpaß.

Als unſer lieber Herr Gott noch auf Erden gewandelt iſt von einer Stadt zur andern, das Evangelium geprediget und viel Zeichen gethan hat, iſt auf eine Zeit ein guter, einfältiger Schwabe zu ihm gekommen, und hat ihn gefragt: „Mein lieber Geſell, wo willſt du hin?“ Da hat unſer Herr Gott ihm geantwortet: „„Ich ziehe um und mache die Leute ſelig.““ Da ſagte der Schwab: „Mein lieber Geſell, willſt du mich mit dir laſſen?“ „„Ja,““ ſagte unſer Herr Gott, „„gern, wenn du fromm ſein und leidlich beten willſt.““ „Ja,“ ſagte der Schwab.

Als ſie nun mit einander gingen, kamen ſie zwiſchen zwei Dörfer, darin man läutete. Der Schwab ſchwatzte gern und fragte unſern Herr Gott: „Mein lieber Geſell, was läutet man da?“ Unſer Herr Gott, dem alle Dinge wiſſend waren, ſagte: „„In dem einen Dorfe läutet man zur Hochzeit, in dem andern zu einem Todten.““ „Geh du zu dem Todten,“ ſprach der Schwab, „ſo will ich zu der Hochzeit gehen.“

Unſer Herr Gott ging in das Dorf und machte den Todten wieder lebendig: Da ſchenkte man ihm hundert Gulden. Der Schwab that ſich auf der Hochzeit um mit Einſchenken und Bedienen. Und da die Hochzeit ein Ende hatte, ſchenkte man ihm einen Kreuzer, daß der Schwab wohlzufrieden war, ſich auf den Weg machte und wieder zu unſerm Herr Gott kam. Als bald der Schwab unſern Herr Gott von weitem ſah, hob er ſein

Kreuzerlein in die Höhe und ſchrie: „Schau, mein lieber Geſell, ich hab Geld, was haſt du?“ trieb alſo viel Prangens mit ſeinem Kreuzerlein. Unſer Herr Gott lachte ſeiner und ſprach: „„Ach, ich habe wohl mehr als du,““ und that den Sack auf und ließ den Schwaben die hundert Gulden ſehen. Der Schwab aber war nicht faul, warf ſein armes Kreuzerlein unter die hundert Gulden und ſagte: „Gemein! Gemein! wir wollen gemein miteinander haben.“ Das unſer Herr Gott gut ſein ließ.

Als ſie nun miteinander weiter gingen, kamen ſie zu einer Heerde Schafe, da ſagte unſer Herr Gott zum Schwaben: „„Schwabe, gehe zu dem Hirten, laſſe uns ein Lämmlein geben und koche uns das Geſchlinge auf ein Eſſen““ „Ja,“ ſagte der Schwab, ging zu dem Hirten, ließ ſich ein Lämmlein geben, ſchlachtete es, zog es ab, und bereitete das Geſchlinge auf ein Eſſen. Im Sieden ſchwamm nun das Leberlein des Lammes ſtets empor. Der Schwab drückte es mit dem Löffel hinunter; es wollte aber nicht bleiben. Das verdroß den Schwaben; er nahm ein Meſſer, ſchnitt das Leberlein von einander und aß es auf. Als nun das Eſſen auf den Tiſch kam, fragte unſer Herr Gott: „„Wo iſt denn das Leberlein hingekommen?““ Der Schwab antwortete alsbald: „Es hat keins gehabt.“ „„Ei,““ ſagte unſer Herr Gott, „„wie wollte es gelebt haben, wenn es kein Leberlein gehabt hätte?““ Da ſprach der Schwab zornig: „Es hat aber bei Gott und allen Gottes Heiligen keins gehabt.“ Was wollte unſer Herr Gott thun? Wollte er haben, daß der Schwabe ſtill ſchwieg, mußte er wohl zufrieden ſein.

Nun begab es ſich, daß ſie wieder miteinander wanderten, da läutete man abermals in zwei Dörfern. Der Schwab fragte: „Mein Lieber, was läutet man da?“ „„In dem einen Dorfe läutet man zu einem Todten, in dem andern zur Hochzeit,““ ſagte unſer Herr Gott. „Ja,“ ſagte der Schwab, „gehe du zur Hochzeit, ſo will ich zum Todten.“ Er vermeinte, er wolle auch

hundert Gulden verdienen und fragte drum weiter: „Lieber, was haſt du gethan, da du den Todten auferweckt haſt?“ „„Nun,““ ſagte unſer Herr Gott, „„„ich ſprach zu ihm: Steh auf, im Namen des Vaters, des Sohnes und heiligen Geiſtes, da ſtand er auf.““ „Iſt gut, iſt gut,“ ſagte der Schwab; „ich weiß ihm wohl zu thun,“ und zog zu dem Dorfe hin, wo man ihm den Todten gerade entgegen trug.

Da der Schwab dieſes ſah, ſchrie er mit heller Stimme: „Halt da, halt da, ich will ihn lebendig machen! Wenn ich ihn nicht lebendig mache, ſo hängt mich ohn' Urtheil und Recht.“

Die guten Leute waren froh, verhießen ihm hundert Gulden. Sie ſetzten den Sarg vor ihm nieder; der Schwab machte den Sarg auf und fing an zu ſprechen: „Steh auf, im Namen des Vaters, des Sohnes und heiligen Geiſtes.“ Der Todte wollte aber nicht aufſtehen. Dem guten Schwaben ward Angſt, er ſprach ſeinen Segen zum andern und zum dritten Mal. Da aber der Tode immer nicht aufſtehen wollte, ſprach er: „Ei, ſo bleib liegen in tauſend Kukuks Namen.“ Als nun die Leute ſahen, daß ſie von dem Gecken betrogen waren, ließen ſie den Sarg ſtehen, packten den Schwaben und liefen mit ihm zum nächſten beſten Galgen. Sie legten die Leiter an und führten den armen Schwaben hinauf, um ihn zu hängen.

Unſer Herr Gott war dem Schwaben fein allgemach nachgezogen, denn er wußte wohl, wie es dem Schwaben ergehen würde, und wollte ſehen, wie er ſich doch zu dem Gericht anſtellen würde. Er kam heran und ſprach: „„„O, guter Geſell, wie haſt du zur Sache gethan, in welcher Geſtalt ſeh ich dich da?““ Da fing der Schwab an zu ſchelten und ſagte: „Du haſt mich nicht recht gelehrt.“ „„„Ich habe dich recht gelehrt,““ ſprach unſer Herr Gott, „„„du haſt aber nicht recht gethan. Dem ſei nun wie ihm wolle, willſt du mir ſagen, wo das Leberlein hingekommen iſt, ſo will ich dich erledigen.““ „Ach,“ ſagte der

Schwab, „es hat wahrlich kein Leberlein gehabt, was zeiheſt du mich?“ Da ſprach unſer Herr Gott: „„Ei, du willſt es nur nicht ſagen. Wohlan, ſage es, ſo will ich den Todten lebendig machen und dich erledigen.““ Da fing der Schwab an zu ſchreien: „Henkt mich nur, henkt mich! ſo werde ich der Marter los; der will mich nur herumzerren mit dem Leberlein, und hört doch, daß es keins gehabt hat; henkt mich nur flugs auf!“ Wie nun unſer Herr Gott hörte, daß er ſich eher wollte henken laſſen, als die Wahrheit bekennen, befahl er, ihn herabzulaſſen, und machte den Todten ſelbſt lebendig.

Nun zogen ſie mit einander heim; da ſagte unſer Herr Gott zu dem Schwaben: „„Komm her, wir wollen mit einander das gewonnene Geld theilen; denn wenn ich dich allerwegen ſollte vom Galgen erledigen, würde es mir endlich zu viel werden.““ Er nahm alſo die zweihundert Gulden und theilte ſie in drei Theile. Als ſolches der Schwab ſah, ſagte er: „Ei, Lieber, warum machſt du drei Theile, es ſind doch unſrer nur zwei.“ „„Ja,““ ſagte unſer lieber Herr Gott, „„der eine Theil iſt mein, der andre dein, und der dritte deſſen, der das Leberlein gefreſſen hat.““ Da ſolches der Schwab hörte, ſchrie er alsbald: „So habe ich's bei Gott und allen Gottes Heiligen gefreſſen!“ und vorher wollte er ſich eher henken laſſen, ehe er es bekennen wollte: aber da er das Geld ſah, bekannte er es ungenöthigt.

Altdeutſche Hausſprüche.

1.

Der Froſch hüpft wieder in den Pfuhl,
Saß er gleich auf dem goldnen Stuhl.

2.

Wer den Schalk hat hinter ſich gelaſſen,
Macht große Tagreiſ' auf der Lebensſtraßen.

3.

Können wir ſchon nicht Alle dichten,
So wollen wir doch Alle richten.

4.

Adam muß eine Evam han,
Auf ſie zu ſchieben, was er gethan.

Altes Deutsch und fremdes Deutsch.

Parabel aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Es waren etliche Deutsche auf der Reise, die hatten theils fremde und unbekannte, theils ganz alte, verlegene Münzen bei sich. Als sie nun unterwegs bei einem verständigen Wirth einkehrten und ihre Zeche zahlen wollten mit jenen Münzen, wollte der Wirth sich nicht mit ihren Münzen befriedigen lassen, weil er sie nicht wieder ausgeben könne, sondern begehrte Reichsmünze oder sonst gäng und gebes Geld von ihnen. Die Gäste kamen deßwegen mit ihrem Wirthe vor die Obrigkeit des Orts und wurde den Reisenden auferlegt, daß sie ihr Geld verwechseln und den Wirth befriedigen sollten. Dieses wollten sie zwar thun, fanden aber Niemand daselbst, der das fremde kannte, außer einem andern Fremden, welcher jedoch sagte, ihre Münze sei verfälscht und auch in seinem Lande mit diesem Gepräge nicht gültig; das alte Geld aber nahmen die Wechsler nach dem Werthe des Gehalts, um es einzuschmelzen.

Also ergeht es Jenen, welche gar zu alte deutsche oder gar zu fremde Worte gebrauchen, so daß sie Niemand verstehen will. Sie wollen Münzen, deren Bild und Ueberschrift einen Dollmetscher nöthig haben, Jedermann aufdringen, keiner aber will sich damit bezahlen lassen, und das Zweifelhafte für Entschiedenes, Allgültiges halten. Darum bleiben sie die Zeche schuldig, so ihnen der Wirth den Hut nicht nimmt.

Die Gasterei.

Parabel aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Die Eitelkeit hielt an ihrem Geburtstage eine Gasterei, und lud dazu den Herrn von Stolz und seine Tochter Fräulein Hoffart, den Herrn von Witz und seine Tochter Fräulein Tadel, den Herrn von Gold und das Fräulein Geiz ein. Die Welttafel ward von dem Tafeldecker Schwindel gedeckt. Die Unwissenheit war Truchseß und trug etliche gemeine Gewohnheitsessen auf, als: Fleischesgelüsten, Unrechtsbraten, Ochsenknechtschaft, Schweinsfüllerei, Kalbsunverstand, Ziegenüppigkeit, und das Beste war noch Lammsgeduld, wurde aber gar nicht wohlschmeckend gefunden. An Geflügel kam Pfauenprahlerei, Gänsegeschwätz, Kapaunenfurcht und Entenschmutz auf die Tafel. Das Fischwerk bestand aus Zweifelskrebsen, Unordnungsschmerlingen, Vergessenheitsschildkröten und Aalsschlüpfrigkeit, unter welchen Gerichten viele in Unbeständigkeitsöl, in Wahnbutter und Bosheitsessig gekocht waren. Dazu trank man welsche geschmierte Weine des Aberglaubens und abgekochtes Wasser der Aufklärung, Malvasier des Betrugs und Rheinwein der Ruhmredigkeit. Zuletzt erschienen der Käse der Halsstarrigkeit, Glücks- und Unglücksäpfel, leere Hoffnungsnüsse und das Zuckerwerk der Heuchelei. Die Niederträchtigkeit leckte die Teller rein und hat seitdem ein glattes glänzendes Maul. Die einfältige Armuth aber hätte verhungern müssen an den übrigen Brocken, wenn sie das Brod des Lebens nicht gehabt hätte, um die Brühe der übrig gebliebenen Lammsgeduld auszutunken.

Das Leichenbegängniß.

Parabel aus dem ſiebzehnten Jahrhundert.

Es hat ſich jüngſt folgendes Geſpenſt ſehen laſſen: Sein Haupt war mit weißen und ſchwarzen Binden umwunden, ſeine Hände (die Fackeln) brannten, ſeine Füße waren Pferdefüße (die den Sarg führten), ſein Leib war zierlich eingewickelt, beblümt, trug einen gemalten Obermantel (die Wappen der Ahnen und Kränze an der Sargdecke), und ſeine Waffen waren umgekehrt. Die Teufelsbanner bemühten ſich, dieſes Geſpenſt zu beſprechen, und endlich ſagte es ſeinen Namen: daß es eine Leiche ſei, und Niemand ſo ſehr geplagt habe, als den Verſtorbenen. Der Tod, der dazu kam, ſchwor bei ſeiner Senſe, er könne dieſe Leiche nicht für ſeine Schweſter anerkennen, denn ſie ſei die lebendige und nicht die verſtorbene Eitelkeit. Das Geſpenſt aber rief die Geiſtlichen, die Gäſte, den Küſter, den Todtengräber und den Prediger, welcher die Leichenpredigt gehalten, zu Zeugen auf, und wollte dadurch ſeinen Charakter und Namen bekräftigen.

Hierauf ward ferner gefragt: Ob dergleichen Geſpenſter je bei dem Tode der heiligen Apoſtel, Märtyrer und anderer Gottesfreunde erſchienen? Auf dieſe Frage iſt das Geſpenſt verſtummt, ohne zu verſchwinden, und einer der umſtehenden Chriſten ſprach: „Höre, wenn du bei der Auferſtehung mit deinen Verſtorbenen ſo wirſt aufgezogen kommen, wird dich das ewige Leben eben ſo wenig anerkennen, als dich der Tod hier anerkannt hat!“

Deutſchland.

Parabel aus dem ſiebzehnten Jahrhundert.

Die Federn aus den Flügeln der Gerechtigkeit, welche das Zünglein in ihrer Wage ſind, und das Schwerdt, welches ſie führt, hatten lange Zeit geſtritten, welchem die linke oder die rechte Hand gebühre. Die Feder ſagte: „Mir gehört die Ehrenſtelle, denn ich thue den Ausſpruch des Rechtes, belohne das Gute und beſtrafe das Böſe durch das Schwerdt. Das Schwerdt aber berief ſich auf den allgemeinen Schutz, welchen es der Feder und allen Regierungen geleiſtet.

Als nun die Gerechtigkeit über dieſem Streit eingeſchlafen war, forderte der Degen die Feder vor die Klinge, um ſein Recht ritterlich auszufechten. Die Feder berief ſich auf das geſchriebene Recht, auf die Geſetze und Ordnung und ſuchte Schutz bei den Friedenskünſten. Der Degen aber nahm ſieben ärgere Geſellen zu ſich als er ſelbſt war, und wollte das Geſchwätz und Geſchmier nicht mehr aufkommen laſſen.

Deutſchland, in deſſen Grenzen das Unheil ſich geſponnen hatte, hörte es, und ordnete die Billigkeit ab, die ſtreitenden Partheien zu vergleichen, damit dieſe ſich nicht untereinander ſelbſt auffreſſen möchten. Die Billigkeit nun hat Keinem von Beiden etwas von ſeiner Ehre ab- oder zulegen wollen, ſondern ſtieß die Gerechtigkeit an, daß ſie erwachte, und befahl ihr, den Degen und die Feder wechſelsweiſe, nach dem Bedürfniſſe Deutſchlands, zu gebrauchen.

Wenig und viel.

Parabel.

Ein Sohn nahm von ſeinen Eltern Abſchied, und bat ſeinen Vater, er ſollte ihm viel mit auf die Reiſe geben; die Stiefmutter aber war ſehr geizig und bat den Vater, er möge ihm wenig mitgeben. Der Vater liebte ſeinen Sohn und ſeine Frau und wollte gern Beiden ihre Bitte gewähren. Er ſprach daher zu ſeinem Sohne: „Lieber Sohn, weil du nun in die Fremde ziehſt, und ich nicht weiß, ob ich dich jemals wieder ſehen werde, ſo will ich dir wenig und viel zu einem Zehrpfennige mitgeben. Glaube wenig, höre viel; rede wenig, ſieh viel; lehre wenig, lerne viel; ſchreib wenig, lies viel; vertrau auf wenig, verſuche viel; ſtreite wenig, erdulde viel; fürchte wenig, vermeide viel; laß dich wenig reizen, erfahre viel; hoffe wenig, erringe viel; haſſe wenig, bedecke viel mit chriſtlicher Liebe; ſchließe wenig, bedenke viel; belache wenig, verſchweige viel; laß dich wenig betrüben, tröſte viel; befehle wenig, arbeite viel; ſündige wenig, am beſten gar nicht, bete viel, am beſten immer.“ Dieſen Lehren kam der Jüngling treulich nach, und wenn er gleich wenig gute Tage hatte, ſo kam er doch mit viel Nutzen nach Haus, ſo daß die Seinigen wenig Verdruß und viel Freude an ihm erlebten.

Almoſen.

Parabel.

Nathanael, ein deutſchherziger, aufrichtiger Mann, ſaß unter ſeinem Feigenbaum, an welchem ſich eine Weinrebe hinaufſchlang, und mit den Feigen- und Weinblättern vereinigt dichten Schatten breitete. Er aß von den Feigen und der Rebenfrucht, und gedachte mit Behagen der Fülle und Sicherheit, welche durch den Baum und die Reben angedeutet wurden. Freudig redete er ſein Schattenzelt an: „Wie ſoll ich dir lohnen, milder, gaſtfreier Feigenbaum, für die ſüßen Früchte, die du mir jährlich ſo reichlich ſpendeſt, und was beſitze ich, edler Weinſtock, womit ich deine Freudengaben erwiedern könnte. Meine geringe Mühe, euch zu behacken, zu düngen, zu reinigen und zu pflegen, vergeltet ihr mir mit überreichen Geſchenken; ja, wenn ihr mir auch gar keine Frucht, wenn ihr mir nur die Friſche eures vollen, duftenden Schatten vergönntet, ſo wäre dafür ſchon mehr als genug gethan, und ich bliebe euer Schuldner; die Menge eurer Wohlthaten machen mich zu einem Undankbaren.“ Da erwiederte der Feigenbaum mit frommem Rauſchen über Nathanael's Haupt: „„Nicht uns, ſondern deinem und unſerm Gott gieb Dank und Ehre für unſre Gaben.““ Da flüſterte das Rebenlaub heilig über Nathanael's Haupt: „Nicht mir, ſondern dem Anwalt Gottes ſollſt du deinen wirklichen Dank erſtatten, ſchau um dich.“ Nathanael ſah um ſich her, da trat die Armuth vor ihn hin, und die Zweige des Feigenbaums und des Weinſtockes deuteten auf ſie. Und Nathanael theilte die Früchte mit ihr, ja ſelbſt ſeinen Mantel, und war ſelig und zufrieden, und ſein Dach trug doppelte Früchte; denn ſo Zwei ſich ſättigen an einem Brod in Liebe, macht der Herr es doppelt ſo groß.

Gottes Lohn.

Parabel aus dem ſiebzehnten Jahrhundert.

Ein reicher, unbarmherziger Mann hatte einen großen Ackerbau, und beſtellte ihn wohl, ackerte tief, düngte reichlich, ſäete viel und hatte einen ſtarken Viehſtand. Bei der jährlichen Berechnung der Ausgabe und des Ertrages fand er aber immer Verluſt ſtatt Gewinn, und daß der Samen nicht geerndtet und die Koſten verloren worden, ſein Vieh mannigfach verderbte, und ſeine Aecker und Wieſen ſich ganz entkräftet und unfruchtbar befanden.

In ſeiner Nähe hatte ein armer Einſiedler nur ein kleines Feld, nur eine magere Kuh, der er ſelbſt das Gras an ſteilen Felſen und in Sümpfen zuſammen ſuchen mußte, weil er keine Wieſen hatte; doch erndtete der arme Mann immer die Hülle und die Fülle, und konnte ſeinen reichen Nachbarn ſelbſt manchmal das Saatkorn borgen. Da fragte ihn der Reiche einſt: „Sage mir, wie ſoll ich meinen Ackerbau nur anſtellen, daß ich zum Ertrage komme.“ Und der Einſiedler antwortete ihm: „„Führe einen ſilbernen Zaun um deine Felder und Wieſen, ſo wird Gott dich ſegnen.““ Der Reiche erwiederte: „Das ſtehet nicht in meinem Vermögen, und ich will nicht, wie jener Schwabe, Nadeln ausſäen, daß mir ein eiſerner Zaun daraus wachſe.“ Der Einſiedler aber ſprach: „„Du verſtehſt mich nicht; wechsle um einige Thaler Scheidemünze ein, und komme damit morgen wieder zu mir, ſo will ich dich lehren, den ſilbernen Zaun zu pflanzen.““ Dieſes that der Reiche, und

fand am andern Morgen von dem Einſiedler einige hundert Arme wie einen Zaun um ſeine Felder geſtellt, und denen mußte er die Münze mit freundlichen Worten austheilen. Da ſprachen ſie Alle von Herzen: „Gott vergelte es! Gott lohne es!“ Und der Einſiedler ſagte ihm: „„Sieh, das iſt mein ſilberner Zaun.““

Da wurde der reiche Mann wunderbar durch die Gnade Gottes gerührt, und zuerſt erfüllte ſich die Verheißung des Einſiedlers an ſeinem unfruchtbarſten Acker: ſeinem harten Herzen, denn es entſprang ein Quell aus dieſem nackten Felſen, und Thränen der Liebe floſſen reichlich von ſeinen Wangen. Aber auch ſeine Felder und Wieſen prangten bald in überſchwenglichem Segen, er konnte ſeinen ſilbernen Zaun immer dichter und reicher machen, und er ward bald ſo mild und ſelig, daß er in jedem Armen unſern Herrn ſelbſt zu ſehen glaubte, und ſo endlich die Liebe Gottes als eine ſilberne Mauer um Habe und Gut führte, daß ihn die Engel, als er ſelbſt geerndtet wurde, im Schutze des Himmels fanden, und zu deſſen Freuden ihn eintrugen.

Kinder-Disputation.

Parabel aus dem siebzehnten Jahrhundert.

Ein frommer Knabe hatte viel von einem gelehrten Wunderkinde gehört, das ein Doctor der Weltweisheit sei, und es wurde ihm oft vorgehalten, wie er gegen diesen Weisen ein rechtes dummes Schaf zu nennen wäre. Das betrübte den armen Knaben, und als er einstens hörte: Es sei schon die halbe Weisheit, einen Weisen zu fragen, ruhte er nicht eher, bis er den Doctor der Weltweisheit zu Gesichte bekam, und bat ihn: ihm einige Fragen zu beantworten, damit er auf diese Art zur halben Weisheit gelange, und doch nicht mehr so ganz und gar dumm erscheine, die andere Hälfte würde wohl der liebe Gott ihm einmal zu Weihnachten bescheeren. Der junge Doctor lächelte und war bereit, dem einfältigen Knaben zu dienen, und die Disputation geschah auf offenem Markt unter vielen rechtschaffenen und frommen Leuten, die eben aus der Kirche kamen, worunter auch die Eltern des Knaben waren. Die Unterredung aber fiel folgendermaßen aus:

Knabe: „Was ist das Beste in der Welt?“

Doctor: „Ein guter Freund.“

Knabe: „Nein, ein gutes Gewissen. — Wer ist der Klügste in der Welt?“

Doctor: „Der die meisten Bücher gelesen hat.“

Knabe: „Nein, der sich selbst kennt. — Wer ist der Dümmste in der Welt?“

Doctor: „Der am wenigſten weiß.“

Knabe: „Nein, der ſich ſeiner Wiſſenſchaft rühmt. — Welches iſt der beſte Stand?“

Doctor: „Der Doctorſtand.“

Knabe: „Nein, der Chriſtenſtand. — Welches iſt die höchſte Ehre?“

Doctor: „Tapferkeit im Kriege.“

Knabe: „Nein, Demuth im Frieden und Glück. — Welches iſt die größte Kunſt?“

Doctor: „Die Welt wohl zu regieren.“

Knabe: „Nein, ſich ſelbſt wohl zu regieren. — Wer iſt der Reichſte auf Erden?“

Doctor: „Der das meiſte Geld hat.“

Knabe: „Nein, der genug hat an Jedem. — Welches iſt das mächtigſte Thier?“

Doctor: „Der Löwe.“

Knabe: „Nein, das Würmlein, welches Menſchen und Löwen verzehrt. — Welches Thier trinkt das unruhigſte Getränk?“

Doctor: „Der Fiſch, der das Meer trinkt.“

Knabe: „Nein, die Mücke, die des Menſchen Blut ſaugt.“

Als die Umſtehenden dem Knaben immer Beifall klatſchten, ward der Doctor unwillig und ſagte: „Knabe, wer hat dich ſo klug gemacht?“

Da umarmte das Kind ſeinen Vater und ſeine Mutter und ſprach: „Hier, mein lieber Vater Wahrmund und meine liebe Mutter Einfalt haben mir dies gelehrt.“ Da ſagte der Doctor: „Ein Narr kann mehr fragen, als zehn Weltweiſe beantworten können.“ Aber jetzt will ich dich auch fragen. „„Das thue,““ ſagte der Knabe, „„damit du uns den Beweis deines letzten Satzes nicht ſchuldig bleibeſt.““ Da lachten die Leute, und es fragte der Doctor: „Wie groß iſt die Welt?“

Knabe: „So groß, daß ſie Gott allein umſpannen kann, und doch nicht ſo groß, als die Eitelkeit der eingebildeten Weltweisheit.“

Doctor: „Hängt, ſteht oder ſchwebt die Welt?“

Knabe: „Der ſie umſpannt, der hält ſie auch.“

Doctor: „Was hat Gott gethan, eh' er die Welt erſchaffen?“

Knabe: „Er hat Ruthen gebunden, den eitlen Vorwitz zu ſtrafen, der mit ſolchen Fragen die Einfalt in Verſuchung führt.“

Mit dieſer Antwort war die Diſputation geſchloſſen. Der Doctor mußte dem Knaben den Preis laſſen, und die Eltern des Knaben, Wahrmund und Einfalt, boten dem Doctor ein Privatiſſimum zu leſen an, wenn er vorher die gelehrte Hungerkur drei Jahre gebraucht habe, dann ein Jahr auf Graſung und Kleefutter gegangen ſei, und ſich hierauf einige Jahre unter der Muskete habe umarbeiten laſſen.

Von

dem Leben und Sterben

des

Grafen Gaſton Phöbus von Foix

und

von dem traurigen Tode ſeines Kindes Gaſton.

Geſchrieben um das Jahr 1389 — 1391.

Digitized by Google

1. Von einem ſtarken Mann.

Zur Zeit, als ich meinen Weg zu dem Grafen von Foix nahm, kam ich in die gute und ſchöne Stadt Paumiers, und hier verweilte ich, um Geſellſchaft zu finden, die nach dem Lande Bearn gehe. Da fand ich in dieſen Tagen durch Zufall einen Edelmann des Grafen von Foix, der aus Avignon zurückkam, man nannte ihn Meſſire Espaing du Lion, er war ein tapfrer Mann, ein kluger und ſchöner Ritter, und konnte er damals in dem Alter von fünfzig Jahren ſein. Ich begab mich in ſeine Geſellſchaft, und waren wir ſechs Tage unterwegs, bis wir nach Ortais zu dem Grafen kamen. Indem wir ſo durchs Land ritten, wenn der genannte Edelmann ſein Morgengebet vollendet hatte, vergnügte er ſich den größten Theil des Tages damit, ſich allerlei Neuigkeiten aus Frankreich von mir erzählen zu laſſen, und antwortete er mir auch ſehr ausführlich, wenn ich ihn um dieſes oder jenes fragte.

Nachdem er mir Alles, was Merkwürdiges hie und da vorgefallen, ſo wie wir an den Orten vorbei ritten, erzählt hatte, und auch von dem Kampfe, den Bourg d'Espagne, ein ſehr ſtarker Mann und Waffenbruder des Grafen Gaſton, gegen die vom Schloße Lourde geſtritten, kamen wir auf die Stelle, wo in dieſer Fehde zwei Anführer, der Mangant de Lourde und Ernaulton Biſecte, ſich einander erſchlagen hatten, und war allda ein Kreuz von Stein zum Gedächtniſſe der Schlacht errichtet.

„Seht, das iſt das Kreuz," ſprach Meſſire Espaing du Lion, und ſomit ſtiegen wir ab und beteten Jeder ein Paternoſter

und ein Ave für die Seelen der hier Erſchlagenen. „Bei meiner Treue," ſprach ich, als wir weiter ritten, „ich habe Euch ſehr gern reden hören; aber heilige Maria, der Bourg d'Espaigne, iſt er ein ſo ſtarker Mann, wie Ihr mir geſagt?" „Bei meiner Treu," ſprach er, „ja, denn in ganz Gascognien mag man wohl ſeines Gleichens nicht finden an Stärke der Glieder, und darum hält ihn der Graf von Foix als ſeinen Geſellen. Und es ſind nicht drei Jahre, daß ich ihn ein ſchön Stückchen habe treiben ſehen, das ich Euch erzählen will."

„Es traf ſich, daß auf einen Weihnachtstag der Graf von Foix ſein großes und reiches Feſt mit Rittern und Herrn hielt, wie er es in der Gewohnheit hat, und an dieſem Tage war es ſehr kalt. Der Graf hatte in ſeinem Saale gegeſſen, und mit ihm eine große Menge von Herrn; nach der Mahlzeit verließ er den Saal und begab ſich in eine Gallerie, nach welcher man eine breite Treppe von vier und zwanzig Staffeln ſteigen muß. In dieſer Gallerie iſt ein Kamin, in welchem man gewöhnlich, wenn der Graf ſich da aufhält, Feuer macht, und ſonſt nicht, und macht man da kleines Feuer, denn er ſieht nicht gern großes Feuer. Dort iſt es wohl der Ort Holz zu haben, denn ganz Bearn iſt voll Wald, und hat er wohl womit heizen, wenn er will, aber kleines Feuer iſt ihm gebräuchlich. Nun fror es ſehr ſtark und die Luft war ſehr kalt; als er in die Gallerie gekommen war, ſah er das Feuer, und ſchien es ihm ſehr klein, und ſagte er den Rittern, die da waren: „Seht, ſo kleines Feuer für dieſe Kälte." Ernaulton d'Espagne ſtieg ſogleich die Treppe hinunter, denn durch die Fenſter der Gallerie, welche auf den Hof ſahen, erblickte er da eine Menge Eſel mit Holz beladen, die aus dem Walde für den Hofdienſt kamen. Er kam in den Hof und nahm den größten dieſer Eſel ganz mit Holz beladen auf ſeinen Nacken ſehr leicht, und trug ihn die Treppe hinauf, und machte ſich Platz durch die Menge der Ritter und Edelleute, die vor dem

Kamine ſtanden, und warf das Holz und den Eſel, die Füße in die Höh', in das Kamin auf den Brand, worüber der Graf von Foix große Freude hatte und Alle die da waren; und verwunderten ſie ſich über die Stärke des Ritters, wie er ganz allein ſich ſo ſchwer aufgeladen und damit ſo viele Staffeln geſtiegen war." Viele Freude und Ergötzung machten mir die Erzählungen des Meſſire Espagne du Lion, und ſchien mir der Weg dadurch nur allzu kurz.

So oft ich ihn aber fragte, woher es doch komme, daß ein ſo herrlicher Mann, als der Graf von Foix, keinen rechtmäßigen Sohn habe, und warum ſeine Gemahlin nicht bei ihm lebe, oder um die Art, auf welche ſein einziger Sohn geſtorben, ſuchte der Ritter auszuweichen und verſchob es ſtets auf den andern Tag. Als wir uns nun den letzten Abend der Stadt Morlai näherten, ſprach ich zu ihm: „Ihr habet mir viel erzählt, wovon ich nie etwas gehöret, und weil ich es weiß, ſo werde ich es zum ewigen Gedächtniſſe niederſchreiben, ſo Gott will, daß ich zu meinem Lande zurückkehre. Aber noch um Eines möchte ich Euch gerne fragen, wenn Ihr es nicht vor übel nehmt, nämlich durch welchen Zufall der Sohn des Grafen von Foix geſtorben iſt?" Da ward der Ritter nachdenklich und ſprach: „Die Art ſeines Todes iſt zu traurig und will ich Euch nicht davon reden, und wenn Ihr nach Ortais kommt, ſo werdet Ihr wohl Jemand finden, der es Euch erzählt." Ich tröſtete mich bis dahin, und ſo ritten wir weiter und kamen zum Nachtlager in die Stadt Morlaix.

2. Von dem Grafen von Foix.

Den andern Tag kamen wir gen Sonnenuntergang nach Ortais, der Ritter ſtieg bei ſeiner Wohnung ab und ich in dem Hauſe zu dem Monde bei einem Stallmeiſter des Grafen, der ſich Arnauton du Pin nannte und mich ſehr freudig aufnahm darum, daß ich ein Franzoſe war. Meſſire Espaing du Lion ging auf das Schloß und ſprach dem Grafen von ſeinen Geſchäften, den er in ſeiner Gallerie fand, denn zu dieſer Stunde ein wenig vorher hatte er zu Mittag gegeſſen, und die Gewohnheit des Grafen von Foix iſt oder war damals ſo, und hatte er es immer alſo von Kindheit an gehalten, daß er gen Mittag aufſtand und um Mitternacht zu Nacht aß. Der Ritter ſagte ihm, daß ich gekommen ſei. Es ward ſogleich nach mir geſchickt, denn es war oder iſt wohl kein Herr auf der Welt, der lieber Fremde ſähe oder Neuigkeiten hörte als er.

Als er mich ſah, ließ er mir gar wohl anrichten und behielt mich auf ſeinem Schloſſe, wo ich mehr als zwölf Wochen blieb und mein Pferd wohl verſorgt, ich auch mit allen andern Dingen trefflich verſehen war. Die Annäherung von ihm zu mir war für diesmal, daß ich ein Buch mit mir gebracht hatte, welches ich auf Begehren zur Betrachtung Venzeslaus von Böheim, Herzogen von Luxemburg und Brabant, gemacht habe, und ſind in dieſem Buche, das der Meliader heißt, alle die Lieder, Balladen, Rondeaus und Virelais enthalten, die jener kunſtreiche Herzog zu ſeiner Zeit gemacht, und meinen Erfindungen darüber einmiſchen laſſen. Dieſes Buch ſah der Graf von Foix ſehr gern, und alle Nacht nach dem Abendtiſche las ich ihm daraus vor; aber während ich las, durfte Keiner weder mit ihm ſprechen, noch ein Wort ſagen, denn er wollte, daß ich wohl verſtanden würde, und hatte er auch ein großes Vergnügen

Alles deutlich zu vernehmen, und wenn auch irgend eine Sache vorkam, auf welche er einging, sprach er sehr gern mit mir darüber, nicht in seinem Gaskognischen, sondern in gutem und schönem Französisch. Nun will ich Einiges von seinem Wesen und seinem Schloß erinnern, denn ich war lang genug dorten, um manches davon wissen zu können.

Der Graf Gaston von Foix, von welchem ich rede, war zu dieser Zeit ungefähr 59 Jahre alt, und ich sage euch, habe ich zu meiner Zeit gleich viele Ritter, Könige und Prinzen gesehen, so ist mir doch keiner vorgekommen, der von so schönen Gliedern, von so schöner Gestalt, noch von so schönem Wuchs, fröhlichem Angesicht, blutvoll und lachend war. Er hatte grünlichte Augen, die sahen gar liebreich dahin, wo er seinen Blick hinzuwerfen beliebte. In Allem war er so vollkommen, daß man ihn nicht genug loben konnte, er liebte, was er lieben, und haßte, was er hassen sollte.

Ein kluger Ritter war er und von hohem Unternehmen und voll guten Rathes. Nie hatte er einen Zweifelmüthigen um sich, er war ein ernster Mann in der Regierung, er betete stehend täglich eine Nocturne des Psalters, eine Hora von unserer lieben Frau, von dem heiligen Geiste, von dem Kreuz und die Vigilia mortis. Alle Tage ließ er fünf Gulden kleiner Münze zu Gottes Lohn und Almosen an seiner Thüre jeglichen Armen vertheilen. Er war prächtig und höflich in Gaben, und wußte sehr wohl zu nehmen, wo es sich gehörte, und zu geben eben so. Er liebte die Hunde über alle Thiere, und ergötzte sich in den Feldern Sommers und Winters gerne mit der Jagd.

Nie liebte er tolle Verschwendung noch tolle Pracht, und wollte alle Monat wissen, was aus dem Seinigen geworden sei. Er nahm aus seinem Land, um die Einnahme zu empfangen und seiner Leute Sold zu ordnen, ansehnliche Männer, und zwar deren zwölfe, und von zwei Monat zu zwei Monat ward er von

zweien aus ihnen in seiner Einnahme bedient, die dann mit zwei andern in dem Geschäfte wechselten. Aus seinem vertrautesten Manne machte er seinen Gegenrechner, dieser nahm von den andern alle Rechnungen auf, und legte dieselben schriftlich dem Grafen wieder ab. In seiner Stube hatte er gewisse Kasten, aus welchen er manchmal Geld nehmen ließ, um es den Edelleuten, Herrn oder Hofdienern zu geben, die zu ihm kommen; denn nie verließ ihn Jemand ohne ein Geschenk, und stets vermehrte er seinen Schatz, um die Zufälle und Schicksale ruhig erwarten zu können, deren er sich vermuthete. Er war herablassend und zugänglich Jedermann, und redete freundlich und liebreich mit Allen, kurz war er in seinen Entschlüssen und Antworten. Er hatte vier geistliche Geheimschreiber, Briefe zu schreiben und zu beantworten, und wenn es ihm beliebte, daß diese vier Schreiber sich fertig hielten, sobald er aus seinem Gemache heraustrat, rief er weder Jean noch Gauthier, noch Guillaume, sondern wenn man ihm Briefe brachte und er sie angenommen, rief er sie nur Malmesert (Dienmirschlecht), entweder zum Schreiben, oder für alles andere, was er ihnen befahl. Also wie ich euch sage lebte der Graf von Foix.

Und wenn er aus seiner Stube um Mitternacht in seinen Saal zum Nachtmahle kam, so trugen zwölf Diener zwölf brennende Fackeln vor ihm her, und diese zwölf Fackeln blieben um seinen Tisch herum, welches in dem Saal eine große Helle verursachte. Dieser Saal war angefüllt mit Rittern und Hofleuten, und stets waren eine Menge Tische gedeckt, zu essen für die, die essen wollten. Keiner sprach zu ihm während der Tafel, wenn er ihn nicht darum anredete. Er aß gewöhnlich eine Menge Geflügel, und besonders die Flügel und Schenkel allein, und den übrigen Tag aß er und trank er wenig. Große Freude empfing er an den Tönen der Harfenschläger, denn er verstand sich wohl darauf. Gern ließ er seine Schreiber Lieder, Rondeaus und

Virelais ſingen; er ſaß zu Tiſch ungefähr zwei Stunden, auch ſah er gern allerlei wunderbare Zwiſchenſpiele, und ſchickte ſie, ſobald er ſie geſehen, zu den Tiſchen der Ritter und Hofdiener. Kurz, an ſo vielen Höfen von Königen, Herzogen, Prinzen, Grafen und hohen Damen ich auch war, gefiel es mir nirgend ſo wohl, und fand ich nirgend ritterliche Sitte ſo wohl beſtehend. Man ſah in dem Gemache, in dem Saal und Hof, Ritter und Ehrendiener auf und ab wandeln, und hörte man ſie von Waffen und Liebe ſprechen, und alle Ehre ward darin gefunden. Was nur irgend neues in einem Land oder Königreich vorgefallen, mochte man da wohl vernehmen, denn von überall trafen hier der Würde des Herrns wegen die Nachrichten ein. Da hörte ich den größten Theil aller Kriegshandlungen aus Spanien, Portugal, Arragon, Navarra, England, Schottland und von den Grenzen Languedocs, denn während meinem Aufenthalte ſah ich da Boten und Ritter von allen Nationen anlangen, die mich gern unterrichteten, wie auch der Graf ſelbſt, der mir oft davon ſprach. Sehr gern hätte ich gefragt, da ich den Hof des Grafen ſo prächtig und im Ueberfluſſe fand, was aus Gaſton, ſeinem Sohne, geworden, und wie er geſtorben ſei; denn Meſſire Espaing du Lion hatte es mir ſagen wollen, und erhielt endlich, daß ein alter Hofmann, ein ſehr anſehnlicher Mann, mir es ſagte. Er begann auch ſeine Erzählung folgendermaßen:

3. Von dem traurigen Tode des Kindes von Foix.

Es iſt wahr, daß der Graf von Foix und Madame de Foix, ſeine Gemahlin, nicht wohl einverſtanden ſind, noch es je lange geweſen, und rührt das Mißverſtändniß unter ihnen von dem Könige von Navarra her, welcher der Bruder dieſer Dame war, denn dieſer wollte den Seigneur d'Albret, den der Graf von Foix gefangen hielt, um die Summe von 50,000 Franken aus-

lösen. Der Graf, welcher den König von Navarra als falsch und hinterlistig kannte, wollte ihm diese Summe nicht borgen, worüber die Gräfin sehr unwillig gegen ihren Gemahl wurde, und sagte sie zu ihm: „Mein Herr und Gemahl, ihr traget wenige Achtung zu meinem Herrn Bruder, wenn ihr ihm nicht 50,000 Livres borgen wollt, auch wißt ihr, daß ihr mir mein Wittwengeld von 50,000 Franken anweisen, und sie zu den Händen meines Herrn Bruders stellen müßt, also könnet ihr nie übel bezahlt werden."

„Ihr sagt die Wahrheit," sprach er, „aber wenn ich sorgte, der König von Navarra solle die Zahlung verschieben, nie würde mir der Sire d'Albret von Ortais wegkommen, bis ich zu dem letzten Heller bezahlt wäre. Doch weil ihr mich darum bittet, so will ich es thun, nicht aus Liebe zu euch, sondern aus Liebe zu meinem Sohn."

Auf dieses sein Wort und das Handschreiben des Königs von Navarra, der sich für ihn verschuldete, ward Sire d'Albret frei, verheirathete sich mit der Schwester des Herzogs von Bourbon, und bezahlte dem König von Navarra die 50,000 Livres, für die er sich verpflichtet hatte. Aber dieser schickte sie keineswegs dem Grafen. Da sagte der Graf zu seiner Gemahlin: „Bei Gott! ihr müßt nach Navarra zu euerm Bruder gehen und ihm sagen, daß ich sehr unzufrieden mit ihm bin, wenn er mir nicht sendet, was er mir schuldig ist." Die Dame antwortete: „daß sie sehr gern gehen würde," und reiste von dem Grafen mit dem Ihrigen ab, und kam nach Pampeluna zu ihrem Bruder, der sie fröhlich empfing. Da sie aber bei dem Könige nichts ausrichten konnte, wagte sie es auch nicht zurückzukehren, denn sie kannte die wilde Gesinnung ihres Gemahles, wenn er irgend einen Unmuth gefaßt. So blieb es.

Gaston, der Sohn meines Herrn, wuchs heran und ward ein schönes Kind, und wurde er mit der Tochter des Grafen

d'Armagnac verſprochen. Der Jüngling mochte fünfzehn bis ſechszehn Jahre haben, aber er war ein ſehr ſchöner Ritter und ſah an allen Gliedern ſeinem Vater ähnlich. Ihm kam der Wunſch nach Navarra zu gehen, ſeine Mutter und Oheim zu beſuchen, das war wohl zum Unglücke ſeiner und dieſes Landes. Man bewirthete ihn wohl in Navarra und blieb er eine Zeitlang mit ſeiner Mutter, dann nahm er Abſchied, konnte ſie aber mit keiner Rede bewegen, ihn nach Foix zu begleiten, denn als ſie ihn fragte, ob ſein Vater ihm aufgetragen ſie zurückzubringen, mußte er ihr wohl ſagen, daß davon keine Rede geweſen ſei. Alſo blieb ſie zurück, und er begab ſich nach Pampeluna, ſich ſeinem Onkel zu empfehlen. Der König hielt ihn ſehr gut über zehn Tage lang, und machte ihm und ſeinen Leuten ſchöne Geſchenke. Das letzte Geſchenk aber, das der König von Navarra ihm machte, das war der Tod des Kindes, und nun hört wie und warum.

Als die Zeit kam, daß er abreiſe, nahm ihn der König in ſeine Stube allein, und gab ihm ein Beutelchen voll Pulver, und es war keine lebendige Creatur, die nicht von dem Anrühren oder Eſſen dieſes Pulvers ohne alle Hilfe hätte ſterben müſſen.

„Gaſton," ſagte der König, „ſchöner Neffe, Ihr ſollt thun, was ich euch ſage. Ihr ſeht, wie der Graf von Foix mit Unrecht Eure Mutter, meine Schweſter, höchlich haßt, was mir ſehr mißfällt, und das muß es Euch auch thun. Vor Allem, um die Sache gut zu machen, und daß Eure Mutter ſich wieder wohl mit eurem Vater befinde, ſo müſſet Ihr eine Meſſerſpitze dieſes Pulvers bei Gelegenheit auf das Fleiſch, welches Euer Vater ißt, ſtreuen, aber hütet Euch, daß Euch Niemand ſehe, und ſobald er davon gegeſſen, wird er kein anderes Verlangen haben, als Eure Mutter, ſeine Gattin, bei ſich zu ſehen, und werden ſie ſich ſodann dermaßen lieben, daß ſie ſich nie mehr trennen wollen. Alles das müßt Ihr nun ſehr wünſchen, aber hütet Euch, nur

irgend Jemand etwas davon zu vertrauen, ſonſt kommt Ihr um Euren Anſchlag.“

Das Kind, welches Alles glaubte, was der König, ſein Onkel, ihm geſagt, antwortete und ſprach: „Gar gern.“

Nun verließ er Pampeluna, und kam nach Ortais zurück. Der Graf, ſein Vater, empfing ihn freudig, fragte ihn um Neuigkeiten aus Navarra, und um Geſchenke und Kleinodien, die man ihm gegeben. Dieſer ſagte, „ſehr viel ſchöne Geſchenke,“ und zeigte ſie ihm alle, außer dem Beutlein, worin das Pulver war. Nun war es aber in dem Schloſſe von Foix gewöhnlich, daß Gaſton und Ivain, ſein natürlicher Bruder, in einer Stube ſchliefen, und liebten ſie ſich, wie junge Brüder es thun, und kleideten ſie ſich in die nämlichen Wämſer und Kleider, denn ſie waren ungefähr von einer Größe und einem Alter, und kam es, daß ſich einſtens, wie bei Kindern wohl geſchieht, ihre Kleider vermiſchten, und die Jacke des Gaſton kam auf Ivain's Bett, und dieſer, der ſchlau genug war, fühlte das Pulver in dem Beutlein, und fragte Gaſton: „Was iſt das, das du immer auf deiner Bruſt trägſt?“ Gaſton ward dieſer Worte nicht froh und ſprach: „Ivain, gib mir meinen Wamms wieder, du haſt nichts mit ihm zu thun.“ Ivain warf ihm ſeinen Wamms zu, Gaſton legte ihn an und war den ganzen Tag nachdenklicher als je.

Nun traf es ſich drei Tage nachher, da Gott der Herr den Grafen von Foix retten und behüten wollte, daß Gaſton ſich über ſeinen Bruder im Ballſpiel erzürnte, und ihm einen Backenſtreich gab. Der Knabe darüber erbittert, trat ganz weinend in die Stube ſeines Vaters, und fand ihn zur Stunde, da er eben die Meſſe gehört hatte. Da der Graf ihn weinen ſah, ſprach er: „Ivain, was fehlt dir?“ „Daß ſich Gott erbarm, mein Herr,“ ſagte er, „Gaſton hat mich geſchlagen, aber es iſt wohl eben ſo viel oder wohl mehr an ihm zu ſchlagen, als an mir.“ „Warum?“ ſprach der Graf, der ſogleich in den Verdacht

einging. „Mein Treu," ſagt er, „Herr, ſeitdem er von Navarra zurück gekommen, trägt er ſtets auf ſeiner Bruſt ein Beutlein ganz voll Pulver, aber ich weiß nicht, wozu man's braucht, oder was er mit machen will, nur, daß er mir ein oder zweimal geſagt, ſeine Frau Mutter werde bald wieder in Eurer Gnade ſtehen, und viel höher als ſie jemals darin geſtanden." „Ha!" ſagte der Graf von Foix, „ſchweig ſtill, und hüte dich wohl, irgend einem lebendigen Menſchen hievon weiter ein Wort zu ſagen." „Mein Herr," ſagte das Kind, „das will ich gern thun."

Nun ward der Graf von Foix ganz nachdenklich und bedeckte ſein Haupt bis zur Stunde des Mittagsmahls, und wuſch ſich und ſetzte ſich wie an den andern Tagen in ſeinen Saal zur Tafel, Gaſton, ſein Sohn, hatte das Amt, ihn mit allen ſeinen Gerichten zu bedienen, und all ſeine Fleiſchſpeiſen vor ihm zu koſten; ſobald er ſeine erſte Schüſſel vor den Grafen geſetzt und gethan hatte, was er ſollte, warf der Graf, ſeiner Sache ganz verſichert, ſeine Augen auf ihn, da ſah er die Quaſten des Beutleins an der Jacke ſeines Sohnes, ſein Blut ward erregt und ſprach er: „Gaſton, tritt näher, ich will dir etwas ins Ohr ſagen." Das Kind näherte ſich zu dem Tiſche, nun öffnete ihm der Graf den Buſen, that ſeine Jacke auseinander, nahm ſein Meſſer und ſchnitt ihm das Beutlein ab. Das Kind war ganz erſchrocken und gab keinen Laut von ſich, aber ward gar bleich unter ſeinen Augen vor Furcht und begann ſehr ſtark zu zittern, denn es fühlte ſich ſchuldig.

Der Graf öffnete das Beutlein und ſtreute ein wenig des Pulvers auf ein Stück Brod, rief einen Hund und gab es ihm zu freſſen; ſobald der Hund den erſten Biſſen verſchluckt, verdrehte er die Augen und ſtarb. Als der Graf dieß geſehen, ward er gar erzürnt und hatte wohl Urſach und ſtand vom Tiſch auf, nahm ſein Meſſer und wollte es nach ſeinem Sohne werfen,

aber die Ritter und Hofdiener ſprangen ihm in den Weg und ſprachen: „Herr, um Gotteswillen, übereilt euch nicht und unterrichtet euch zuvor von der Sache, ehe Ihr Eurem Sohne übels thut.“ Und das erſte Wort, was der Graf ſagte, ſprach er in ſeiner gascogniſchen Mundart: „Ha, Gaſton, Verräther, um dich und dein Erbe zu vergrößern, habe ich Krieg gehabt und Haß gegen den König von Frankreich, von England, von Spanien, von Navarra und von Arragon, und gegen ſie habe ich mich gut gehalten und tapfer, und du willſt mich nun ermorden, das kommt dir aus verfluchtem Blut und aus böſer Natur, wiſſe, darum ſollſt du ſterben, nun, nun!“ Da ſprang er über den Tiſch mit dem Meſſer in der Hand und wollte ihn tödten, aber die Ritter und Hofdiener warfen ſich ihm zu Füßen und weinten vor ihm und ſagten: „Ach, unſer Herr, um Gotteswillen tödtet nicht Gaſton, Ihr würdet kein Kind mehr haben, laßt ihn gefangen ſetzen und unterrichtet Euch von der Sache, denn vielleicht wußte er nicht, was er trug, und hat keine Schuld an dieſer Schandthat.“

„Nun dann,“ ſagte der Graf, „ſetzt mir ihn in den Thurm und bewacht ihn ſo, daß ihr mir für ihn gut ſteht.“ Da ward das Kind von Stund an in den Thurm geſetzt. Der Graf ließ nun eine Menge von Jenen, die ſeinen Sohn bedienten, gefangen nehmen, aber er fing ſie nicht Alle, denn Viele entflohen, ſo auch iſt der Biſchof de Lescalle noch außer Landes, der mit im Verdachte ſtand, wie Andere mehr. Aber er ließ ihrer wohl an Fünfzehn ſehr ſchrecklich ermorden, die Urſache davon war, daß ſie ſeines Kindes Heimlichkeit hätten wiſſen und ihm hätten ſagen ſollen: „Unſer Herr Gaſton trägt ein Beutlein auf ſeiner Bruſt, der und der Art, aber davon thaten ſie nichts, und darum ſtarben ſie ſchrecklich, und es war wohl ein Jammer um mehrere dieſer Hofleute, denn in ganz Gascognien waren keine ſo wohl verſehen, als dieſe es geweſen,

denn immer war der Graf von Foix von guter Dienerſchaft umgeben.

Gar ſehr nahm ſich der Graf dieſe Sache zu Herzen, und zeigte es wohl, denn er ließ eines Tages alle Edelleute und alle Prälaten von Foix und Bearn, und alle anſehnliche Leute dieſes Landes zuſammen rufen gen Ortais, und als ſie gekommen waren, erklärte er ihnen, warum er ſie gerufen und wie er ſeinen Sohn in ſolcher Schuld und ſo großem Verbrechen befunden habe, daß es ſein Entſchluß ſei, daß er ſterbe und daß er den Tod verdienet. Alles Volk antwortete auf dieſe Rede einſtimmig: „Herr, haltet uns zu Gnaden, wir wollen nicht, daß Gaſton ſterbe, er iſt Euer Erbe, und Ihr habt keinen mehr!“ Als der Graf ſein Volk für ſeinen Sohn bitten hörte, bezähmte er ſich ein wenig und entſchloß ſich, ihn mit Gefängniß zu ſtrafen, er wollte ihn zwei oder drei Monate inne halten, und ihn dann auf zwei oder drei Jahre irgend auf Reiſen ſchicken, bis daß er ſeine That vergeſſen und das Kind zu beſſerem Verſtand und heller Einſicht gekommen ſei. So gab er ſeinem Volke den Abſchied, aber die aus der Grafſchaft von Foix wollten nicht eher aus Ortais ziehen, bis der Graf ihnen verſpreche, daß Gaſton nicht ſterben würde, alſo liebten ſie das Kind. Da er ihnen dieſes zugeſagt, verließen dieſe Leute aller Art die Stadt und blieb Gaſton zu Ortais gefangen.

Dieſe Sache verbreitete ſich an mehreren Orten und auch nach Avignon, wo damals ſich Papſt Gregor XI. aufhielt. Er ſchickte ſogleich den Cardinal von Amiens als Legat nach Bearn, aber dieſer war kaum nach Beſſieres gekommen, als er die Nachricht erhielt, daß es ihm nicht Noth thue, nach Bearn zu gehen, denn Gaſton, der Sohn des Grafen von Foix, ſei todt. Nun will ich Euch ſagen, wie er geſtorben iſt, weil ich nun einmal ſchon ſo viel davon geredet. Der Graf hielt ihn in einem Gemache des Thurmes von Ortais gefangen, wo wenig

Licht hineinfiel, und war er da zehn Tage. Wenig trank er und aß er, denn er wollte nicht, ſo viel Speiſe und Trank man ihm auch täglich brachte, und wenn das Fleiſch kam, ſo ſchob er es bei Seite und wollte es nicht eſſen, und Einige wollen ſagen, daß man alle die Speiſen, die man ihm gebracht, unverſehrt gefunden, und es ſei ein Wunder, wie er ſo lang habe leben können aus vielerlei Urſachen. Der Graf ließ ihn dort ohne irgend eine Wache, die bei ihm in der Stube geweſen wäre und ihm gerathen und ihn getröſtet hätte, und blieb das Kind ſtets in denſelben Kleidern, wie er hineingekommen, und ſo ward er gar traurig und tiefſinnig, denn er war das nicht gewohnt. Auch verfluchte er die Stunde, in der er empfangen und geboren worden, um zu ſolchem Ende zu kommen.

Den Tag ſeines Todes brachten die, welche ihn bedienten, ihm das Fleiſch und ſagten: „Gaſton ſehet, hier iſt Fleiſch für Euch.“ Gaſton achtete nicht darauf und ſprach: „Stellet es hin.“ Da ſah der Diener in dem Gefängniſſe alle das Fleiſch, welches er ihm in den vorigen Tagen gebracht, hie und da verſteckt, darum ſchloß er die Stube und kam vor den Grafen von Foix und ſprach: „Herr, um Gotteswillen gebt acht auf Euren Sohn, denn er verhungert ſich in dem Gefängniſſe, wo er liegt, und glaube ich, daß er noch nicht gegeſſen ſeit er darinnen, denn ich habe Alles, was ich ihm noch gebracht, bei Seite geworfen gefunden.“ Ueber dieſe Rede erzürnte der Graf und ging ohne ein Wort zu ſagen aus der Stube, und kam zu dem Gefängniſſe, wo ſein Sohn lag, und hatte zum Unglück ein kleines Meſſerlein in der Hand, womit er ſich ſeine Nägel ſchnitt und reinigte, er ließ die Thüre des Gefängniſſes öffnen und kam zu ſeinem Sohn und hielt die Klinge des Meſſers ſo nahe an der Spitze, daß er nicht mehr als die Dicke eines Silbergroſchen davon außer den Fingern hervorſtehen hatte. Zum Unglück, als er dieſe kleine Spitze in den Hals ſeines

Sohnes ſtieß, verletzte er ihm, ich weiß nicht was für eine Ader, und ſagte: „Ha, Verräther, warum ißt du nicht?“ Und hierauf begab ſich der Graf ſogleich hinweg, ohne weiter etwas zu ſagen und zu thun, und kehrte in ſeine Stube zurück.

Das Kind war erſchrocken und erſchüttert durch die Ankunft ſeines Vaters, auch war er gar ſchwach durch Faſten, und da er die Spitze des Meſſers ſah oder fühlte, die ihn, ſo klein ſie auch war, in den Hals verwundete, aber es war in eine Ader, ſo wendete er ſich zur Seite und ſtarb. Der Graf war kaum zu ſeiner Stube zurückgekehrt, als ihm der Diener ſeines Sohnes die Nachricht brachte, und ihm ſagte: „Mein Herr, Gaſton iſt todt!“ — „Todt?“ ſagte der Graf. — „So wahr als Gott lebt, Herr!“ Der Graf wollte es nicht glauben und ſendete einen ſeiner Edelleute hin, der an ſeiner Seite war; der Ritter kam zurück und ſagte, daß er wirklich todt ſei. Da ward nun der Graf von Foix höchlich erſchüttert, und bejammerte ſeinen Sohn gar ſehr und ſagte: „Ha, Gaſton, welch elend Geſchick iſt hier dir und mir, zu böſer Stunde gingſt du nach Navarra, deine Mutter zu ſehn. Nie mehr werde ich ſolche Fröhlichkeit empfinden, als ich ſonſt wohl empfangen. Dann ließ er ſeinen Bader kommen, und ließ ſich ſein Haar abſcheeren, und kleidete ſich in ſchwarz, und alle die ſeines Hauſes, und ward der Leichnam des Kindes unter Thränen und Geſchrei zu den Minoritenbrüdern zu Ortais getragen und dort begraben. Und ſo wie ich Euch von dem Tod erzählt habe, ſo hat Gaſton de Foix durch ſeinen Vater den Tod erlitten, aber der König von Navarra hat ihn ermordet!“

Die traurige Geſchichte von dem Tode dieſes Sohnes des Grafen zu hören, zog ich mir ſehr zu Herzen, und beklagte ihn gar ſehr aus Liebe zu dem trefflichen Grafen, ſeinem Vater, den ich von ſo hoher Geſinnung, ſo edel, freigebig und höflich erfunden hatte, und auch aus Liebe zu dem Lande, das durch

den Mangel eines Erben ſehr betrübt war, und nahm ich nun Abſchied von dieſem Edelmann, und dankte ihm, daß er mir alſo gefällig die Sache erzählt habe.

4. Von einem Nachtkämpfer und einem bezauberten Bären.

Noch oft ſah ich den Edelmann, der mir ſolches erzählt, auf dem Schloſſe von Foix, und einſtens fragte ich ihn: „Warum doch Meſſire Pierre de Bearn, der mir ein gar tapferer und reicher Herr ſchien, nicht verheirathet ſei?“ „Verheirathet iſt er wohl,“ ſprach er, „aber ſeine Frau und ſeine Kinder wohnen nicht bei ihm.“ „Und warum das?“ ſprach ich da. „Das will ich Euch wohl erzählen,“ ſagte der Edelmann. „Meſſire Pierre de Bearn hat die Gewohnheit, daß er Nachts aus dem Schlaf erwacht, aufſteht, ſich bewaffnet, ſeinen Degen zieht, um ſich her kämpft, und man weiß nicht gegen wen, was denn ſehr ſorglich iſt. Aber ſeine Diener, die in ſeiner Stube ſchlafen und ihn bewachen, ſpringen dann auf, wenn ſie ihn ſo fechten ſehen, und fragen ihn, was er treibt? Er ſagt dann aber zu ihnen, er wiſſe nichts davon und ſie ſeien Lügner. Manchmal ließ man ihm auch keine Waffen und Degen in ſeiner Stube, aber wenn er dann erwachte und ſie nicht fand, führte er ein ſolches Getöſe und Unweſen, daß man glauben ſollte, alle hölliſchen Teufel wären bei ihm in der Stube. Drum läßt man ſie ihm lieber und achtet auf ihn; wenn er dann ſich bewaffnet und wieder entwaffnet hat, legt er ſich wieder zu Bett.“ „Heilige Maria!“ ſagte ich, „woher mag wohl ſolche Phantaſie dem Meſſire Pierre kommen, daß er Nachts aufſteht und ſolch Gefechte hält? Das ſind ſehr wunderbare Sachen.“ „Meiner Treu,“ ſagte der Hofmann, „man hat ihn oft darum

befragt, aber er weiß nicht zu ſagen, woher ihm das kommt. Die erſte Nacht, als man es ihm bemerkte, folgte auf einen Tag, an welchem er in einem Wald in Biscayen einen wunderbar großen Bär gejagt hatte. Dieſer Bär hatte vier ſeiner Hunde getödtet und noch mehrere verwundet, ſo daß die übrigen nicht an ihn wollten. Da nahm Meſſire einen Degen von Bordeaux, den er trug, und machte ſich ſehr erzürnt ſeiner getödteten Hunde wegen an den Bären, ſtritt da in großer Leibesgefahr lange mit ihm und hatte große Noth, bis er ihn erlegte. Endlich tödtete er ihn und kehrte dann nach ſeinem Schloſſe Langue Deuton zurück, wohin er ſich den erſchlagenen Bären bringen ließ. Alle erſtaunten über die Größe des Thieres und die Kühnheit des Ritters, mit der er ihn angefallen und erſchlagen hatte. Als die Gräfin von Biscayen, ſeine Gemahlin, den Bären ſah, fiel ſie in eine Ohnmacht und bezeigte großen Schmerz darüber. Sie wurde von ihren Leuten aufgehoben und nach ihrer Stube gebracht, und war dieſen Tag und die folgende Nacht und dann den ganzen folgenden Tag gar troſtlos, und wollte nicht ſagen, was ihr fehlte.

Den dritten Tag ſprach ſie zu ihrem Gemahle: „Mein Herr, ich werde niemals wieder geſund werden, ehe ich nicht nach St. Jacob gewallfahrtet bin, gebet mir Urlaub dahin zu gehen, und daß ich Pierre, meinen Sohn, und Andrienne, meine Tochter, mit mir nehme, ich begehre es von Euch.“ Meſſire Pierre erlaubte es ihr ſehr gern, und ließ ſie ihren ganzen Schatz, ihr Gold, ihr Silber und ihre Juwelen mitnehmen, denn er wußte wohl, daß ſie nicht wiederkehren würde, deſſen man ſich doch ſonſt nicht verſah. Die Dame vollbrachte ihre Reiſe und Wallfahrt, und nahm ſodann Gelegenheit, ihren Vetter, den König von Caſtilien und die Königin zu beſuchen, da empfing man ſie ſehr wohl, und iſt ſie noch dort, will auch nicht zurückkehren, noch ihre Kinder zurückſchicken, und ich muß Euch

ſagen, daß in derſelben Nacht, vor welcher er den Bären gejagt und getödtet, er ſich erhoben und ihm zum erſten Male dieſe wunderbare Phantaſie angeſtoßen iſt, und will man wiſſen, daß die Dame das wohl vorausgewußt habe, ſobald als ſie den Bären geſehen, welchen ihr Herr Vater ſchon einmal gejagt hatte, dem damals auf der Jagd eine Stimme zugerufen: „Du jagſt mich und ich will dir doch kein Uebels, aber du ſollſt darum ſterben eines böſen Todes.“ Da hatte dann die Dame ſich daran erinnert, als ſie den Bären ſah, und auch der Rede ihres Vaters, und gedachte ſie wohl daran, wie der König Dom Pedro ihn unſchuldig hatte enthaupten laſſen, und darum ſank ſie in Ohnmacht vor ihrem Gemahl und behauptet noch immer, daß es ihm noch wunderbar ergehen werde, ehe er ſterbe, und daß das Alles nichts ſei, was ihm auch jetzt geſchehe, gegen das, was noch kommen werde.“

„Und ſo habe ich euch denn von dem Meſſire Pierre de Bearn erzählt,“ ſagte der Hofmann, „wie ihr begehrt habt, und iſt die Sache wahrhaft, denn ſo iſt ſie geſchehen und was haltet ihr davon?“ Ich, der ich ganz nachdenklich über die wunderbare Geſchichte geworden war, ſprach: „Ich glaube das gar wohl, denn wir finden in der Schrift, daß die Götter und Göttinnen vor alten Zeiten nach ihrem Vergnügen die Männer in Thiere und Vögel verwandelten, und ſo machten ſie's auch mit den Weibern. Es kann gar wohl ſein, daß dieſer Bär ein Ritter geweſen, der einſtens in den Biscayiſchen Wäldern gejagt, er beleidigt vielleicht einen Gott oder eine Göttin zu ſeiner Zeit, warum er in einen Bären verwandelt wurde, und nun da ſeine Buße that, ſo wie Actäon in einen Hirſch verwandelt wurde.“ „Actäon?“ antworte der Hofmann, „lieber Meiſter, erzählt mir davon, und ich will euch gern zuhören;“ da erzählte ich ihm die Geſchichte von Actäon und ſagte hierauf: „ſo kann es auch mit jenem Bären geweſen ſein, und hat die Dame vielleicht noch

was ganz anders erwartet und wußte, was ſie damals nicht ſagte, darum muß man ſie für entſchuldigt halten.“ Da ſprach der Hofmann: „das kann alles wohl ſein,“ und ſomit beſchloſſen wir unſere Erzählung.

5. Von dem Geiſt Orthon, einem ſchnellen Zeitungs-Boten.

Sehr wunderbar und nachdenklich iſt eine Sache, und ich werde, ſo lange ich lebe, ſie nicht vergeſſen, welche mir ein Hofmann erzählte, der mir auch die unglückliche Schlacht bei Juberoth erzählt hatte; es iſt ganz wahr, wie er mir ſagte, daß den Tag nach dieſer Schlacht der Graf von Foix ſchon darum wußte, und war ich höchlich erſtaunt, wie das möglich ſei, und den ganzen Sonntag, und den Montag, und den folgenden Dienſtag war er auf ſeinem Schloß zu Ortais ſo ſtill und betrübt, daß man kein Wort aus ihm bringen konnte, auch wollte er in dieſen drei Tagen ſeine Stube nicht verlaſſen, noch mit einem Ritter oder Hofdiener ſprechen, ſo vertraut er ihm auch geweſen ſei, und ließ er deren welche zu ſich kommen, aber redete nicht mit ihnen.

Den Dienſtag Abend ließ er ſeinen Bruder Arnauld Guillaume rufen, und ſagte ihm ganz leiſe: „Unſre Leute haben zu ſchaffen gehabt, worüber ich gar traurig bin, denn dieſer Heerzug iſt ihnen ſo bekommen, wie ich es ihnen bei der Abreiſe wohl vorher geſagt habe.“ Arnauld Guillaume, der ein ſehr kluger Mann iſt, und die Art und Beſchaffenheit ſeines Bruders wohl kannte, ſchwieg ein wenig, und der Graf, der ſeinen Muth aufheitern wollte, denn nur gar zu lange hatte er ſeinen Verdruß mit ſich herum getragen, nahm das Wort von neuem und ſprach lauter als vorher: „Bei Gott, Meſſire Arnauld, ſo iſt es, wie

ich Euch geſagt, und werden wir bald Nachricht davon hören. Aber niemals noch hat das Land Bearn ſeit hundert Jahren an einem Tage ſo viel verloren, als dießmal in Portugal."

Mehrere Ritter und Hofdiener, die zugegen waren, und dieſe Rede des Grafen hörten, getrauten ſich nicht zu ſprechen, und machten ihre Anmerkungen im Stillen darüber. Zehn Tage nachher hörte man die Wahrheit wohl von denen, die dabei geweſen waren, und die gern Jedem erzählten, der es hören wollte, wie es zu Juberoth hergegangen war. Da erneute ſich die Trauer des Grafen und aller derer, welche dabei ihre Brüder, Anverwandte, Kinder oder Freunde verloren hatten.

„Heilige Maria!" ſagte ich zu dem Hofmann, der mir die Geſchichte erzählte, „aber wie iſt es nur möglich, daß der Graf von Foix eine ſolche Nachricht ſo ſchnell wiſſen oder errathen kann, als von heut auf Morgen?" „Meiner Treu," ſagte er, „er wußte es wohl, wie es ſich zeigt." „So muß er denn ein Wahrſager ſein," ſagte ich, „oder er hat Boten, die auf dem Winde reiten, oder er hat irgend eine Kunſt." Der Hofmann lachte und ſagte: „Wahrſcheinlich muß er es durch irgend Zauberei erfahren, aber wir wiſſen eigentlich hier zu Lande nicht, wie er es macht, und haben darüber nur eine Vermuthung." Da ſagte ich zu dem Hofmann: „Und dieſe Vermuthung, wollt Ihr mir ſie wohl ſagen, und wenn es eine Sache iſt zum Verſchweigen, ſo will ich ſie wohl verſchweigen, und niemals, ſo lang ich auf der Welt oder in dieſem Land bin, den Mund darüber aufthun." „Ich bitte Euch drum," ſagte der Hofmann, „denn ich wollte nicht gern, daß man es wüßte, wie ihr es von mir erfahren, doch ſpricht man wohl unter ſeinen Freunden davon." Nun zog er mich in einen Winkel der Kapelle im Schloß Ortais, und begann ſeine Erzählung folgendermaßen:

Es ſind wohl ungefähr zwanzig Jahre, daß in dieſem Land ein Baron lebte, der ſich Raymond Seigneur de Coraſſe

nannte; Coraſſe, damit Ihr mich recht verſteht, iſt eine Stadt ſieben Stunden von dieſer Stadt Ortais; der Seigneur de Coraſſe hatte damals einen Proceß zu Avignon vor dem Papſte, wegen der Zehnden der Kirche in ſeiner Stadt, gegen einen Pfaffen von Caſtellogne, der ſehr reich fundirt war. Dieſer klagte, daß er ein groß Recht auf die Zehnden von Coraſſe habe, die wohl eine Einnahme von hundert Gulden betrugen, und das Recht, das er darauf hatte, zeigte und bewies er. Denn durch ein letztes Urtheil vor dem ganzen Conſiſtorium verdammte der Papſt Urban der V. den Baron, und entſchied für den Pfaffen. Dieſer nahm eine Abſchrift des Urtheils, und ritt ſo ſchnell als möglich nach Bearn, zeigte ſeine Bullen und Briefe, und ließ ſich kraft derſelben in Beſitz des Zehnden ſetzen. Der Baron, der ſich wohl der Geſchäfte des Pfaffen vermuthete, ging ihm entgegen, und ſagte zu ihm: „Meiſter Peter oder Meiſter Martin," wie er dann hieß, „denkt Ihr dann, daß ich durch Eure Briefe mein Erbe verlieren ſoll, ſo viel Muth traue ich Euch wohl nicht zu, daß Ihr irgend eine Sache nehmet oder aufhebt, die mein iſt, und thut Ihr es, ſo komm ich Euch ans Leben, drum geht und ſuchet anderswo Gefälle, ich ſage Euch einmal für allemal, von meinem Erbe werdet Ihr nichts kriegen."

Der Pfaffe hütete ſich vor dem Ritter, denn er war grauſam, und beſtund nicht weiter darauf. Doch entſchloß er ſich, nach Avignon zurückzukehren, und kam vor ſeiner Abreiſe zu dem Seigneur de Coraſſe und ſprach: „Mit Eurer Gewalt und nicht mit Recht, nehmet Ihr mir die Gerechtigkeiten meiner Kirche, wodurch Ihr Euch in Eurem Gewiſſen ſchwer verſündiget, ich bin in dieſem Lande nicht ſo ſtark als Ihr, aber wißt, daß ich Euch, ſo bald als möglich, einen ſolchen Geſellen ſchicken will, den Ihr mehr fürchten ſollet als mich." Der Sire de Coraſſe gab nichts auf ſeine Drohungen und ſprach: „Geh mit Gott,

geh, mache was du kannſt, ich fürchte dich mehr todt als lebendig, und um deine Reden werde ich mein Erbe nicht verlieren."

So reiſte der Pfaffe ab und vergaß nicht, was er verſprochen hatte. Denn als der Ritter am wenigſten dran dachte, ungefähr drei Monate nachher, in ſeinem Schloß zu Coraſſe, wo er in ſeinem Bett neben ſeiner Gemahlin ſchlief, ließen ſich unſichtbare Gäſte ſpüren, welche Alles, was ſich in dem Schloſſe befand, umzuwenden anfingen, und ſchien es, als wollten ſie Alles zuſammen ſchlagen, und gaben ſie ſolche Schläge an die Kammerthüre des Herrn, daß die Dame, die darin ſchlief, höchlich erſchrocken war. Der Ritter hörte das Alles recht gut, aber er wollte kein Wort davon ſagen, um nicht den Muth eines furchtſamen Menſchen zu zeigen. Auch war er muthig genug, jegliches Abenteuer abzuwarten. Dieſer Lärm und Unruh' dauerte in verſchiedenen Theilen des Schloſſes eine ziemliche Zeit, und hörten denn auf.

Den folgenden Morgen kamen alle Diener des Schloſſes zuſammen und begaben ſich zu dem Herrn, als er aufgeſtanden war und fragten ihn: „Herr, habet ihr nicht gehöret, was wir heut Nacht gehört haben!" Er verſtellte ſich und ſagte: „Nein, was habt ihr dann gehört?" Da erzählten ſie ihm, wie es die ganze Nacht im Schloſſe gelärmt, Alles umgekehrt und in der Küche alles Geſchirr zerbrochen habe. Er lachte und ſagte: Es ſei ein Traum und nichts als der Wind geweſen. „Um Gotteswillen," ſprach die Dame, „ich hab es wohl gehört." In der folgenden Nacht machten es die Ruheſtörer noch ärger als vorher, und ſchlugen dermaßen an die Thüre und Fenſter vor des Herrn Stube, daß der Ritter aus dem Bett ſprang, und ſich nicht enthalten konnte, zu fragen: „Wer iſt es, der alſo zu dieſer Stunde an meine Stube anpocht?" Da antwortete es ihm ſogleich: „Ich bin's." „Und wer ſchickt dich," ſagte der Ritter, „hierher zu mir?" „Mich ſchickt der Pfaffe von Caſtellogne, dem

du groß Unrecht gethan und ihm das Seinige entzogen, auch werde ich dich nicht eher in Ruh' laſſen, bis du ihm Alles wieder erſetzet." „Wie heißt du denn, daß du ein ſo guter Bote biſt?" „Man heißt mich Orthon!" „Orthon," ſagte der Ritter, „der Dienſt eines Pfaffen taugt dir nicht, wenn du mir glauben willſt, er wird dich gewaltig plagen, ich bitte dich, laſſe ihn laufen und diene mir, ich werde dir es gar wohl gedenken."

Orthon hatte ſich bald entſchloſſen, denn er hatte ſich in den Ritter verliebet und ſagte: „Wollt ihr das?" „Ja," ſagte der Ritter, „aber du darfſt Niemand von nun an Leides zufügen." „Ei bewahre," ſagte Orthon, „auch vermag ich Niemand übels zu thun als nur, daß ich die Leute aufwecke und im Schlafe turbire." „Thue nur was ich dir ſage," ſprach der Edelmann, „wir wollen uns gut zuſammen ſtehen, und laß den böſen Pfaffen laufen, bei dem du nichts holen kannſt als Müh' und Arbeit." „Weil du es dann willſt," ſagte Orthon, „ich bin es zufrieden."

Da verliebte ſich dieſer Orthon dermaßen in den Seigneur de Coraſſe, daß er ihn ſehr oft Nachts beſuchte, und wenn er ihn ſchlafend fand, ſo zupfte er ihn am Kopfkiſſen, oder ſchlug an das Fenſter und die Thüre mit großen Schlägen. Der Ritter, welcher erwachte, ſprach zu ihm: „Orthon, laß mich ſchlafen;" „nein," ſagte Orthon, „ich muß dir erſt was Neues erzählen." Da hatte die Gemahlin des Ritters ſolche Furcht, daß ihr alle Haare zu Berge ſtanden, und wickelte ſie ſich in ihre Decke. Da fragte ihn der Ritter: „Was haſt du dann gutes Neues Orthon?" Orthon ſagte: „Ich komme von England, oder von Ungarn, oder irgend einem andern Ort, geſtern bin ich da weggereiſt und dieſes und jenes iſt allda geſchehen." So wußte der Sire de Coraſſe durch Orthon Alles, was auf der Welt geſchah.

Und blieb er wohl fünf Jahre in dieſem ſträflichen

Umgange, konnte es auch nicht verſchweigen und entdeckte ſich dem Grafen de Foix folgendermaßen: Das erſte Jahr traf er den Grafen zu Ortais oder anderswo, und ſagte ihm da, dieſes oder jenes ſei in England oder Schottland oder ſonſt wo geſchehen. Der Graf, der nachher erfuhr, daß es wahr geweſen, drang ihm einſtens ſein Geheimniß ab. Da war der Graf ſehr froh und ſagte zu ihm: „Sire de Coraſſe, haltet ihn ja lieb, ich wollte gar gern einen ſolchen Boten haben. Er koſtet euch nichts, und ihr erfahret Alles wahrhaftig, was geſchieht.“ Der Ritter ſprach: „Herr ſo will ich thun.“ Ich weiß nicht, ob Orthon mehr als einen Meiſter hatte, aber er erſchien dem Ritter nur alle Woche zwei oder dreimal, und dieſer ſchrieb die Neuigkeiten dem Grafen. Einſtens ſprach dieſer zu dem Seigneur de Coraſſe: „Habet Ihr noch niemals eueren Diener geſehen?“ „Meiner Treu, niemals, habe es auch nicht begehrt.“ „Das wundert mich,“ ſagt der Graf, „und ſtünde er ſo gut mit mir als Euch, ſo hätte ich ihn längſt gebeten, ſich mir zu zeigen, auch bitte ich Euch, bemüht Euch drum, ihn zu ſehen und erzählt mir, wie er geſtaltet iſt. Ihr habt mir auch geſagt, daß er ſo gut Gascogniſch ſpricht, als ich und Ihr.“ „Das iſt die Wahrheit,“ ſagte der Ritter, „und weil Ihr es wünſcht, will ich mich bemühen, ihn zu ſehen.“ Nun befand er ſich die Nacht wie ſonſt in dem Bette neben ſeiner Gattin, die ſchon gewohnt, den Orthon zu hören, ſich nicht mehr fürchtete. Dann kam Orthon und zupfte am Kopfkiſſen des Ritters, der feſt ſchlief. „Wer iſt da?“ fragte er erwachend. „Ich bin's,“ ſagte Orthon. „Und wo kommſt du her?“ „Von Prag in Böhmen.“ „Wie weit iſt das wohl?“ „Sechzig Tagreiſen,“ ſagte Orthon. „Und du biſt ſo geſchwind gekommen?“ „Ei ja doch, ich gehe ſo ſchnell als der Wind, und wohl noch ſchneller.“ „Biſt du geflügelt?“ „Nicht doch,“ ſagte er. „Wie kannſt du denn ſo ſchnelle fliegen?“ Orthon antwortete: „was kümmert Euch das zu wiſſen.“ „Das kümmert mich wohl,“

ſagte der Ritter, „denn ich möchte gar zu gern ſehen wie du geſtaltet biſt, und wie du ausſiehſt.“ Orthon antwortete: „Was kümmert Euch das, es zu wiſſen, ſeid zufrieden wenn Ihr mich hört, und ich Euch allerlei Neuigkeiten bringe.“ „Bei Gott, ich würde dich vielmehr lieben, wenn ich dich geſehen hätte,“ ſagte Coraſſe. Orthon antwortete: „Wenn Ihr es denn wollt, die erſte Sache, die ihr Morgen ſehen werdet wenn ihr aufſteht, das bin ich.“ „Das iſt gut,“ ſagte Coraſſe, „nun gehe, es iſt genug für heute Nacht.“

Als der Morgen kam, ſtand er auf, ſeine Gemahlin aber hatte ſolche Furcht, daß ſie die Kranke machte und ſagte, ſie werde heut nicht aus dem Bett aufſtehn. Der Ritter wollte aber, ſie ſollte aufſtehn. „Sire,“ ſagte ſie, „ich werde Orthon ſehen, ich will ihn nicht ſehen, ſo Gott will, auch niemals antreffen.“ Da ſagte der Sire de Caroſſe: „Ich will ihn gar gern ſehen.“ Da ſprang er ganz luſtig aus dem Bett und ſetzte ſich auf den Rand und dachte, wie er nun Orthon in ſeiner eigentlichen Geſtalt ſehen werde. Aber er ſah gar nichts, wobei er hätte ſagen können: „Sieh da, Orthon!“ Der Tag ging herum und die Nacht kam; als der Ritter in ſeinem Bette lag, kam Orthon und ſprach wie gewöhnlich: „Geh,“ ſagte der Ritter, „du biſt ein Lügner, du ſollteſt dich mir zeigen, und du haſt es nicht gethan.“ „Nein,“ ſagte er, „ich habe es gethan.“ „Du haſt es nicht gethan.“ „Und ſaht Ihr nicht,“ ſagte Orthon, „als Ihr aufſtand, etwas,“ und der Ritter dachte ein wenig nach und ſagte dann: „Ja, als ich auf meinem Bette ſaß und an dich gedachte, ſah ich zwei Ratzen auf dem Boden, die ſich mit einander drehten und ſpielten.“ „Das war ich,“ ſagte Orthon, „dieſe Geſtalt hatte ich angenommen.“ „Das iſt mir aber nicht genug,“ ſagte der Ritter, „und ich bitte dich, nimm eine ſolche Geſtalt an, in der ich dich ſehen und kennen kann.“ Orthon ſagte: „Gebet acht, Ihr werdet mich verlieren,

denn Ihr treibt es zu weit mit mir.“ „Du wirſt nicht von mir gehen,“ ſagte Caroſſe, „wenn ich dich einmal geſehen, würde ich dich nicht wieder ſehen wollen.“ Orthon ſagte ihm da: „Gib morgen acht, was du zuerſt ſiehſt, wenn du die Stube verläßt, das bin ich.“ „Gut,“ erwiederte der Ritter, „ich gebe dir Urlaub, ich will jetzt ſchlafen!“ Orthon verließ ihn.

Den andern Morgen ſtand der Ritter auf, kleidete ſich an, verließ die Stube und ging auf einen Platz, der in den Hof ſah, da warf er ſeine Augen hinab, und das erſte, was er erblickte, war die größte Sau, die er jemals geſehen, aber ſie war dabei ſo mager, daß man nichts als Haut und Knochen an ihr ſah, und hatte ſie lange hängende und gefleckte Ohren, ihr Rüſſel war lang und ſpitzig und gar ausgehungert. Der Sire de Coraſſe verwunderte ſich ſehr über dieſe Sau, aber er ſah ſie nicht gern und befahl ſeinen Leuten: „Nun laſſet die Hunde los, ich will, daß dieſe Sau getödtet und gefreſſen werde.“ Da eilten die Diener und öffneten die Hundeſtälle, und hetzten ſie auf die Sau, welche einen lauten Schrei that und zu dem Sire de Caroſſe in die Höhe ſah, der oben an einem Fenſter ſtand, und nie ſah man ſie wieder, denn ſie verſchwand, und weiß Niemand, was aus ihr geworden.

Der Ritter begab ſich wieder in ſeine Stube ganz nachdenklich, denn er gedachte an Orthon. „Ich glaube, Orthon, meinen Diener, geſehen zu haben, es reut mich, daß ich meine Hunde auf ihn gehetzt. Es ſollte mich ſehr wundern, wenn ich ihn je wieder ſähe, denn er hat mir oft geſagt, ich würde ihn verlieren, wenn ich ihn erzürnte. Er ſagte die Wahrheit.“ Nie kehrte er mehr in dem Schloſſe Coraſſe ein, und der Ritter ſtarb ein Jahr darauf. Nun habe ich Euch von Orthon erzählt, der dem Sire de Coraſſe die Neuigkeiten brachte,“ ſagte der Hofmann. „Ja,“ ſprach ich, „aber iſt der Graf von Foix auch von einem ſolchen Boten bedient?“ „Meiner Treu,“ ſagte er,

„das glauben viele Leute in dem Lande Bearn, denn er erfährt und weiß Alles, was vorgeht, wenn man es ſich am wenigſten verſieht. So iſt es auch mit den Nachrichten, die er von den zu Juberoth erſchlagenen Rittern dieſes Landes hatte. Dieſe Habe und der Ruf derſelben bringt ihm manchen Nutzen, denn man verlöre hier nicht den Werth von einem goldenen oder ſilbernen Löffel, daß er es nicht gleich wüßte.“ Nun nahm ich Abſchied von dem Hofmann, und dankte ihm für ſeine Erzählung und ging in andere Geſellſchaft, mit der ich mich vergnügte, doch aber prägte ich mir dieſe Geſchichte, ſo wie ich ſie hier erzählt, feſt in das Gedächtniß ein.

6. Von dem wunderbaren Tode des herrlichen Grafen Gaſton Phöbus von Foix 1391.

In dieſer Zeit ſtarb auch der edle und treffliche Graf von Foix auf eine gar wunderſame Weiſe; ich will Euch ſagen wie: Es iſt die Wahrheit, daß er vor allen Leibesübungen die Jagd und ſeine Hunde liebte, und mit dieſen war er ſehr wohl verſehen, denn er hatte ihrer zu ſeinem Vergnügen mehr als ſechshundert.

Der Graf befand ſich in Bearn, in der Mark von Ortais, und trieb und jagte in den Wäldern von Sanneterre, auf dem Wege von Pampeluna, und hatte er den Tag, an dem er ſtarb, den ganzen Morgen einen Bären gejagt, welcher endlich gefangen wurde. Da er den Fang angeſehen und das Waidrecht vollzogen worden war, näherte ſich der Mittag. Da fragte er die, welche um ihn waren, wo man ihm die Tafel bereitet habe? Man antwortete: „Im Hoſpital Rion, zwei kleine Stunden von Ortais,“ und ſo war es auch. Sie ritten Alle nach dieſem Dorfe. Der Graf und ſeine Leute ſtiegen an dem Schloß ab, dann begab er ſich nach ſeiner Stube, welche er

ganz mit frischem jungem Laubwerk ausgeschmückt fand, und die umliegenden Säle waren alle mit grünen Zweigen umstellt, um Kühle und Wohlgeruch darin zu verbreiten, denn die Luft war draus sehr drückend und schwül, wie sie es in dem Mai ist. Als er sich in dieser frischen Stube befand, sprach er: „Die kühlen grünen Maien thun mir gar wohl, denn der Tag ist sehr heiß," und da setzte er sich auf seinen Sitz und plauderte ein wenig mit dem Messire Espaing de Lion, und sprachen sie davon, welcher Hund am besten gejagt habe.

Während dieser Unterredung traten Messire Ivain, sein natürlicher Sohn, und Messire Pierre de Cabestan in die Stube, in welcher selbst die Tafeln schon gedeckt waren. Jetzt begehrte er das Wasser, um sich die Hände zu waschen, zwei Hofleute eilten darnach, Raymonnet Lane und Raymonnet de Compon, und Cayenton d'Espaigne nahm das silberne Waschbecken, und ein anderer Ritter, der sich Messire Thiebault nannte, nahm das Handtuch, er erhob sich von seinem Sessel und streckte die Hände aus zum Waschen, sobald das kalte Wasser auf seine Finger herabfiel, welche gar schön und gerade waren, erblaßte sein Gesicht, erbebte ihm das Herz, wankten seine Füße unter ihm und sank er hin auf seinen Sessel, sagend: „Ich bin des Todes, Gott der Herr sei gelobt!" Er redete kein Wort mehr, aber er starb noch nicht gleich, sondern litt noch Noth und letzte Kämpfe.

Die Ritter, die um ihn standen, tief erschrocken, und sein Sohn nahmen ihn in ihre Arme gar freundlich, und trugen ihn auf ein Bett und legten ihn nieder und deckten ihn zu, und glaubten, es habe ihn nur eine Schwäche angewandelt. Die zwei Ritter aber, welche das Wasser gebracht hatten, damit man nicht sage, sie hätten ihn vergiftet, gingen zu dem Waschbecken und der Gießkanne, und sprachen also: „Sehet hier das Wasser, in eurer Gegenwart haben wir es gekostet und wollen

es von neuem vor euch koſten," und da thaten ſie es ſo oft, daß Alle mit ihnen zufrieden waren. Man gab ihm Brod und Waſſer, Spezereien und alle ſtärkende Sachen in den Mund, und alles dieſes half ihm nichts, denn in weniger als einer halben Stunde war er todt und gab ſeinen Geiſt auf gar ſanft. Der gnädige Gott ſei ihm barmherzig!

Ihr müßt wiſſen, daß alle Gegenwärtige ſehr betrübt und erſchrocken waren, und ſchloſſen ſie die Stube recht feſt, damit die Leute im Schloſſe nicht ſobald den Tod des edlen Grafen erfuhren. Die Ritter ſahen den Meſſire Ivain, ſeinen Sohn, an, welcher weinte, jammerte und die Hände rang, und ſagten zu ihm: „Ivain, es iſt geſchehen, Ihr habet Euren Vater und Herrn verloren, wir wiſſen wohl, daß er Euch über Alles liebte, macht Euch fort, ſitzt auf, reitet nach Ortais und ſetzt Euch in Beſitz des Schloſſes und Schatzes, der darin, ehe ein Anderer Euch zuvorkommt und die Sache bekannt wird."

Meſſire Ivain verbeugte ſich auf dieſe Rede und ſagte: „Meine Herren, große Liebe und Freundſchaft erzeigt ihr mir, die ich euch noch zu belohnen hoffe, aber gebt mir die wahren Merkzeichen meines Herrn Vaters, denn ohne dieſe werde ich nicht in das Schloß eingelaſſen werden." „Ihr habt recht," antworteten ſie, „nehmt dieſelben." Da nahm er die Merkzeichen, und waren ſie ein Siegelring, den der Graf an ſeinem Finger trug, und ein Meſſer, deſſen er ſich öfters bei Tiſche bediente, dieſes waren die wahren Merkzeichen, und ohne ſie zu ſehen hätte ihm der Vogt des Schloſſes zu Ortais, der ſie wohl kannte, nie die Pforten geöffnet.

Meſſire Ivain verließ das Hoſpital von Rion nur mit zwei Reitern, und ritt ſo ſchnell, daß er nach Ortais kam, ehe man noch etwas von dem Tode des Grafen wußte. Er ſprengte durch die Stadt, ſagte Niemand nichts, auch hatte Niemand einen Verdacht auf ihn, ſo kam er auf das Schloß und rief

den Burgvogt hervor. Dieſer antwortete ihm: „Was beliebt Euch, Monſeigneur Ivain, wo iſt mein Herr Graf?“ „Er iſt in dem Hoſpital,“ ſagte der Ritter, „und ſchickt mich einige Sachen zu holen, die in ſeiner Stube ſind, dann werde ich wieder zu ihm zurückkehren, und damit du mir glaubſt, ſiehe hier die Zeichen, ſeinen Siegelring und ſein Handmeſſer.“ Der Vogt öffnete ein Fenſter und ſah die Zeichen, denn er hatte ſie ſchon öfters geſehen; dann öffnete er das kleine Pförtchen des Thores, und ſie ritten ein, und die Knechte verſorgten die Pferde, und führten ſie in den Stall. Als Meſſire Ivain darinnen war, ſagte er zum Vogt: „Schließe die Thoren.“ Als er ſie geſchloſſen hatte, nahm Ivain ihm die Schlüſſel ab und ſprach: „Du biſt des Todes.“ Der Vogt ganz erſchrocken, fragt ihn „warum?“ Dann ſagte er: „Weil mein Vater verſchieden iſt und ich über den Schatz will, ehe ein Anderer über denſelben kommt.“

Der Vogt gehorchte, wie es ihm zukam, auch war es ihm lieber, dem Meſſire Ivain als einem Andern zu gehorchen. Meſſire Ivain wußte wohl, wo der Schatz war, und begab ſich dahin; er war in einem dicken Thurm, in welchen man durch drei ſtarke eiſerne Thüren mußte, welche man aber jede mit einem beſondern Schlüſſel zu öffnen hatte, ehe man hinein konnte. Dieſe Schlüſſel aber waren nicht ſo leicht zu finden, denn ſie lagen in einem kleinen ganz ſtählernen Koffer verſchloſſen, und dieſer war wieder mit einem kleinen Stahlſchlüſſel geſchloſſen, welchen der Graf von Foix, wenn er verreiſte, mit ſich trug, und fand man ihn auf einem ſeidenen Wamms hängen, den er über ſeinem Hemde trug, und wurde er erſt gefunden, als Ivain bereits hinweg war. Die Ritter, welche den Leichnam des Grafen bewachten, wunderten ſich ſehr über dieſen kleinen Schlüſſel, und konnten ſich gar nicht denken wozu er diente; da war aber der Kapellan des Grafen, Meſſire

Nicole de l'Escalle, der um alle ſeine Geheimniſſe wußte, und den er oft mitgenommen hatte, wenn er an ſeinen Schatz ging, der ſprach, als er den Schlüſſel ſah: „Meſſire Ivain wird ſeine Mühe verlieren, denn ohne dieſen Schlüſſel kann er nicht an den Schatz, weil er einen kleinen Stahlkoffer mit allen anderen Schlüſſeln verſchließt.“

Da waren die Ritter gar betrübt und baten den Kapellan, den Schlüſſel dem Meſſire Ivain zu bringen, und er ſetzte ſich zu Pferd und ritt nach Ortais. Meſſire Ivain war ganz betrübt in dem Schloß, und ſuchte die Schlüſſel überall, und konnte ſie nicht finden, auch wußte er nicht, wie er die eiſernen Thüren aufbrechen ſollte, da gar keine Inſtrumente dazu da waren.

7. Die guten Männer von Ortais.

Während dem wurde in Ortais, Gott weiß wodurch, ob durch Weiber oder durch Diener, die vom Hoſpital gekommen waren, bekannt, daß der Graf geſtorben ſei. Das war wohl eine harte Nachricht, denn ſie liebten ihn Alle ſehr. Die ganze Stadt kam in Bewegung, die Bürger verſammelten ſich auf dem größten Platze der Stadt und unterredeten ſich, da ſprachen Einige: „Wir haben Meſſire Ivain ganz allein nach dem Schloſſe reiten ſehn, und ſah er wohl ſehr erſchrocken aus.“ Da antworteten die Andern: „Gewiß muß etwas vorgefallen ſein, denn nie ritt er allein vor ſeinem Herrn Vater her.“

Als die Männer von Ortais ſich ſo verſammelt hatten, und auf dem Markte mit einander redeten, ſeht, da ritt ihnen der Kapellan grad in die Hände. Die umringten ihn und ſagten: „Meſſire Nicole, wie geht's mit unſerm Herrn? Man hat uns geſagt, er ſei geſtorben, iſt es wahr?“ „Behüte Gott,“ ſagte der Kapellan, „aber er iſt gar ſehr krank, und ich komme

nur, um ihm etwas zurecht machen zu laſſen, was ihm ſehr geſund ſein wird, und dann will ich wieder zu ihm.“ Mit dieſen Worten machte er, daß er davon kam, ritt auf das Schloß und ruhte nicht, bis er drinnen war.

Da war Ivain gar froh, daß er die Schlüſſel hatte. Nun will ich euch aber ſagen, was die Männer von Ortais thaten. Sie machten ſich allerlei Gedanken über den Grafen und ſprachen untereinander: „Nun iſt's bereits Nacht, und wir haben noch gar keine ſichere Nachricht von unſerm Herrn, und iſt Ivain mit dem Kapellan, der um alle Geheimniſſe des Herrn weiß, in dem Schloſſe, laßt uns dieſe Nacht das Schloß bewahren, morgen werden wir mehr hören, wir wollen heimlich nach dem Hoſpital ſchicken, um zu hören wies ſteht; denn wir wiſſen wohl, daß der größte Theil des Schatzes auf dem Schloß iſt, und würde er geſtohlen, ſo machte uns das große Schande, und brächte uns gar in Schaden, darum dürfen wir dieſe Sache nicht überſehen.“

„Das iſt die Wahrheit,“ ſprachen die Anderen, da hielten ſie Rath, und ſeht, ſogleich werden alle Männer von Ortais geweckt, und gehn ſie Alle nach dem Schloß, und ſchicken ſie die erſten der Stadt an alle Pforten zur Wache, und waren ſie da die ganze Nacht bis zum Morgen. Ach, da hörte man die Wahrheit von ſeinem Tode, da konnte man wohl großes Wehklagen, Schreien und Trauern von allen Leuten, Frauen und Kindern in der guten Stadt Ortais hören, denn ſie hatten ihn Alle ſehr lieb. Da verſtärkte man die Wache und alle Männer der Stadt waren auf dem Platz vor dem Schloſſe unter den Waffen. Als Meſſire Ivain dieſes in dem Schloß ſah, ſprach er zu dem Kapellan: „Meſſire Nicole, mein Anſchlag geht verloren, ich werde hier nicht heraus können, denn die Männer von Ortais wiſſen um die Sache und bewachen das ganze Schloß. Ich werde wohl gute Worte geben müſſen.“

Da ſprach der Kapellan: „Redet mit ihnen, denn nur mit guten Worten könnt Ihr hier noch etwas ausrichten.“ Meſſire Ivain begab ſich alſo in einen Thurm, aus deſſen Fenſter er mit den Leuten gut reden konnte. Da öffnete er ein Fenſter und redete mit den anſehnlichſten Leuten der Stadt ganz laut: „Ihr guten Männer von Ortais, ich weiß wohl, warum ihr verſammelt ſeid, nun aber bitte ich euch, haltet mir es nicht vor übel, um der Liebe willen, die mein ſeliger Herr Vater für mich trug, daß ich mich vor jedem Andern in den Beſitz des Schloſſes und Schatzes zu ſetzen geſucht. Ich will damit nichts als alles Gutes. Nun aber iſt er nach Gottes Willen geſtorben, ohne irgend eine Einrichtung zu treffen, mich, wie er doch gewollt, in ſein Erbe einzuſetzen, und hat er mich unter euch, unter denen ich herangewachſen, als einen armen Ritter, den natürlichen Sohn des Grafen von Foix, zurückgelaſſen, wenn ihr mir nicht helft und rathet. Achtet darauf um Gotteswillen und aus Mitleid, ihr thut damit ein Almoſen, und will ich euch das Schloß öffnen und mögt ihr hereinkommen, denn gegen euch will ich es nicht halten noch verſchließen.

Da antworten die beſten Männer von der Stadt alſo: „Meſſire Ivain, euere Rede gefällt uns wohl, wir wollen mit euch halten und wollen das Schloß und die Güter, die darinnen ſind, auch bewachen helfen; und ſollte der Vicomte de Caſtillon euer Vetter, welcher der Erbe des Landes zu Bearn iſt, herankommen, und ſich in Beſitz des Schatzes ſetzen wollen, ſo wollen wir wohl wiſſen, mit welchem Recht, und wollen euer und Meſſire Gracien eueres Bruders Recht wohl beachten, und alles dieſes betheuren wir und wollen es euch aufrichtig halten.“ Mit dieſer Antwort war Meſſire Ivain ſehr wohl zufrieden, und that er die Thore des Schloſſes auf und gingen die Männer von Ortais hinein, ſo viel ihr wollten. Man ſtellte da genug und gute Wachen hin. An dieſem Tage ward der

Leichnam des Grafen von Foix nach Ortais gebracht und in einen Sarg gelegt. Alle Männer, Frauen und Kinder von Ortais gingen ihm unter bitteren Thränen entgegen, gedenkend ſeiner Stärke, ſeines edeln Lebens, ſeiner mächtigen Regierung, ſeines Verſtandes, ſeiner Tapferkeit und großen Freigebigkeit. Vor allem aber des Friedens, deſſen ſie unter dieſem trefflichen Herren genoſſen hatten. Denn weder Franzoſen noch Engländer hatten es gewagt, ihn zu erzürnen.

Da ſprachen ſie alſo: „Ach Gaſton, ſchöner Sohn, warum haſt du je deinen Vater erzürnt, wärſt du uns geblieben, der ſo ſchön und in ſo großem Beginnen war, du wärſt uns ein großer Troſt geblieben, aber wir haben dich allzu jung verloren, und dein Vater hat uns zu früh verlaſſen. Er war ein Mann erſt von 63 Jahren, das iſt kein großes Alter für einen ſolchen Fürſten, der einen ſo ſtarken Willen hatte und Alles, was er begehrte. Land von Bearn troſtlos und verwaiſt, ohne einen edlen Erben, was wird immer aus dir werden, ſo trefflichen und edlen Herrn wirſt du nie wieder gewinnen!

Unter ſolchen Klagen und Thränen ward der Leichnam von ſieben Edelleuten durch die Stadt getragen, ihm folgten ſechszig Ritter, welche ſich aus dem Lande verſammelt hatten, und trug man ihn, wie ich euch ſage, mit entblößtem Angeſichte nach der Barfüßerkirche. Da ward er einbalſamirt und in einem bleiernen Sarge bis zu ſeiner feierlichen Beſtattung bewahrt, und brannten Tag und Nacht vier und zwanzig große Wachsfackeln um den Leichnam, die wurden abwechſelnd von acht und vierzig Dienern getragen.

An dem Tage der Beſtattung des herrlichen Grafen Gaſton de Foix, des letzten dieſes Namens, welche in der Stadt Ortais in der Barfüßerkirche in dem Jahr unſers Herrn 1391 den 12. October an einem Montag gehalten wurde, war viel Volk aus dem Land: Bearn und ſonſt woher, Baronen, Ritter, Prä-

laten und drei Biſchöfe in Ortais. Der Biſchof de Palmes las das Todtenamt, da brannten eine Menge Lichter und Alles war ſehr prächtig angeordnet, und hielten während der Meſſe vor dem Altare vier Ritter vier Fahnen, mit den Wappen von Foix und Bearn. Die erſte hielt Meſſire Raymond du Chatelneuf. Die zweite Meſſire Espaing du Lion. Die dritte Meſſire Pierre Degmer. Die vierte Meſſire Menauld de Novalles. Den Degen hielt Meſſire Roger d'Espagne. Den Schild trug der Vicomte de Bruniquel. Den Helm trug der Sire de Valentin, das Pferd führte der Sire de Coraſſe. Die ganze Beſtattung wurde prächtig nach Landesgebrauch vollzogen, und wurde nach der Meſſe der Leichnam aus dem Sarge genommen, in gutes neues Wachstuch eingewickelt und vor den großen Altar des Chores bei den Barfüßern beerdigt. Des Seinen iſt nichts mehr, Gott verzeihe ihm!

Inhalt.

Seite

Aus der Chronika eines fahrenden Schülers . . . 1

Blätter aus dem Tagebuch der Ahnfrau 49

Geschichte vom braven Kasperl und dem schönen Annerl . 169

Die mehreren Wehmüller und ungarischen Nationalgesichter . 211

Die drei Nüsse 275

Lebensumriß der Anna Katharina Emmerich . . . 291

Bilder und Gespräche aus Paris.

Der Wegweiser durch Paris 355

Das Tagebuch 359

Orden 365

Gespräche in der Bude du préjugé vaincu und eine Parabel. 374

Vermischte Aufsätze.

Der Welt Urtheile über geistliche Vereine. Eine Betrachtung. 395

Ueber populäre geistliche Kunst 400

Erklärung der Sinnbilder auf dem Umschlage dieser Zeitschrift. (Hesperus ein Nationalblatt für gebildete Leser) 403

Brief an den Herausgeber der Badischen Wochenschrift über das Sprichwort: „Dir geht es wie dem Hündlein von Bretten“ 414

Warnung vor literarischen Klätschereien unter uns . 421

Verschiedene Empfindungen vor einer Seelandschaft von Friedrich, worauf ein Kapuziner . . . 424

Seite

Andenken eines trefflichen deutschen Mannes und tiefsinnigen Künstlers 430
Schinkel 434
Fouqué 435
Nach dem Besuche des Theaters 436
Briefe über das neue Theater 439
Aus einem geplünderten Postfelleisen 454
Lieblingslied der Geizigen 458
Megole de Lescar 461
Die Legende von einem Schwaben, der das Leberlein gefressen. Ein alter deutscher Bürgerspaß . . 463
Altdeutsche Hausssprüche 467
Altes Deutsch und fremdes Deutsch. Parabel aus dem siebzehnten Jahrhundert 468
Die Gasterei. Parabel aus dem siebzehnten Jahrhundert. 469
Das Leichenbegängniß. Parabel aus dem siebzehnten Jahrhundert 470
Deutschland. Parabel aus dem siebzehnten Jahrhundert. 471
Wenig und viel. Parabel 472
Almosen. Parabel 473
Gottes Lohn. Parabel aus dem siebzehnten Jahrhundert. 474
Kinder-Disputation. Parabel aus dem siebzehnten Jahrhundert 476
Von dem Leben und Sterben des Grafen Gaston Phöbus von Foix und von dem traurigen Tode seines Kindes Gaston . 479

In empfehlende Erinnerung bringen wir:

die beliebten, prachtvoll ausgestatteten,

zu den verschiedensten Preisen in allen soliden Buchhandlungen vorräthigen

Hungari'schen Gebetbücher.

Dom der Heiligen zur Ehre der Allerheiligsten Dreifaltigkeit. Vollständigstes katholisches Gebet- und Andachtsbuch aus den Schriften und Lebens-Akten der Heiligen. Mit Bischöflicher Approbation. Zweite wohlfeile Ausgabe. Mit einem Stahlstich. gr. 8. Geh. Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Der Hochwürdige Herr Verfasser, dem die wissenschaftliche Kritik ob seiner gediegenen und vortrefflichen Leistungen im Gebiete der Predigten, religiösen Poesieen und Erzählungen ꝛc., unter den begabtesten und ausgezeichnetsten katholischen Schriftstellern eine hervorragende Stelle zuwies, und dessen Schriften sich des Beifalls eines ausgedehnten Lesee-Kreises erfreuen, — liefert hier durch seinen zehnjährigen Fleiß ein Werk, welches, aus den Schriften der Heiligen von der Apostolischen Zeit an bis auf unsere Tage geschöpft, einzig in der ascetischen Literatur dasteht und von dessen Vorläufer „**Tempel der Heiligen,**" der 1842 erschien, binnen Jahresfrist dreitausend Exemplare abgesetzt wurden, so daß alsbald zu einer zweiten und dritten Auflage geschritten werden mußte. — Das Literaturblatt Nr. 11 zu der Neuen Sion, redigirt von Dr. Carl Haas, sagt am Schlusse der Beurtheilung dieses Doms der Heiligen: „Als Haus-Andachtsbuch nimmt es ohne Zweifel unter den mir bekannten zahlreichen Andachtsbüchern den **ersten Rang** ein; — die fromme Belesenheit des Herrn Verfassers ist zu bewundern; — die Ausstattung ist prachtvoll."

Wir enthalten uns einer weitern Empfehlung obigen Werks und bemerken nur noch, daß dasselbe in einer würdigen Ausstattung erschien. Um dieses vorzügliche Andachtsbuch in den weiteren Kreisen des Publikums zu verbreiten, ist eine zweite Ausgabe, genau der ersten entsprechend, mit nur einem Stahlstich, veranstaltet worden, zu dem bedeutend ermäßigten Preis von Rthlr. 2. fl. 3. 30 kr.

Tempel der Heiligen zur Ehre Gottes. Auszug aus dem „**Dom der Heiligen.**" Dritte Auflage. Vollständiges katholisches Gebet- und Andachtsbuch. Mit Bischöflicher Approbation. Mit vier Stahlstichen, einem chromolithographirten Titel und zwei Gebeten in Farbendruck. 12. Geh. Rthlr. 1. 5 Sgr. fl. 2. — In Sarsenet mit Goldschnitt Rthlr. 1. 25 Sgr. fl. 3. 12 kr. — In Kalbleder mit Goldschnitt Rthlr. 2. 15 Sgr. fl. 4. 24 kr.

Jesus Christ, der gute Hirt. Ein Erbauungsbuch für katholische Christen. Mit bischöflicher Approbation. Mit 1 Stahlstich

und farbigem Titelblatt. Geh. Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr. — In Sarſenet mit Goldſchnitt. Rthlr. 1. 15 Sgr. fl. 2. 42 kr. — In Kalbleder fein gebunden. Rthr. 2. 5 Sgr. fl. 3. 48 kr.

Heilige Opfer des Herzens. Ein Andachtsbuch für katholiſche Frauen und Jungfrauen. Mit Biſchöflicher Approbation. Vierte umgearbeitete Auflage. Nebſt einem Stahlſtich. Geh. $22^1/_2$ Sgr. fl. 1. 12 kr. — Eleg. gebunden Rthlr. 1. 10 Sgr. fl. 2. 24 kr.

Kapelle der Heiligen zur Ehre Gottes. Auszug aus dem „Dom der Heiligen." Vollſtändiges katholiſches Gebet- und Andachtsbuch. Mit Biſchöflicher Approbation. Nebſt Stahlſtich und chromolithographirtem Titel. Geheftet 18 Sgr. fl. 1. — Schön gebunden mit Goldſchnitt Rthlr. 1. fl. 1. 45 kr. — Ganz fein gebunden Rthlr. 1. 25 Sgr. fl. 3. 12 kr.

Mein Himmel im Gebete. Vollſtändiges Gebet- und Andachtsbuch für die katholiſche Jugend. Fünfte vermehrte Auflage. Mit Biſchöflicher Approbation. Mit einem Stahlſtich und vielen Holzſchnitten. Geh. 15 Sgr. 54 kr. — Eleg. geb. Rthlr. 1. fl. 1. 48 kr.

Mein Geleit zur Ewigkeit. Ein Andachts- und Gebet-Büchlein für alle Stände. Auszug aus dem „Tempel der Heiligen." Mit Biſchöflicher Approbation. Mit einem Stahlſtich. Geheftet. 7 Sgr. 24 kr.

Vorſtehendes Büchlein iſt aus dem „Tempel der Heiligen" zweckmäßig ausgezogen, um mit demſelben, da der Preis höchſt billig geſtellt iſt, auch den **Unbemittelten**, die gern mit den Worten der Heiligen Gottes beten möchten, eine erwünſchte Gelegenheit zu bieten.

RETURN TO ➟ CIRCULATION DEPARTMENT
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 HOME USE	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS
1-month loans may be renewed by calling 642-3405
6-month loans may be rechorged by bringing books to Circulation Desk
Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date

DUE AS STAMPED BELOW

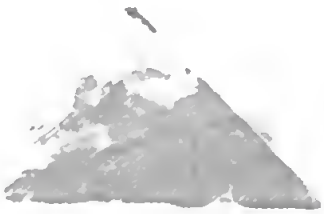
FEB 06 1992

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
FORM NO. DD6, 60m, 12/80 BERKELEY, CA 94720

(07097s10)476B Berkeley

U.C. BERKELEY LIBRARIES

C038525797



Digitized by Google